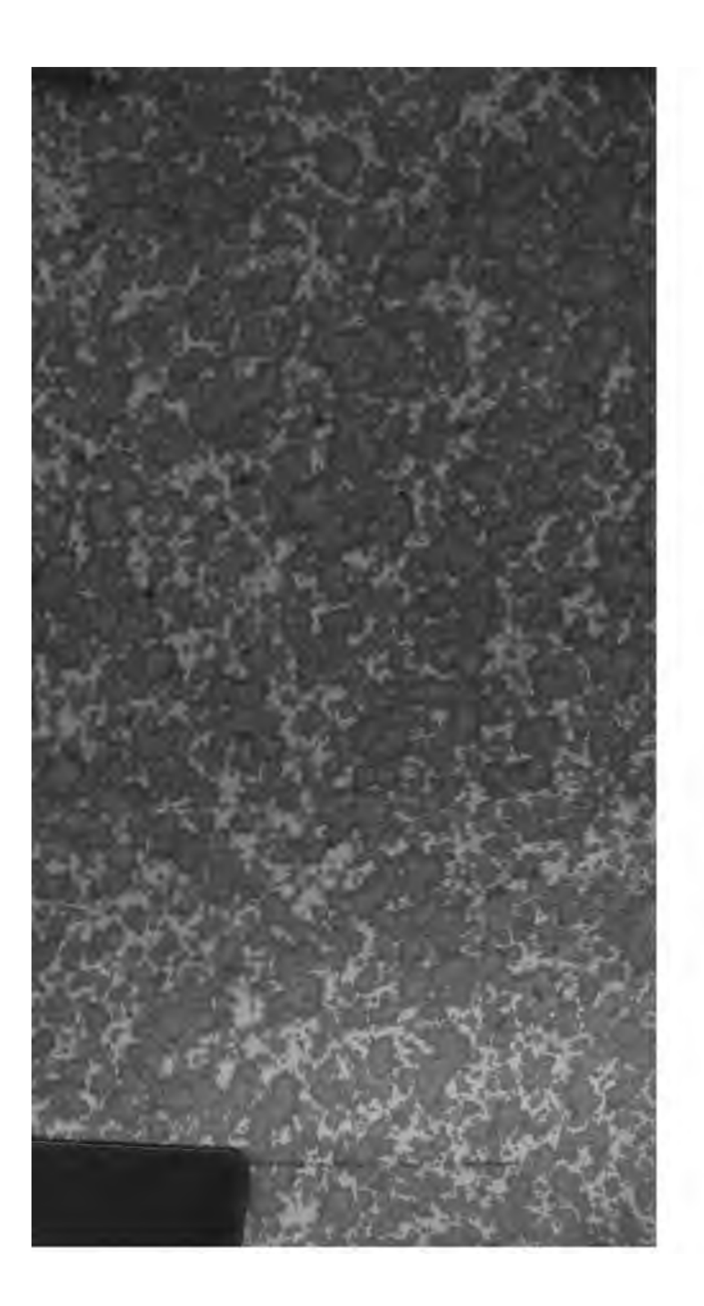
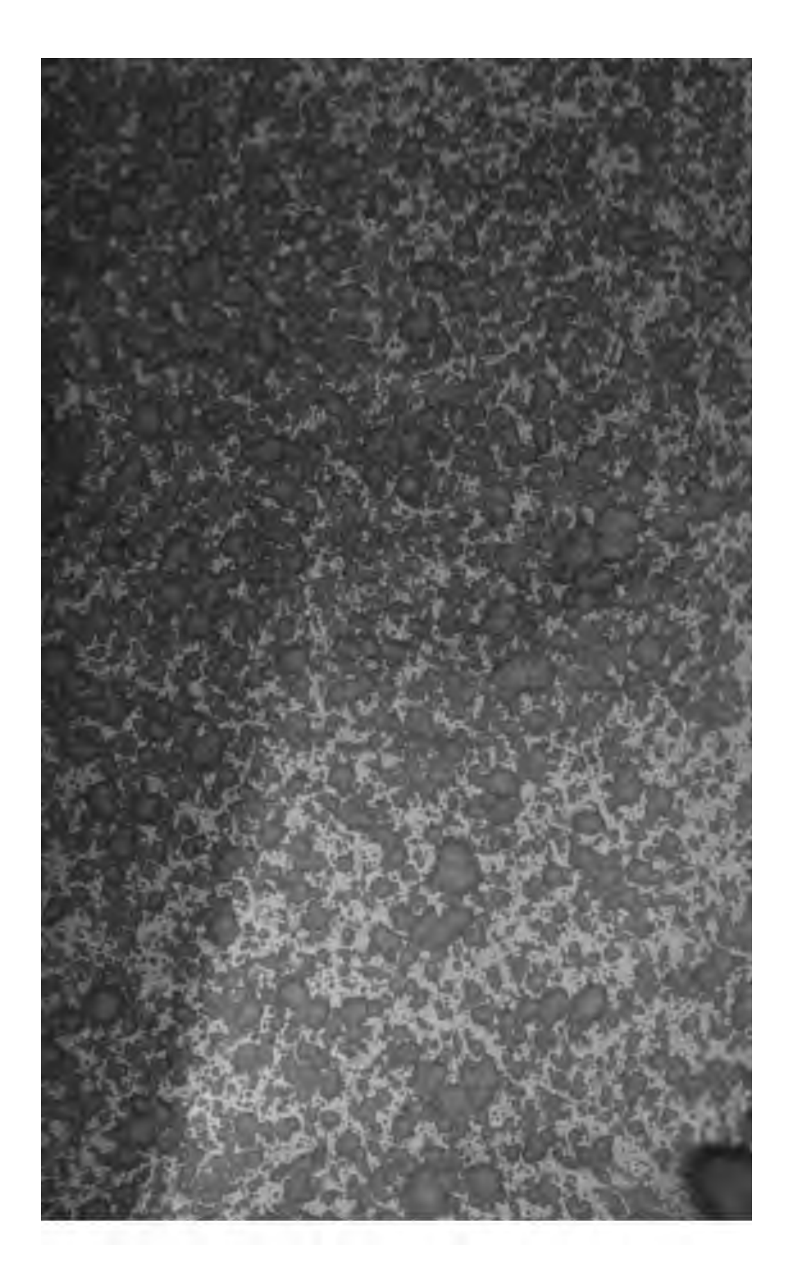
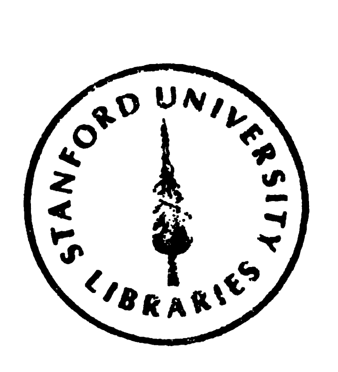
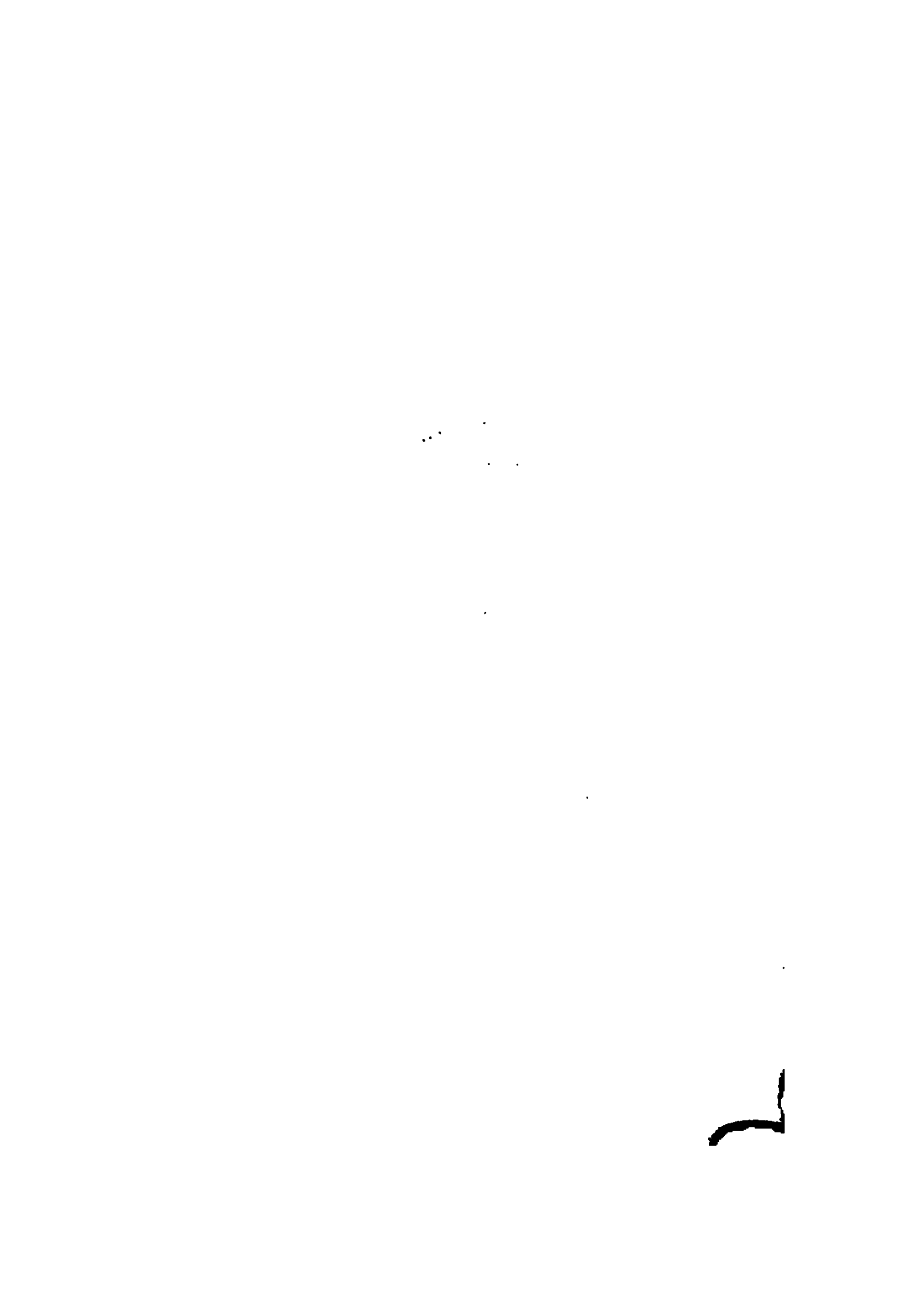







STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Ernst Frhrn. von Feuchtersleben's
sämmtliche Werke.

Mit Ausschluß der rein medizinischen

Herausgegeben

von

Friedrich Hebbel.

Siebenter Band.

(Enthält unter Anderem Feuchtersleben's Biographie und Charakteristik vom Herausgeber.)

Wien 1853.

Verlag von Carl Gerold und Sohn.

Druck von Carl Gerold und Sohn.

Kritiken. Charakteristiken. Vermischte Aufsätze. Biographie.

Rafael als Mensch und Künstler. Dargestellt von Dr. G. K. Nagler, Verf. des neuen allgemeinen Künstler-Lexikons. (Mit Rafaels Bildniß.) München, bei C. A. Fleischman. 1856. VIII und 365 S. gr. 8.

Man bemüht sich in den neuesten Tagen vielfältig, die Kunstgeschichte durch sorglich ausgearbeitete Biographien bedeutender Künstler zu fördern. Solche Arbeiten sind jedenfalls verdienstlich und verdienen den Dank der Kunstfreunde wie der ausübenden Künstler. Sollen sie aber Jenen zu echter Theorie, d. h. Anschauungsfähigkeit, diesen zu productiver Praxis behülflich sein, so wünscht man vorzugsweise über zweierlei Angelegenheiten aus ihnen unterrichtet zu werden. Erstens soll des dargestellten Künstlers artistische Eigenthümlichkeit genau und allseitig bezeichnet, ihm damit sein Platz in der Reihe der Vor-, Mit- und Nachwirkenden angewiesen werden; zweitens möchte man über seine innere Bildungsgeschichte, die Umstände, die ihn gehemmt, entwickelt, verschlimmert, gebessert haben, so wie über die Gestalt seines Gemüthes, die, bewußt oder unbewußt, immer auf die Leinwand übertragen wird, und deren Kenntniß das Verständniß der Werke erleichtert, Auskunft erhalten.

Diese beiden Forderungen sind nun in gegenwärtigem, mit rühmlicher Ausdauer, mit ausgezeichneter Belesenheit abgefaßten Werke nicht nach Wunsche berücksichtigt. Der Verfasser hat die Geschichte eines weit merkwürdigeren Kunstvermögens zur Aufgabe gewählt, als Reumont in seinem del Sarto, und doch weiß uns dieser seinen Mann anziehender, bekannter, bedeutender zu machen, als Nagler den seinen. Der Grund davon scheint in der vorwaltenden Liebe zur Kunst und daraus entspringenden Einsicht in dieselbe zu liegen, welche dem Biographen Andrea's sein Werk eingaben, so wie in dem gelehrten Triebe, welcher dem Biographen Sanzio's das seine dictirte. Denn die Gelehrsamkeit und das Kunstgefühl scheinen sich nur in dem einzigen Winkelmann mit einander vertragen zu haben. Reumont hat die Bilder des Andrea gesehen, geliebt, und in ihr Leben einzugehen versucht; Nagler trägt mit unermüdetem Fleiße Nachrichten und Beschreibungen aus Schriftstellern zusammen, die er selten widerlegt, da sie doch oft so gänzlich dissentiren. Die weimarischen Kunstfreunde, Schlegel, Rumohr, Passavant, Schorn, haben gleiches Stimmrecht. Nun gereicht freilich Bescheidenheit dem geselligen Menschen zum Lobe; vom Kunst-Geschichtsschreiber aber erwartet man eine fruchtbare Erörterung, einen letzten Ausspruch. Die Schwierigkeit, einen Geist wie Rafael's genetisch zu erklären, die halbe Unmöglichkeit, Produkte wie die seinen, mit Worten so darzustellen, daß man sie von andern gehörig unterscheidend würdige, verkennt man nicht; allein ohne einen Versuch, das Unmögliche zu leisten, wird kein schriftstellerisches, ja kein mensch-

liches Werk die Höhe erreichen, von wo aus es in's Leben schaffend eingreift; und ohne dieses Eingreifen erscheinen Bücher dem Denkenden eigentlich unnütz.

Diese allgemeinen Betrachtungen, wozu das vorliegende Buch Anlaß gab, müssen uns bestimmen, dem gelehrten Werth desselben nur noch mehr sein Recht widerfahren zu lassen. Was irgend zu Daten über die chronologische Folge von Raphael's Werken dienen konnte, ist redlich benützt, die Begebenheiten seines äußern Lebens laufen synchronistisch mit der Schilderung der Werke, und was über den Kunst-Charakter der letztern wie des Meisters selbst aus den bekanntesten Forschungen und Darstellungen hervorgeht, ist gedrängt und deutlich zusammengefaßt. Zum Schlusse wird noch, was von Bildnissen Raphael's vorhanden ist, angeführt, — eine kurze Charakteristik seiner vorzüglichsten Schüler versucht, — seiner Briefe und Dichtungen Erwähnung gethan, — und ein, nach den alphabetisch gereihten Städten, wo sich seine Werke befinden, geordnetes Verzeichniß derselben vorgelegt. Was die in der kaiserl. Gallerie zu Wien befindlichen betrifft, so haben die verdienstlichen Forschungen Albrecht Krafft's, deren Ergebnisse in der Zeitschrift „Blätter f. Kunst, Literatur u. Kritik" (erster Jahrg. Nr. 35, 36, 47, 48, 55, 56 und 57) niedergelegt sind, über ihre Genealogie das befriedigendste Licht verbreitet. Namentlich möchte durch sie die Echtheit der herrlichsten dieser Bilder nun auch für Jene constatirt sein, deren Auge unglücklich genug ist, eines Beweises von Schwarz auf Weiß zu bedürfen. — Im Texte vermißt man die Erwähnung des Bildes: Christus mit der Samaritin, aus Raphael's

Schule, das auch im Belvedere befindlich ist. — Um ein Beispiel zu geben, auf welche Weise die Ansichten der Kunsttheoretiker über Raphael redigirt worden, mag hier stehen, was bei Gelegenheit der Transfiguration gefragt wird (S. 286 u. f.): „Kein Kunstrichter," heißt es ,brachte es bei Beschreibung dieses Werkes zum genügenden, Resultate (ist die Beschreibung selbst nicht das genügendste Resultat?), weil sie das Gemälde als ein historisches betrachteten, (als was betrachtet es denn der Verf.?), wobei es unmöglich war, den Hauptvorwurf der verletzten Einheit zu beseitigen (so?). — Dabei werden in einer Note die Vertheidiger der sogenannten Doppelhandlung angeführt (!), denen sich der Verf. beigesellt, indem er „eine poetische Licenz" statuirt, „die sich Raphael hier erlaubt habe, oder derjenige, der ihm das Thema zu seinem Bilde gab." (S. 287.) Durfte der dürre, alte Gemeinplatz in einer erneuten Betrachtung dieses Meisterwerkes, auch nur wieder berührt werden? ist, um nur Einen aus Vielen zu nennen, der wackere Heinse auch zu keinem Resultate über das Werk gekommen, wenn er es auf's Lebendigste schildert, und dann als das beste von Raphaels theologischen Werken bezeichnet, „weil es die Quintessenz aller seiner heiligen Gefühle in sich hält, und den Zuschauer in den Mittelpunkt der christlichen Religion zaubert?" — Dann führt der Verf. die heterogensten Meinungen nach einander auf, nennt die körperlosen Deuteleien Fr. Schlegel's „einen höhern Gesichtspunkt" (S. 289), stimmt ihnen aber doch wieder nicht bei, und will am Ende „an die Stelle der gewöhnlichen Bewunderung

eine strenge Kritik" (S. 290) gesetzt wissen. Nun frage ich: bekommt auf diese Weise irgend Jemand auch nur eine Ahnung von dem, was Raphael gewollt oder gemacht hat? und wer uns diese nicht geben kann oder will, verpflichtet uns wenig, wenn er über Rahpael schreibt. Ich habe hier ein Beispiel mit absichtlicher Strenge erörtert, um das Unfruchtbare auch des emsigsten Compilirens im Gebiete der Kunst zu zeigen. Plus und Minus heben sich auf, und aus tausend Ansichten wird keine Anschauung.

Daher kommt es denn auch, daß wir, wenn wir zum Abschluß eine resumirende Charakteristik des außerordentlichen Künstlers erwarten, uns damit begnügen müssen, daß Raphael drei Manieren gehabt habe, deren erste durch Magerheit und Unvollkommenheit der Formen, blasses und dürftiges Colorit, — die zweite durch mehr Großartigkeit der Form und größere Farbenkraft, — die dritte durch Freiheit der Zeichnung und Behandlung, Großartigkeit und Majestät, so wie Kraft des Colorits, bezeichnet werden (S. 300). Wer würde sich mit dieser Schilderung begnügen? von Manieren sollte schon gar nicht die Rede sein, und nur der dreifachen Abtheilung liegt, wie allen Aussprüchen des allgemeinen Gefühls, etwas tieferes Wahres zum Grunde, das ich hier mit wenigen Zügen bezeichnen will.

Raphael's ganze Bildungsgeschichte stellt uns wie in einem Symbole die Bildung des Talentes, so wie der Kunst überhaupt, dar. Von einer treuen Ergebung an Natur und praktische Lehre geht sie aus. Der glücklich begabte Schüler übt sein Auge und seine Hand, und

folgt dabei einstweilen gänzlich dem Meister. Er läßt in dieser Periode seinem Talente Zeit, sich zu entfalten, und greift ihm nicht vor, ehe er die Mittel in seiner Gewalt hat, ihm zu genügen. Hier scheitern die meisten jetzigen Künstler; sie wollen singen, ehe sie lallen können. Glücklich, wer, wie Raphael, mit dem menschlichsten Sinne begabt, in eine Zeit und Schule fällt, wo noch nichts verdorben, nichts verkünstelt ist! Dieß ist die erste Periode, wo Raphael's Bilder von denen Perugino's oft nicht zu unterscheiden sind. Seine Arbeiten in Perugia, zumal die Krönung Mariens für das Kloster San Francesco, werden das Gepräge dieses Zeitraumes tragen. Nun aber, wenn der Stoff besiegt ist, wird die Seele sich ihrer eigenen Schönheit bewußt, und wirft das stille Licht ihrer inneren Anmuth auf Alles, was die Hand vollendet. Dieß ist die zweite Periode Raphael's, wo seine Bilder alle der Abdruck seines Gemüthes sind, und wie in Seele getaucht erscheinen. Wir freuen uns des Vorzugs, in der Madonna im Grünen ein herrliches Werk aus dieser Epoche zu besitzen. Es ist die Blütezeit jedes wahren Künstlers, wo jeder am meisten er selbst ist. Da kommt es denn auf die angeborne Natur eines Jeden an, was sich in seinen Gebilden aussprechen wird, und zweimal glücklich ist nun Raphael zu preisen, dem die schönste innewohnte! Kommt nun noch die Gunst des Schicksals hinzu, die dem Künstler, wie unserem an Papst Julius dem Zweiten, einen edlen Gönner und Kenner zuführt, so rühmen wir ihn dreifach beglückt; er aber lernt, während sein Geist sich klärt, nun andere Forderungen an sich machen als die,

welche bisher sein eignes Herz in ihm erweckte; er will dem objectiven Begriff einer großen, von den Weisesten und Besten anerkannten Kunst genügen, und dieß ist Raphael's dritte Epoche. Die Schule von Athen darf wohl zur Erläuterung des Begriffs von dieser Periode als Beispiel dienen. — Dieser Gang ist jedem Talente angewiesen, und der Kunst im Großen selbst. Nachahmung, Manier (im besten Sinne), Styl. In der ersten Epoche wird oft noch eine gewisse naive, trockene, herzliche Einfalt sichtbar werden, wie sie der Beschränkung, dem Unvermögen eigen ist, und man kann hieraus diejenigen beurtheilen, welche diese Epoche allen übrigen vorziehen und ewig darin verweilen möchten. In der zweiten bemerkt man häufig die Mängel und Einseitigkeit des Individuums; und in der dritten wird manchmal eine theoretische Satzung überschätzt und als Kunstgesetz in Ausübung gebracht. Von den beiden ersten Mängeln ist Raphael frei geblieben, — ob er dem letzten nie verfallen, wird schwer zu entscheiden sein, so lange nicht entschieden wird, was in der Kunst für Satzung, und was für Gesetz zu gelten habe. Auf jeden Fall wird deutlich, was Raphael dem Glücke zu danken hatte; und ist es nicht das Glück, welches jede himmlische Pflanze auf Erden reift und zur Blüte bringt? Dann wird auch klar, in welchen Zeitraum Raphael's Vollendung zu setzen sei: in den Uebergang nämlich vom zweiten zum dritten, wo die herrlichste Natur in den Schranken der Schönheit waltete. Um auch diesen Moment durch ein Beispiel zu fixiren, wähle ich aus vielen das unvergleichliche Bild lo spasimo di Sicilia. —

So schwebt uns billig Raphael für immer als die schönste Erscheinung, als das bedeutendste Sinnbild vor!

Mögen diese Umrisse als Ergänzung des verdienstlichen, mit dem lobenswerthesten Fleiße ausgeführten Buches gelten!

Carl Rahl*).

Nekrolog.

Die industriellen Tendenzen, welche die Gegenwart für sich in Anspruch nimmt und die idealen, ohne welche keine Kunst bestehen und gedeihen kann, schließen einander so wenig aus, daß sie sich vielmehr wechselseitig fördern und steigern. Glaube Niemand (obwohl es so häufig geglaubt wird!), daß die Bewegung unseres Jahrhunderts die Künste hinter sich lasse und ihre Ideale mit den Mythen des Alterthums zugleich den Reliquien der Geschichte zugeselle. Das Bedürfniß des Menschen nach ideeller Anschauung ist so tief in seine Natur gelegt als jedes sinnliche und wird erst desto unabweisbarer hervortreten, je voller das letztere befriedigt sein wird. Abgesehen von diesen Entwickelungen, welche die Zeit in ihrem Schoße bereitet, gibt es auch jetzt schon Punkte, auf welchen sich Kunst und Industrie berühren; dahin gehören die eigentlich technischen Kunstmittel, und es ist gewiß, daß z. B. die Daguerreotypie den Vorzug künstlerischer

*) Dieser Nekrolog des bedeutenden Vaters eines bedeutenderen Sohnes wird noch immer von Interesse sein.

Behandlung erst recht ins klare Licht gestellt hat. Zu solchen Betrachtungen veranlaßt uns der Verlust, den die Chalkographie so eben durch den Tod eines ihrer ersten Coryphäen erlitten hat.

Carl Heinrich Rahl, k. k. Kammer-Kupferstecher, Professor der Kupferstecherkunst in Wien und Professor erster Classe in Florenz, starb in Wien am 12. August 1843. Im Dorfe Hofen, ungefähr vier Stunden von Heidelberg, am 11. Julius 1779 geboren, Sohn eines Cattundruckers, kam er in die Lehre eines Silberarbeiters, wo er bereits sein Talent zum Zeichnen und Graviren an Knöpfen, einigen kleinen Versuchen radirter Landschaften, u. dgl. bethätigte. Getrieben von dem Drange, der entschiedene Gaben immer begleitet, ging er mit sehr geringen Mitteln im Jahre 1799 nach Wien, um unter Füger zu studiren, war jedoch nebstbei stets genöthiget, sich durch die Arbeiten seines früheren Berufs zu nähren, bis er, mit unsäglichem Fleiße sich in einigen Jahren auf die Stufe emporarbeitete, die seinen spätern Ruhm begründet hat. Im Jahre 1815 ward er zum Kunstmitgliede der Academie in Wien ernannt und nun begann die glänzendste Periode seines Wirkens. Nachdem er bis zum Jahre 1829 eine Reihe der verdienstvollsten Werke, meist im großen historischen Style, deren Zahl im Ganzen über 500 Platten beträgt, geliefert, wurde er in Anerkennung so großer Leistungen zum Kammer-Kupferstecher, und 10 Jahre später zum wirklichen Professor an der k. k. Academie ernannt, eine Stelle, die er bereits seit d. J. 1836 supplirt hatte. Er erlebte noch im Jahre 1842 die Aus-

zeichnung, in Florenz zum Professor erster Classe ernannt zu werden, — aber ein Jahr darauf endete, zum Verluste der Kunst und zum nie erlöschenden Schmerze Aller, die ihn näher gekannt haben, ein bösartiger Karbunkel im 65sten Jahre ein so ausgezeichnetes Leben. Die Redensarten, mit denen man gemeinhin die Urnen der Verstorbenen zu schmücken glaubt, sind Entweihung eines Daseins, das aus lebendigen Werken spricht — aber ein einfach treues Bild des Menschen wünscht auch Jener, der den Künstler ehrt. Wahrhaft in jedem Zuge, wohlwollend, rechtlich, rastlos thätig für das Wohl seiner Familie bemüht, ohne je den höchsten Kunstzweck, nach dem er unabläßig strebte, zum Handwerke zu erniedern, keiner menschlichen Angelegenheit fremd, für jede ein offenes Herz und einen gebildeten Geist bereit haltend, — so war Rahl, so wird sein Bild unauslöschlich Allen vorschweben, die das Glück hatten, sich seines Umganges, seiner Lehre, seiner Liebe zu erfreuen; ein nachahmenswerthes Vorbild besonders für Künstler, die den Beruf in sich fühlen, unabhängig von Zeit und persönlichen Verhältnissen, treu die Bahn des Rechten, des Großen und Schönen zu verfolgen.

Was ungünstige Verhältnisse in Rahls Jugend an Unterricht versäumen ließen, ersetzte er auf bewunderswerthe Weise durch eigenes Studium; so, daß er sich auf eine Höhe allgemeiner Bildung hinauf arbeitete, die ihn vor so vielen seiner Kunstgenossen besonders auszeichnete, und die dem Künstler, wenn er irgend etwas schaffen soll, das zu bleiben verdient, unerläßlich ist. Mit der Theorie

der Kunst durch Selbstdenken und Lectüre, mit ihren Schöpfungen aus Anschauung und Ausübung innig vertraut, stellte Rahl eine lebende Kunstgeschichte dar, und es wäre zu wünschen, daß die geschriebenen von Männern herrührten, die in solchem Sinne dazu befugt sind. Er war bemüht, die Ergebnisse seiner Bildung treulich auch auf Andere zu verpflanzen, und gewiß dankt ihm auch sein Sohn, der in Rom lebende Carl Rahl, die Grundlage zu dem Ruhme, den er besonders in neuester Zeit im Historien- und Portrait-Fache sich erwarb; wenigstens haben seine Arbeiten jenes, auch dem Vater eigene Gepräge von Ernst, Solidität und edlerer Richtung, welches Schule und Mode schwerlich zu geben geeignet sind, und welches denn auch nicht allzuhäufig getroffen wird. Da Rahl der Erste war, der, nach langer Unterbrechung, in Wien wieder Größeres in seiner Kunst versuchte, so hatte er mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die es erstaunlich machen, daß er noch so reussirte, wie es der Fall war. Er mußte seine größten Werke zum Studium für Kupferdrucker opfern. Auch im Malen machte er Versuche, wobei ihm seine innige Freude an der landschaftlichen Natur und seine durch Cultur erlangte Gabe, ihr einen kunstmäßigen Adel abzugewinnen, zu Statten kam. In der Zeichnung konnte man ihn vollendet nennen.

Zuerst versuchte er sich in der punktirten Manier, später widmete er sich ganz dem Grabstichel und der Nadel, durch die er zu seinem großen Ruhme gelangte. Die vorzüglichsten Arbeiten seiner ersten Periode sind: Hiob (*nach Wächters herrlicher* Composition), Belisar (nach dem

zeichnung, in Florenz zum Professor erster Classe ernannt zu werden, — aber ein Jahr darauf endete, zum Verluste der Kunst und zum nie erlöschenden Schmerze Aller, die ihn näher gekannt haben, ein bösartiger Karbunkel im 65sten Jahre ein so ausgezeichnetes Leben. Die Redensarten, mit denen man gemeinhin die Urnen der Verstorbenen zu schmücken glaubt, sind Entweihung eines Daseins, das aus lebendigen Werken spricht — aber ein einfach treues Bild des Menschen wünscht auch Jener, der den Künstler ehrt. Wahrhaft in jedem Zuge, wohlwollend, rechtlich, rastlos thätig für das Wohl seiner Familie bemüht, ohne je den höchsten Kunstzweck, nach dem er unabläßig strebte, zum Handwerke zu erniedern, keiner menschlichen Angelegenheit fremd, für jede ein offenes Herz und einen gebildeten Geist bereit haltend, — so war Rahl, so wird sein Bild unauslöschlich Allen vorschweben, die das Glück hatten, sich seines Umganges, seiner Lehre, seiner Liebe zu erfreuen; ein nachahmenswerthes Vorbild besonders für Künstler, die den Beruf in sich fühlen, unabhängig von Zeit und persönlichen Verhältnissen, treu die Bahn des Rechten, des Großen und Schönen zu verfolgen.

Was ungünstige Verhältnisse in Rahls Jugend an Unterricht versäumen ließen, ersetzte er auf bewunderswerthe Weise durch eigenes Studium; so, daß er sich auf eine Höhe allgemeiner Bildung hinauf arbeitete, die ihn vor so vielen seiner Kunstgenossen besonders auszeichnete, und die dem Künstler, wenn er irgend etwas schaffen soll, das zu bleiben verdient, unerläßlich ist. Mit der Theorie

der Kunst durch Selbstdenken und Lectüre, mit ihren Schöpfungen aus Anschauung und Ausübung innig vertraut, stellte Rahl eine lebende Kunstgeschichte dar, und es wäre zu wünschen, daß die geschriebenen von Männern herrührten, die in solchem Sinne dazu befugt sind. Er war bemüht, die Ergebnisse seiner Bildung treulich auch auf Andere zu verpflanzen, und gewiß dankt ihm auch sein Sohn, der in Rom lebende Carl Rahl, die Grundlage zu dem Ruhme, den er besonders in neuester Zeit im Historien- und Portrait-Fache sich erwarb; wenigstens haben seine Arbeiten jenes, auch dem Vater eigene Gepräge von Ernst, Solidität und edlerer Richtung, welches Schule und Mode schwerlich zu geben geeignet sind, und welches denn auch nicht allzuhäufig getroffen wird. Da Rahl der Erste war, der, nach langer Unterbrechung, in Wien wieder Größeres in seiner Kunst versuchte, so hatte er mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die es erstaunlich machen, daß er noch so reussirte, wie es der Fall war. Er mußte seine größten Werke zum Studium für Kupferdrucker opfern. Auch im Malen machte er Versuche, wobei ihm seine innige Freude an der landschaftlichen Natur und seine durch Cultur erlangte Gabe, ihr einen kunstmäßigen Adel abzugewinnen, zu Statten kam. In der Zeichnung konnte man ihn vollendet nennen.

Zuerst versuchte er sich in der punktirten Manier, später widmete er sich ganz dem Grabstichel und der Radel, durch die er zu seinem großen Ruhme gelangte. Die vorzüglichsten Arbeiten seiner ersten Periode sind: Hiob *(nach Wächters herrlicher Composition)*, Belisar (nach dem

selben), die großen Landschaften nach Poussin, eine Madonna nach Dominichio u. A. Die aus der Glanzperiode: die Margaretha Raphael's, die Nacht, Magdalena und eine Madonna nach Correggino, Fra Bartolomeos Darstellung im Tempel (worüber sich Goethe in Kunst und Alterthum, rühmend aussprach), Madonna nach Perugino, Krafft's Schlacht bei Aspern (ein sehr geschätztes Blatt), Hogarth zu Lichtenberg's Text u. a. Die größten der gestochenen Stahlplatten sind: Die Magdalena, welche Longhi's Kupferstich übertrifft, und die drei verbündeten Schweizer, nach einem Bilde seines Sohnes. Ueber Rahl's Verdienst in seiner Kunst ist nur Eine Stimme. Deutschland zählt ihn mit Stolz unter die größten seiner Kupferstecher. Reinheit, Zartheit und Kraft des Grabstichels ohne Effecthascherei bezeichnet man mit Recht als seine charakteristischen Vorzüge. Er verhält sich zu seinen Originalen wie ein geistvoller, mitschaffender Uebersetzer. Mit Kenntniß und Geschmack wählt er sie aus, mit Gefühl gibt er ihren eigenthümlichen Charakter wieder, ja er weiß sie, wo es bei geringeren Werken gebricht, zumal in der Zeichnung, nachhelfend zu verbessern; vom kleinsten Detail in ihnen legt er Rechenschaft ab, ohne die Totalwirkung zu verfehlen. Das Großartige, Erhabene sagt ihm mehr zu und gelingt ihm besser als das Anmuthige, und wenn in der Art, wie er Werke beurtheilte und wie er sie darstellte, manchmal Etwas zum Vorscheine kam, das wie Kälte aussah, so bedenke man, daß in allen Dingen wahre Meisterschaft immer aussieht wie Kälte.

Möge das Vaterland und die Nachwelt das Anden-

ken des unvergeßlichen Mannes ehren, dem diese Zeilen das allzudürftige Todtenopfer eines Freundes bringen, der ihn Zeitlebens betrauern wird.

Zu Fasel's Bild.

Wir erlauben uns, die Aufmerksamkeit eines richtenden und genießenden Publikums für ein Bild in Anspruch zu nehmen, welches, als wir es in Wien, im April d. J. zu sehen bekamen, durch die Bedeutsamkeit des Inhalts nicht minder als durch so manchen eigenthümlichen Vorzug der Behandlung, die unsere anziehend und lehrreich beschäftigte. Es ist: Goethes Apotheose; Oelgemälde von G. W. Fasel aus Carlsruhe, 5' hoch und $5\frac{1}{2}$' breit; oben bogenförmig abgeschlossen.

Unserer Grundmaxime treu, daß eine reine, so viel als möglich objective Beschreibung eines Kunstwerkes, in so fern es gelänge, daß die Seele desselben, das einzig Aussprechbare, Bedeutende daran, in sie überginge, die beste Kritik sei, — will ich sofort versuchen, was hier in Form und Farben uns erfreut, in Silben zu übersetzen.

Der Künstler hat die Ueberzeugung zu Grunde gelegt: die eigenthümlichste Verherrlichung eines Dichters sind seine Werke. Bedenkt man überdies, was die Geschichte der Poesie immer mehr anerkennen wird, — daß Goethe in unserer Dichterwelt einsam, ganz und abgeschlossen dasteht, und daß die beliebte Darstellung des Eintritt's unter die entgegenkommenden Heroen des Parnasses

bei ihm der rechten Bedeutung entbehrt hätte, so darf man es einen glücklichen Wurf nennen, daß hier Goethe blos im ruhigen Bezug auf das Seine, im Genusse seiner eigensten Welt dargestellt ist. Es ist ein wahrhaft Goethisches Verhältniß, wie er selbst es in dem Gedichte Prometheus schildert. In freier, erhabener Naturumgebung, worin sein Geist sich am liebsten zu Hause fühlte, auf einer Felsenbrücke, deren Doppelwölbung einen Blick auf's unendliche Meer gestattet, sitzt er; zu seinen Füßen Attribute der Wissenschaft und Kunst; hält mit der Linken die Lyra, die Er vor Allen von der hohen Vorwelt ererbt hat, und streckt mit schöpferischer, segnender Behaglichkeit die Rechte über den Reichthum seiner Gebilde hin, die da zu sagen scheint: es ist gut!

Von diesem Gipfel des Bildes aus wollen auch wir es betrachten, und am Schlusse uns wieder zu ihm und zu der Glorie erheben, die, des Dichters Haupt umglänzend, auf Vollendung deutet. An der Seite seines Herzens, gleichsam zu seiner Muse erhoben, ruht das wunderbarste seiner Geschöpfe, — Mignon, die goldenen Früchte der geliebten Zone in der Linken, das dunkellockigte Haupt sinnend auf die Rechte gestützt. Hier ist sie wohl an ihrem Platze. und mag sich selig fühlen; aber die Sehnsucht hat sie auch hier nicht verlassen, denn sie macht ja ihr innerstes Wesen aus. Zur Rechten des Dichters knieet, den Ausdruck unendlicher Wehmuth im seelenvollen Gesichte, von einer Fülle zarten, blonden Haares umflossen, Gretchens rührende Gestalt; mit den Händen des Kindes Leichnam bedeckend; zu ihren Füßen Ketten und eine geknickte

Lilie. Zu ihr herauf blickt Fausts schmerzzerrissenes Antlitz, seine Seele strebt ihr entgegen, aber sein Fuß ist verstrickt im Gewebe seiner Schuld, denn Valentins Leichnam ist unter ihm hingestreckt; — und seine Rechte, die den bindenden Pact geschrieben, hat schon der höhnende Verderber mit bleicher, kalter Krallenhand gepackt, der ihn grinsend dahin bedeutet, wo schon die dunklen Rosse schnaubend ihrer harren. Marthe, mit lüsternem Staunen das Kästchen mit dem Schatze betrachtend, an Mephisto's, — und die Gestalt des Mütterleins

„die sitzt dahinten auf dem Stein
Und wackelt mit dem Kopfe" —

an Gretchens Seite, vollenden diese Gruppe, — wohl die poetisch'ste von allen.

Ihr zunächst spricht uns eine Composition an, die wir wohl als die reichste von allen bezeichnen dürfen. Der biedere Berlichingen ruht sterbend auf dem Rasen. Das kaiserliche Blatt, das ihm Befreiung kündet, und das er noch in der Linken hält, kam zu spät, — seine Befreiung war von einem höheren Herrn beschlossen. Das Urbild deutscher Frauen, die edle Elisabeth steht ihm zu Häupten; ihre Rechte ruht auf der Schulter des Helden, die Linke verhüllt den großen, den würdigen Schmerz ihres Angesichts. Neben ihr der wackere Georg, die treue Seele, außer Elisabeth die nächste an Götzens Herzen. Hinter beiden die Köpfe Bruder Martins, Lersens und des Bürgermeisters von Heilbronn. Ihnen gegenüber beugt sich Mariens *echt-deutsches*, gemüthvoll schmerzliches Ant-

litz zu dem Sterbenden, während ihre Hände seinen Sohn den Liebling ihres Herzens, zu sich ziehen. Bedeutungsvoll contrastirt mit dieser Scene edlen Schmerzes das Schauspiel an Weislingens Leichnam, neben welchem Franz verzweifelnd in seinen Haaren wühlt, und Adelheid mit dem Entsetzen des rächenden Gewissens vor dem Diener der heil. Vehme zurückstarrt, der aus der Tiefe mit den schauervollen Mahnzeichen des Gerichtes zu ihr heraufsteigt.

Von hier aus nähern wir uns der einfachen, höchst wirksamen Gruppe, welche den Mittelpunkt des Bildes ausmacht. Egmont, im herrlichen Traume seines Glücks, läßt seine Hände mit Clärchens üppig wallenden Locken spielen; sie ruht, an seine Seite hingegossen, und betrachtet mit tändelnder Ehrfurcht den Ordensschmuck am Busen des Helden; ach! er schützt ihn nicht vor dem kalten, herzlosen Feinde, dessen starre, widrig unbeugsame, eiserne Gestalt bereits hinter ihm steht, — dessen knöcherne Finger ihm schon mit dräuender Mahnung auf die Schulter klopfen. Man wird an die „langbeinigen Spinnen" erinnert, die den schuldlosen Fliegen tödtlich-trügerische Netze bereiten. In bescheidener Entfernung von der merkwürdigen Scene steht, gesenkten Hauptes, der arme Brackenburg, den halb abgewundenen Faden in den Händen, den blauen Faden, der Treue durch den er an das holde Mädchen, die ihn spielend durch die Finger gleiten läßt, gebunden ist. So sind hier 4 Personen zu einer bedeutenden symbolischen Handlung auf's Verständlichste verknüpft, und man wird diese Gruppe die redendste im ganzen Bilde nennen müssen.

Im rechten Vordergrunde aber zieht uns mit sanfter Macht eine andere an, welche das Beiwort der anmuthig-ernsten verdient, das wohl auch dem Gedichte zukommt, welches sie bedeutet. Denn wir sehen hier den fürstlichen Alphons, der, nach der unabänderlichen Ordnung des Geschickes, den herzoglichen Purpur als Scheidewand zwischen die verschwiegene Neigung eines edlen Paares ausstreckt. Mit würdevoller Wehmuth wendet sich die Prinzessin von ihrem Glücke; aber nicht so ruhig vermag der glühende Dichter sein Schicksal zu dulden. Vernichtet sitzt er in fast knieender Stellung auf einem Steine, — die eine Hand auf das Denkmal seiner schöneren Stunden gestützt, mit der andern schmerzlich den Kranz zerdrückend, der ihm zur Dornenkrone ward; während die Spuren des Wahnwitzes bereits die edlen, männlichen Züge verdunkeln. Ruhig-kalt steht Antonio hinter dem Fürsten, ein verdüsterter Abdruck seines Herrn, und mit freundlichem Zuspruch sucht die gefällige Lenore die trauernde Seele der ernsten Freundin zu erheitern.

Zu einer so an die Blüte der Kunst erinnernden Versammlung mag sich wohl der Künstler schicken, der hinter ihnen zu uns herüberblickt.

Der übrige, mit schattender Vegetation belebte Theil des Felsens zeigt uns ein maskenhaftes Gewühl mannigfacher Gestalten, deren Bedeutungen zu enträthseln eigentlich mehr Vergnügen gewährte, als sie vom Blatte herab zu lesen. Der Künstler hat hier einen gewissen Humor walten lassen. Dort contrastirt mit dem armen altmodischen Werther gar sehr der rothwangige Junge mit der

Hand in der Tasche, der ihm das verhängnißvolle Schießgewehr gebracht hat; hier ist Herrmann bemüht, die anmuthig ausgleitende Geliebte zu unterstützen; ein Gebüsch trennt ihn vom Landschaftsmaler, der nur glücklich zu preisen ist, wenn Amor ihm beisteht; über ihnen verbirgt die Braut von Corinth, lang und langsam sich emporhebend, den erglühten Jüngling vor dem späten Lämpchen der Mutter; der Gott und die Bajadere genießen eines ruhigen Anschauens; dem Sänger wird die einzige verlangte Gabe, der gefüllte goldene Becher, — während der minder beglückte Edelknabe mit langer Nase von der Müllerin abziehen muß. Spinnerin, Jude, Ritter, Masken, helfen das bunte Gewirr vervielfachen.

Da sucht das Auge wieder Ruhe und wendet sich unter die linke Wölbung der Felsenbrücke, wo Thoas, durch die milde Kraft der Menschlichkeit besiegt, von dem herrlichen Kleeblatt Abschied nimmt, dem schon der Schnabel des gerüsteten Schiffes und die heitere Linie am Horizont Wiederkehr in's geliebte Griechenland verheißt. Den neuen Pausias beglückt auf der anderen Seite der frische Kranz von seines Mädchens Händen, — während im fernen Hintergrunde der König des fabelhaften Thule den Becher in die Wellen wirft, — und, damit ja kein Raum ohne Schmuck und Bedeutung bleibe, über ihm auf höheren Felsenstufen der wundersame Zug aus den Wanderjahren, „die Flucht nach Egypten," in dämmernde Fernen sich verliert.

Wenn wir, nach einer solchen Uebersicht des Ganzen, erwägen, daß die einzelnen dazu erforderlichen Compositionen nicht für sich, sondern in wechselseitigem Bezug, als Glieder Einer großen Composition zu denken und zu beurtheilen sind, — und wenn wir die zart durchdachte Symbolik, mit welcher, in jeder von ihnen das Vergangene, Jetzige und Künftige in Eine Darstellung verwebt ist, nachempfinden: so können wir nicht umhin, einerseits die besondere Schwierigkeit der Aufgabe, andererseits das schöne Geschick, womit sie gelöst ist, anzuerkennen. Daß in jener, wie sie der Künstler sich nun einmal gestellt hat, für lebendige Verkörperung immer etwas Unüberwindliches liegt, ist schwer zu verhehlen. Das Identificiren eines Dichters mit den Gestalten, die aus seinem Gehirne entsprangen, ist der völligen Realität entgegen; und in diesem Sinne müssen auch die Felsenbögen, einem fast allegorischen Bilde gemäß, als Mittel betrachtet werden, einzelne Partien symmetrisch zu sondern und zu verbinden. Licht und Schatten in großen Massen bringen allerdings mehr Einheit in's Ganze. Durch das Costüme, welches, im Einzelnen geschichtlich, durchaus einer freieren Allgemeinheit genähert ist, wird diese Einheit unterstützt; und so sind auch diejenigen Köpfe, die uns aus der Geschichte in ihrer bestimmten Individualität vorschweben, mit Beibehaltung des wesentlichen Typus, veredelt. Am eigensten gelingen dem Künstler die lieblich ausdrucksvollen Frauenköpfe; und die edle Leonore; das liebevolle Klärchen; die herzliche Marie, — vor allen das schmerzverklärte Gretchen, möchten mit allem Aufwand von Worten,

nicht genug zu loben sein. Ist es nun, bei Beschreibung von Kunstwerken unser Hauptaugenmerk, wo möglich die Seele des Künstlers zu dolmetschen, so muß es uns an diesem Bilde besonders merkwürdig sein, wie durch die Auffassung von Seiten eines eigenthümlichen Naturells, hier aus dem realsten, heitersten aller neueren Dichter, ein elegischer, man darf, im edlen Sinne des Worts, sagen sentimentaler, geworden ist. Die besonderen Kenner Goethes werden sagen, und es muß auch in unserer möglichst treuen Darstellung fühlbar sein, daß dieser Mephistopheles, diese Mignon, dieser Werther und Antonio nicht die Goethes sind, sondern neugeschaffene; so wie jede Composition für sich ein tragisches Element ausspricht. Ob das mehr Tadel oder Lob, oder nichts von beiden, ausdrückt, überlassen wir dem Nachdenken. Möchte das Ganze allenthalben so viel Theilname finden, als es in uns angeregt hat!

Rhapsodie über Monumente.

Gelegenheitlich.

Das Schöne und das Erhabene sind die Marken des Kunstgebietes. Denkmale gehören dem zweiten an, denn ihr Zweck ist Erhebung. Lachende, oder schmerzlich süße Erinnerungen, gut für Stammbücher und Kirchhöfe, laden zu erneuetem Genusse oder zu müssiger Wehmuth ein. Beides steht dem vereinzelten, unwichtigen Menschen wohl an, in einer Stunde der Menschlichkeit, nicht den Völkern, nicht dem Manne im Angesichte der Völker. Hier ist

„That“ das Losungswort, und Thaten sind Kinder der Erhebung. Aus den Erinnerungen der Nationen bleibt nur das Große übrig, denn nur in ihm ist die Bürgschaft des Ewigen gegeben, während Schmerz und Freude vergänglich sind. In diesen Sätzen liegt die Bedeutung öffentlicher Sinnbilder. Doch sind nirgends, in Leben oder Kunst, die Grenzlinien so scharf gezogen, als auf dem Papiere. Der Künstler wird, je nach dem Bedürfnisse, bestimmte Zeiten oder Personen zu charakterisiren, das Erhebende aus der Rührung, wie aus der Freude, ja dem Scherze, übergänglich zu erzeugen wissen.

Den Menschen erhebt nichts kräftiger, als die Größe menschlicher Persönlichkeit. Darum galten von jeher Bildnisse vorzüglicher Menschen, als die würdigsten Denkmale ihrer Zeit. Denn, man sage, was man wolle — zur Ehre unseres Geschlechtes sei es wiederholt: die Zeit schaff't ihre Männer — der Mann gestaltet seine Zeit. In ihren Regenten, Heroen, Dichtern, Denkern, in keiner Abstraktion von Beschäftigung oder Betrieb, wird ihr Charakter ausgesprochen. Welche Richtung kann sie nehmen, die ihr nicht vorgezeichnet worden wäre? Wer schreibt Richtungen vor, als der Gedanke? und wo entspringt der Gedanke, als im Geiste des Tüchtigen?

Aber auch nur in diesem Sinne gilt der Mensch in der Geschichte, nicht durch die Schlacken seiner Individualität. Nur in diesem Sinne kann das Denkbild seinen Mann verewigen wollen. Wer an dasselbe hintritt, den muß zugleich das Gefühl der innigen Gegenwart, und der Ewigkeit des Abgebildeten ergreifen. (Ikonisch ideal.) Der

Künstler erreicht eine solche Absicht durch die innerlich treue, aber ideelle Auffassung und Behandlung des Kopfes, durch den Ausdruck eines auf sich selbst ruhenden und gegründeten, festen Daseins, ohne kleinlichen Bezug nach außen, durch eine kunstgemäße, würdige Bekleidung, selbst durch das Kolossale der Dimensionen, das die Griechen, ganz der natürlichen sinnlichen Empfindung des Menschen treu, für Götter und Heroen unerläßlich fanden, mit Einem Worte: durch das, was man in den Künsten „Styl" nennt, was da macht, daß der Mensch des Künstlers nicht wie „Hinz und Kunz" sondern wie ein Mensch aussieht, was da hindert, daß ein Goethe von seiner Büste mit in die Weste gesteckter Hand sagen mußte: so würde ich mich schämen, vor meinem Herzoge, geschweige von Welt und Nachwelt da zu stehen.

Die Griechen haben uns die Verkörperung dieses höheren Begriffes bekanntlich hinterlassen; wir stellen mit Recht ihre Formen oben an: nicht weil sie griechisch — weil sie menschlich sind. An allen ihren Denkbildern erhebt uns dieses unbezeichenbare Etwas, dieses bescheidene und große, stille Dasein, dieser über alle Glieder und Falten ausgegossene Geist. Sie hielten streng an den angeführten Grundsätzen. Minder bedeutenden Menschen war es nicht gegönnt, ihre Persönlichkeit durch die Kunst festgehalten zu sehen; die völlige Nachahmung (εις τοχρεωο) war in Griechenland bei Strafe verboten. Nur die höchsten Persönlichkeiten hielt man, als solche, der Verewigung würdig; und hier wußte die Kunst zu ergänzen, *was etwa eine Laune* der Natur übersehen, oder muth-

willig behandelt hatte. Denn die Kunst, da sie vom Menschen ausgeht, nimmt den Menschen viel wichtiger und ernsthafter, als die Natur ihn behandelt. So nützte Lysippos den schiefen Hals Alexanders, dahin, daß der Held, gegen den Himmel gewendet, sich als den Sieger der Erde fühlte. Man mußte dreimal gesiegt haben, um eine solche ikonische (Portrait) Statue erhalten zu dürfen; eine idealisirte war nach dem ersten Siege gestattet. So hielten es die Griechen.

Das Alles haben sie gut gemacht, aber immer — nicht als Griechen, sondern als Menschen. Wer da glauben würde, ein griechisches Gewand sei die Anwartschaft auf Unsterblichkeit, dem würde sein Glaube nicht helfen. Das eben bewähre die Kunst des Künstlers, bis auf den Saum des Gewandes herab, — wie es den Geist des großen Menschen bewährt hat, den er darstellt — daß er der Zeit gebe, was der Zeit, und dem Ewigen, was dem Ewigen gehört. Wer an sein Gebilde hintritt, habe zugleich das rein Menschliche und die Geschichte vor Augen, fühle sich an Personen und Zeiten erinnert, aber nicht an den Schneider. (Historisch ideal.) Wie das zu leisten sei? So frag't kein wahrer Künstler; nicht einmal ein mittelmäßiger Kunstliebhaber, der auch nur die Statuetten unseres Ramelmayr gesehen, und nicht im Stande war, in der „Mutterliebe" die Griechen, oder wenn man lieber will, das Ideal und die oberösterreichische Bäuerin auseinander zu wickeln. Man mag sich auch immerhin an Formen moderner Bedeutung halten; Monumente haben und behalten, ihrem Wesen nach, immer etwas Symbolisches. *Ist nicht alle* Erinnerung ein Sinnbild?

So viel ist also gewiß: das Denkbild soll repräsentiren. Die Zeit durch den Menschen, den Menschen in seiner Zeit. Aber nicht die Repräsentation der Etikette, wie sie Bernini's Standbilder zeigen, die Repräsentation geschichtlicher Würde steht ihm an. (Weder der Schlafrock noch das Gallakleid.)

Nichts eignet so, den Menschen in seiner ganzen Persönlichkeit würdig zu repräsentiren, als die Plastik. Sie bleibt für immer die echt monumentale Kunst. Diese ewige, stille, vollkommene Gegenwärtigkeit, diese Verklärung und Dauer des Individuums in dem Augenblicke seiner höchsten irdischen Entwicklung kann nur sie ihren Gebilden verleihen. Wie sie Achill's, Alexander's und Marc Aurel's Gestalten hinstellte, so schweben diese auf ewig den Augen und Gemüthern der Menschen vor. Die Plastik leidet keine gemeine Idee, keine mittelmäßige Ausführung. Ein kleiner Zeichnungsfehler, den man am Gemälde kaum wahrnimmt, kann hier die ganze Wirkung verändern. In der Plastik drückt die Gestalt durch sich selbst eine Bedeutung aus. Ihre Gebilde sind Personifikationen, und sprechen als Wesen menschlicher Gestalt, was die Gestalt des Menschen uns sagen kann. Attribute können es nicht deutlicher machen, Allegorien können es nicht erhöhen, sie bleiben todtes Spielzeug in der Gegenwart menschlicher Größe. Als solches mögen sie, sparsam und bedeutend, das Piedestal zu den Füßen des Helden schmücken. Auf seinen Flächen hat der Gedanke Raum, sich auszubreiten; er gebe den Basreliefs Bedeutung, von der geschichtlichen Composition bis zur träumerischen Ara-

beske. Aber immer sparsam mit der Allegorie! Wie der vielsagende Zauber der stummen Natur, im Zuge der Wolken, in den Schauspielen des Morgens und Abends, wie die vertrauliche Sprache der Augen von Herzen zu Herzen, bedürfe sie keiner kalten Inschrift, keiner convenzionellen Zeichen, um zu sagen, was nie gesagt, was nur empfunden werden soll. Die Plastik hat denn auch zur erwähnten Absicht die rechte Bekleidung. Eigentlich nach Herder's wahrer Bemerkung, kann sie gar nicht bekleiden. Denn offenbar verhüllt sie gleich unter dem Kleide. „Es ist," wie er es ausdrückte, „nicht mehr ein menschlicher Körper, es ist ein langbekleideter Block." Was die Griechen überwarfen, war nur gleichsam ein Kleid. In seinem Wurfe ließen sie die Gestalt des Menschen frei und bestimmt walten, ließen sie den Weisen, den Priester, den Helden, den König mit Leichtigkeit unterscheiden: meist wurde der Mantel unter dem rechten Arme über die linke Schulter geworfen, ein Viertheil oder Drittheil übergeschlagen, welches dienen konnte, nöthigen Falls den Kopf zu bedecken. Bei Kaisern bedeutete ein Theil der Toga auf's Haupt gezogen die hohepriesterliche Würde derselben. Was die Falten sagen, fühlt jeder Kunstfreund an Michael Angelo's Profeten, an Wächters Greisen, wo „jede Falte ein Mann" ist, und an so manchen Werken geschmackloser Bildner, wo die Helden ihr Gewand, wie der Leinwandhändler seine Waare zu Markte tragen. Drappirung ist dem Marmor, was Begleitung dem Gesange.

Marmor war der auserwählte Stoff griechischer Kunst. Aber frühe schon, in Italien früher, als in Griechenland

(wenn Pausanias und Winkelmann nicht irren) goß man in Erz. An den Fortschritten dieser Technik könnte man die Weltgeschichte erzählen. Es ist merkwürdig, die Geschichte von Benevenuto Collini's Güssen zu lesen, wie er sie selbst berichtet. Die Entdeckung von Amerika nimmt sich nicht größer aus. Vierzehn Jahre und ein halbes brauchten der brave Falconet, und der Gießer Kajlow zur Bearbeitung und Aufstellung der bloßen Gruppe der Statue Peter's des Großen in St. Petersburg, ohne das architektonische Piedestal. In fünfzehn Jahren brachte Mayer aus Stockholm mit Hilfe Gore's, der den Guß besorgte, das Denkmal Friedrich's V. in Copenhagen zu Stande, dessen Fußgestell ganz einfach ist, und nur den König für sich allein sprechen läßt. Das Monument Gustav Adolf's in Stockholm wurde von mehreren Künstlern erst in neun und dreißig Jahren, das von Ludwig XV. durch Bouchardon und Pigalle in fünfzehn Jahren vollendet. Unsere Leser wissen aus diesen Blättern (Nr. 25), daß unser Zauner nach mühevollen Arbeiten von neun Jahren die Statue Josef's II. enthüllte. Interessant ist Blüchers Standbild von Rauch in Berlin. Porträte, Nationalphisiognomien und modernes Costüme, charakterisiren die halb erhobenen Arbeiten des Piedestals. Im gleichen Sinne ist die Figur des Helden, die mit dem Fußgestelle beiläufig gleiche Höhe hält, gedacht und gebildet. Warum sollte nicht einmal der Versuch gewagt werden, ein volksthümliches Angedenken der Kunst anzueignen? Der rechte Künstler vermag, was die Theorie nicht vorbilden kann. Der Buchstabe tödtet, der Geist beleb't. Auch die Kunst ge-

stattet Individualitäten, aber als solche müssen sie sich behaupten können, und Ausnahmen müssen sie bleiben. Tausend Meinungen, Kritiken und Bemerkungen kreuzen sich bei jeder öffentlichen Aufstellung. Den Künstler mögen sie nicht irren. Jeder Einzelne hält die seine für richtig — am Einzelnen halten sich Alle. Die reine Wirkung, durch die Zeit geprüft, entscheidet allein. Einseitig ist jede Kritik, jede Kunstansicht, jede Theorie, jede Maxime. Ueber die Kunst im Allgemeinen läßt sich sprechen; das Kunstwerk ist sich sein Urtheil selbst, zugleich mit Dem, der es schweigend betrachtet.

Tadle Niemand die Epoche der Monumente! Warum sollen die Pausen des Lebens nicht der Vergangenheit gewidmet sein? Wer entscheidet über geschichtliche Bedeutung? Alles hat sie, für den, der sie zu finden weiß. An der Zahl der Monumente weckt, bildet, berichtigt, läutert sich der Kunstsinn, der nationale. Die kommenden Geschlechter werden in unser Erbe eingesetzt. Eine versteinerte Geschichte spricht tiefer zu ihnen, als die gedruckte. Denn an der Geschichte ist Nichts lebendig, als die Erhebung, die sie gewährt. Gehe alles Uebrige im Pergament und Löschpapier sammt Datum und Jahreszahl, immerhin zu Grunde, wenn nur jene bleibt, und mit ihr die Bürgschaft für unsere Bestimmung! Die Kunst hält fest, was der Unsterblichkeit fähig ist; das Gebrechliche verschwindet vor ihr. Der Sinn für das Große nährt sich durch deu Künstler im Menschen, durch den Menschen im Künstler; Thaten und ihre Darstellung sind sich verwandt; und mit welchem Gefühle weilt der Held unter Denkmalen, die ihm sein

eigenes vorbedeuten, mit welchen schafft sie der Künstler dem sie zugleich sein eigenes sind.

Noch erwäge man, daß wie für Persönlichkeiten Denkbilder so für Zeiten Architekturen die eigentlichsten Monumente sind. Aus den Bauten der Völker spricht ihr ganzes Dasein zu uns. Ruinen zwischen wuchernden Gesträuchen, wie Schatten der Unterwelt aus der Tiefe gefördert, reden eine bedeutungsvolle Sprache. Man sollte lernen, sie zu verstehen, sie zu überliefern. Die großen und eingreifenden Verhältnisse der Baukunst wirken tiefer, erziehender für die Menschen, als ein oberflächlicher Beobachter vermuthet. Hierin ist noch viel, sehr viel zu thun. Aber harmonisch müßte es geschehen; alle Künste in einem Sinne, zu einem Ziele wirkend, und das Leben mit ihnen; einig zusammenhängend, in und zu einem Ganzen, nicht stückweise, abgerissen, lückenhaft, und bis zum Unverständlichen rhapsodisch — wie diese Zeilen.

Das jüngste Gericht, von P. Cornelius.

Didaskalie.

Ein Moses bist Du ....
Und von des Sinai Granit-Gerüste
Hast Du das heilige Gesetz getragen;
Es wird als ew'ge Norm der Erde sagen:
Daß Deine Stirn Jehova selber küßte.

(An Cornelius; von Schober.)

Nichts ist eitler und unfruchtbarer, als ein allgemeines Theoretisiren über Kunst; sei es in der bildenden,

wobei man nichts bestimmtes, sei es in der Musik, wobei man gar nichts denkt. Und doch, nichts ist in diesem Augenblicke der bildenden Kunst nöthiger, als ein allgemeines Theoretisiren — wodurch allein sie sich in Künstler und Publicum — dort von einer kleinlichen naturalistischen Praxis, hier von einem verderblichen Dilettantismus, wieder dahin erheben kann, wohin sie der Genius der Menschheit gestellt hat. Wie diesen Widerspruch lösen? Ich weiß nur ein Mittel: dadurch, daß man nie in's Leere hinein, nie blos vor dem Forum der Gedanken, sondern immer in Gegenwart eines bestimmten Kunstwerks theoretisire, so, daß Anschauung und Wort sich gegenseitig tragen und bedingen. Man darf da nicht fürchten, zu sehr in's Allgemeine zu gerathen, weil ein Besonderes gegeben ist; nicht besorgen, zu sehr zu specialisiren, weil jedes echte Kunstwerk sich in die Höhe des Allgemeinen, in das Reich des Geistes erhebt, und Gesetze gibt und ausspricht. Das ist es eben, woran zu mahnen jetzt manchmal Noth thut. Wie viele der modernen Künstler fragen denn ihr Inneres, ehe sie die Palette ergreifen? und wie viele Beschauer fragen das ihrige, um das des Künstlers zu errathen? ja wie viele wissen denn, *was* eigentlich an einem Bilde zu fragen und zu sehen ist? Die hübschen Gesichter, die reizenden Beleuchtungen, die feinen Möbelstoffe, sind noch nicht Alles; auch die historischen Charakterzüge nicht.

Ueber meinem Schreibtische hängt der Kupferstich (von J. Merz) von Cornelius jüngstem Gerichte, das in der Ludwigskirche in München befindlich ist. Dieser Kupfer-

stich ist in jeder Kunsthandlung zu sehen und zu haben. An ihm möchte ich Einiges von dem auszusprechen suchen, was ich oben andeutete; ich sage Einiges; ich hätte sagen sollen das Wenigste, — denn ein tüchtiges Kunstwerk enthält, zuletzt, wenn es von der höheren Art ist, die ganze Theorie der Kunst in sich; man hätte seine liebe Noth es zu erklären, und brauchte jedenfalls einen Octav-Band, nicht einen Octav-Bogen dazu; ganz abgesehen von dem, was ganz unerklärbar bleibt, und wozu eben die Anschauung des Werkes, und ein Organ dafür, erforderlich sind. Nicht einmal eine ordentliche Beschreibung des Bildes erwarte man von mir; da ich die Gegenwart des Kunstwerkes voraussetze, ist sie unnütz; und hier tritt gleich Eine der Eigenschaften dieses Werkes (der Reichthum) hervor; ich gebe Jedem, der Lust hat, auf, das Bild ganz trocken, aber genau, bloß zu beschreiben; er braucht ein Buch Papier, und etwas mehr Muße dazu, als ich habe. Also, nur diesen und jenen Anknüpfungspunkt für geistigen Kunstgenuß will ich zu fixiren suchen; und hierzu ist der Kupferstich vielleicht geeigneter, als das Originalgemälde; theils, weil er überschaubarer ist, theils weil die Vorzüge gerade dieses Künstlers, mehr auf der auch hier ersichtlichen künstlerischen, als auf der technischen Seite, zumal des Colorits, liegen. Darum eben habe ich diesen Künstler gewählt.

„Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters!" (Matth. 25, 34) und: „Weichet hin von mir Ihr Verfluchten!" (Matth. 25, 41). — Das ist der Text, über *welchen dieses* Bild seine Vorlesung hält. Es ist, an in-

tellektuellem und sittlichem Gehalt, der größte Gegenstand, welchen die christliche Symbolik bietet, so wie der Mythos der Nemesis ohne Zweifel der größte Gedanke der griechischen ist. Treten wir nun zum erstenmale an unser Bild hin, und betrachten wir es aus einer Entfernung, die einen Gesammtblick erlaubt, — versuchen wir es, noch von aller Bedeutung und allem Detail zu abstrahiren und an den Figuren nur die Linien ihrer Umrisse zu sehen, — so haben wir den Eindruck einer symmetrischen, reichen, harmonischen, großartig-freundlichen Arabeske. Dieser Eindruck wird durch die vollendete Kunst der Anordnung hervorgebracht, worin es wohl Niemand dem Cornelius gleich thut. Rechts herab von Christus bis links hinauf zu ihm schlingt sich, wie ein Kranz in Wolken, das nirgend unterbrochene Ganze, und wenn es „die höchste Schwelgerei der Kunst" genannt wurde, auf den Sarkophagen der Alten mit Leichnamen zu verzieren (was im Vorbeigehen, Cornelius an den Niebelungen auf's Herrlichste geleistet), so muß man gestehen, daß es der Triumph der Kunst ist, das Weltgericht in einen Zierrath zu verwandeln. Göttliche und diabolische Wesen, Engel, Propheten, Apostel, Selige und Verdammte, müssen ihr hier als Formen dienen, mit denen sie, indem sie den ungeheuren Gedanken ausspricht und das Entgegengesetzteste im Charakter versöhnt, zugleich das leichte heitere Gefühl eines schön geschmückten Raumes gewährt. Symmetrisch, und doch frei und lebendig, nirgends leer, nirgends überfüllt, gibt uns das Ganze jenen Totaleindruck von leichter Ungezwungenheit, womit die Meisterschaft stets über die besiegten Schwie-

rigkeiten täuscht. Das ist nun der erste Vorzug der Composition im Ganzen, zu dem als zweiter, bei einem so reichen Gegenstande höchst schätzbarer, die Klarheit derselben im Einzelnen, hinzukömmt, so daß trotz der kühnen Gestaltenverwicklungen, über das Eigenthumsrecht der betreffenden Hände und Füße nirgends ein Zweifel obwaltet. Diese Einheit im Mannigfachen, scheinbares Chaos bei vollkommener Ordnung, ist eine der herrlichsten Erscheinungen in der Natur, wie in der Kunst, und das Grundgesetz der Composition, in sinnlicher wie in geistiger Bedeutung.

Treten wir nun etwas näher, und lassen wir das Auge von Einem Theile des Bildes auf den andern übergehen, so haben wir einen neuen Total-Eindruck. Sämmtliche Gruppen, einzeln und im Ganzen, scheinen sich bei längerer Betrachtung zu bewegen. Wenn man die Baukunst eine versteinerte Musik genannt hat, so würde man mit ganz besonderem Rechte dieses Bild einem Choralgesange vergleichen, der in Gestalten festgebannt ward, und der, wenn wir uns abwenden, in unserem Innern allmälig verklingt. Diese Wirkung rührt von der erwähnten glücklich lebendigen Verbindung sämmtlicher, rechts nach einander hinabtaumelnder, und links aneinander hinanschwebender Massen her. Das gibt den unvergleichlichen Eindruck vom Schönen im Gleichgewichte der Ruhe und Bewegung.

Es ist Zeit, daß wir uns dem Innern nähern, — nur um einen Blick hineinzuwerfen; denn einmal eingetreten, kämen wir sobald nicht wieder los. Also nur

flüchtige Worte von dem, was theils Worte nicht sagen, theils Jeder sich selbst sagen muß, wenn es nicht bloß — gesagt sein soll! Die Aufgabe der Composition dem Innern nach, heißt: „bedeutende Charaktere um einen Mittelpunkt zu versammeln, der sie wirksam genug anrege, um bei einem gemeinsamen Interesse ihre Eigenheiten auszusprechen.“ Man denke sich nun diesen Grundsatz auf den Gegenstand des jüngsten Gerichtes angewandt, und innerhalb der Schranken eines abgegrenzten Raumes ausgeführt, — so hat man, in einem scheinbar sehr nüchternen, aber bei nur etwas aufmerksamer Betrachtung sehr viel, ja Alles sagenden Ausdrucke, Idee, Form und Verdienst des ganzen Werkes. Aus jeder Composition spricht, absichtlich, oder unwillkührlich, der Geist des Künstlers uns an. Die Wahl, wo sie von ihm abhing, — und wo diese nicht von ihm abhing, die Auffassung und Behandlung des Gegenstandes, drücken die Stufe seiner geistigen Bildung aus, und die Motive, durch die er eine Geschichte erzählt oder commentirt, sind eben so viele Mittel, um das Innerste seiner Gedanken mitzutheilen. Jeder Gegenstand hat wohl das Gesetz seiner Darstellung in sich, aber nur von Einer Seite; von der anderen kann man sagen, daß es keinen Gegenstand gebe, der nicht, innerhalb dieser von ihm dictirten Grenzen, so vielfach darzustellen wäre, als es lebendig auffassende Individuen gibt. Das beweisen die ewig wiederholten Darstellungen derselben Aufgaben bei den Griechen; der sprechendste Beweis von der Höhe einer Nation, der es nicht um den Stoff, sondern um die Kunst zu thun war. Man

soll also zwar einerseits nicht vergleichen, um nicht ungerecht gegen den Einen zu werden; man muß aber andererseits vergleichen, um gerecht gegen Beide zu sein. Alle diese Bemerkungen, deren weiteres Ineinandergreifen zu verfolgen ich Kürze halber dem Leser überlassen muß, sind aus der Betrachtung der Art hervorgegangen, mit welcher hier Cornelius seine Aufgabe zu lösen suchte. Er hatte nämlich einen Vorgänger, der jeden zweiten Versuch höchst bedenklich machte.: Michel Angelo's Riesenwerk in der Sixtinischen Kapelle. Auf demselben Standpunkte waren keine Palmen zu erringen — abgesehen davon, daß jedes Künstlers Geist ein eigener ist. Die Sache mußte also anders angegriffen werden, und hier ist es, wo man, wenn man gegen Beide gerecht sein will, den großen Kunstverstand des Cornelius bewundern muß. Er versetzte den Gegenstand, den Michel Angelo mit subjectiver Kraft in ein lebendiges Drama verwandelt hatte, wo Alles der furchtbaren Gewalt eines einzigen Spruches, eines einzigen Augenblickes, anheimfällt und darum auch die Wirkung eine einzige und entscheidende ist, — in das Gebiet der Symbolik, wo es erlaubt, ja Verdienst ist, das Vergangene und das Zukünftige in Einer Gegenwart, das verschieden zu Empfindende in Einem Begriffe zu versammeln. Hiedurch erhielt er den einzigen noch möglichen Vortheil, Motive, welche dort von der Strenge der Einen Handlung ausgeschlossen wurden, anbringen, und die ungeheure Kraft einigermaßen durch geistigen Umfang ersetzen zu können. Statt des „Groß-Inquisitors, des verdammenden Dominikaners im Siegesgeschrei des Autoda-

fe's" — wie Meyern den Richter bei Michael Angelo nannte — breitet hier eine ernste, aber Vertrauen erweckende Gottesgestalt, segnend und richtend zugleich, die Arme über alle Geschlechter aus, und überläßt die Vollstreckung den Engeln, die dem ewigen Worte dienen. Hier entschuldigt sich denn auch die nicht naturgemäße, doppelte Handbewegung Christi, die man getadelt hat. Wie will man den Doppelspruch für's Auge anders ausdrücken? Die symbolische Kunst bedient sich hier ihres Rechtes, mit Einem Vieles zu sagen. Wer übrigens gegen dieses Recht das der Natur durchaus nicht zu opfern vermag, der denke sich die Eine Bewegung als früher geschehen, und die Hand noch in derselben Lage verharrend, während die andere sich erhebt.

Stellt sich auf diese Weise der Grundgedanke des Ganzen bestimmt und umfassend heraus, so erquickt uns das Gefühl: daß Cornelius, der höchsten Idee aller Kunst überhaupt getreu, dem Schönen alle einzelne Bedeutung und Charakteristik untergeordnet habe, wodurch über das ganze Bild ein unaussprechlicher Ausdruck freudiger Verklärung ausgegossen ist. Schönheit ist, in allen Abstufungen und Individualitäten, verschwenderisch ausgestreut, und selbst zwischen die teuflischen Gruppen, die bei möglichster Beibehaltung der überlieferten Typen, im Sinne griechischer Halbthier-Bildungen behandelt sind, auf's Wohlthuendste vertheilt. Alle Abstufungen des Schmerzes und der Bosheit, auf der rechten, des Entzückens und himmlischer Gefühle auf der linken Seite, die der Betrachtung und Anbetung oben, vereinigen sich zur Vollendung dieses

Ausdruckes. Und hier, wo das Raisonnement einer Didaskalie in die Poesie einer Beschreibung überzugehen Gefahr läuft, verweise ich wieder an's eigene Schauen und Empfinden. Beispiele besonderer Kunsthöhe sind: der Ausdruck im Gesichte der über die Herrlichkeit ihres Sohnes in Liebe und Anbetung versunkenen Mutter, die Köpfe und Gestalten der geistreich gedachten, und geordneten Patriarchen und Apostel, der Engel mit dem aufgeschlagenen Buche des Lebens und des Todes, mit Haaren wie Flammen, der im Gefühle dieses Augenblickes den unbeschreiblichen Blick (zwischen Schmerz, Feierlichkeit und Angst) nach oben wendet, der richtende Engel, in welchem sich das höchste Pathos ohne Affectation zum Muster darstellt, so wie die Hauptgruppen der Verzweifelnden, und der liebend Getragenen, und sich im Wiederfinden selig Umschlingenden. Das Geist- und Gefühlvolle aller einzelnen Motive zu analysiren, würde in's Endlose verleiten. Kein Räumchen blieb unbenützt für Verstand, Schönheit und Empfindung und noch im kleinsten Winkel des wolkenfreien Luftraumes schwebt in der Ferne die Seele eines Weisen einsam den Höhen zu, die sie hienieden, ohne anderen Führer, als des Lichts in der eigenen Tiefe, ahnend verkündete.

Wir wollen uns nicht des kleinlichen Fehlers schuldig machen, der so oft begangen wird, hunderterlei Porträt-Aehnlichkeiten, Anspielungen, Beziehungen u. dgl. aus dem Bilde herauszuwittern. Der Künstler hatte von Alters her das Recht, und soll es ewig haben, in die Welt um ihn herum zu greifen, aus dem Leben und der Wirk-

lichkeit, die ihm als Stoff-Vorrathskammer zugewiesen sind, zu nehmen, was, und wie er es brauchen kann, aber auch damit zu schalten, wie es ihm gut dünkt. Die Wirklichkeit hat ihre Rechte verloren, wie sie seine Hand berührte. Dieses Vorrecht haben, von Aristophanes bis auf Rafael, alle Künstler genützt, warum der moderne nicht?

Man bedenke, daß diese ganze Didaskalie nur geschrieben ist, um durch Heraushebung einzelner Momente an einem vortrefflichen Werke neuerer Kunst gewisse höhere Grundsätze wieder zu bestätigen, ohne welche es keine wahre Kunstübung und keinen wahren Kunstgenuß gibt. Wir verlangen, daß aus dem Werke die Seele des Künstlers zu uns spreche; er darf verlangen, daß wir diese Sprache zu lesen wissen. Nicht unser flüchtiges Behagen, nicht ein vergänglicher Modegeschmack, nicht eine hineingelegte oder herausgedeutete Zeit-Tendenz darf das Urtheil über ein Kunstwerk sprechen, so daß wir etwas daneben oder dabei fühlen und fantasiren. Das Werk muß ein selbstständiges Leben haben, und uns diesem unterwerfen, so daß wir das unsere daran erweitern, ergänzen, erheben können. Freilich muß, wenn es so sein soll, der Künstler erst sich selber bilden, damit er uns wieder bilden könne. Nur unter diesen Bedingungen, und sonst nie, wird und kann eine goldene Zeit für die Kunst und den Künstler möglich werden. Er wird wieder, wie er es in Griechenland war, ein Priester des ewig Wahren, Großen und Schönen, ein Geweihter höherer Menschheit sein, wird Werke schaffen, die durch alle Völker und alle Zeiten dauern und blühen werden, und nicht mehr klagen, daß

er es „fast nur mit dem zu thun hat, der seine Arbeit bestellt und bezahlt, mit einem Publicum, das oft nur gewissen krankhaften Eindrücken folgt, mit Kennern, die ihn unruhig machen, und mit Marktrufern, welche jedes Neue mit solchen Lob- und Preis-Formeln empfangen, durch die das Vortrefflichste schon hinlänglich geehrt wäre!" (Goethe, 38. Bd., S. 29.)

Wird sie je kommen, diese goldene Zeit? wird eher die Kunst eines empfänglicheren Publicums oder das Publicum einer höheren Kunst würdig werden?

Eberhard Wächter.

Ein Beitrag zur neuen Kunstgeschichte.

Nil parvum aut humili modo.
Horat.

Es ist gerade ein Jahr verflossen, seit ich in diesen Blättern bei Gelegenheit von P. Cornelius jüngstem Gerichte, auch unserer Zeit das, ihr häufig bestrittene Vermögen zu vindiziren suchte, das Große und Hohe in der Kunst hervorzubringen und zu erkennen. Sei es gestattet in demselben Sinne auf einen andern gleichfalls deutschen Künstler hinzudeuten, welcher Anlaß zu einer, für den Kunstfreund vielleicht anziehenden Paralelle gibt, weil er mit Cornelius eben so viel Aehnliches als Unähnliches hat. Man kann sagen, sie erstreben beide dasselbe, in der *Idee erkannte*, Höchste der Kunst — auf eine fast entge-

gengesetzte Weise. Muß ich hier die alten, langweilig gewordenen Klagen über Mangel an gehöriger Anerkennung des ächten Künstlers von Seite des Publicums wiederholen? zu einer Zeit wiederholen, die Monumente über Monumente setzt, Namen über Namen nennt, Autographe jedes nur irgend bekannt gewordenen Namens sammelt, jedes vergessene Buch herausgibt und illustrirt? Ich habe Wächter's Namen in den Wörterbüchern der Gegenwart gesucht, um Etwas von seinem äußern Leben erzählen zu können, vergebens! . . . Nirgends als in Meyers Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts fand ich eine Notiz über ihn, und diese ist mager genug. „Unter Karstens Anhängern zeichneten sich — sagt sie — zwei Maler aus Stuttgard, Wächter *) und Hartmann als die Besten aus. Wächter lebt gegenwärtig in Wien. Er malt angenehme kleine Bilder mit biblischen Gegenständen sanfter Art, worin die Zeichnung zwar nicht untadelhaft ist, aber zuweilen von der lobenswerthen Manier des Garofalo etwas durchblickt" . . . . Wächter hat also unter uns gelebt, desto näher mag er unserm Gemüthe rücken! aber wie? Niemand spricht, Niemand schreibt von ihm, Niemand erinnert sich sein. Und ist dieser Wächter auch derselbe, den ich meine und verehre? was ich meine und verehre, sind Kompositionen, meist von Rahl in Kupfer gestochen, wohl auch angenehm, mehr aber groß — wohl auch biblische, häufiger aber antike Gegenstände, wohl auch sanft, mehr aber kräftig, wohl auch hie und da in der Zeichnung nicht untadelhaft,

*) Er wurde später Hofmaler daselbst.

aber desto vollendeter in der Komposition. Und die Manier des Garofalo? lobenswerthe Manier? was kann damit gemeint sein? Kunstfreunde wissen, daß Garofalo zwar Eklektiker war, sich aber noch am meisten der Schule Rafael's anschloß, den er an Kolorit sogar noch übertraf, daß seine Werke, so wie die dieses Meisters vorzüglich eine seelenvolle, individuelle Anmuth auszeichnet. Lobes genug, wenn das die „lobenswerthe Manier" ist, welche Meyer meinte, für den deutschen Künstler, in welchem sein geübter Blick sie wiederfand! Seele finde auch ich in Wächters Bildern — Seele durch und durch; aber Anmuth zeichnet sie weniger aus, als Größe — im Geiste und in den Formen, stille, Ehrfurcht gebietende Größe. Dem Allen sei nun wie ihm wolle. Der Künstler mag wie andere seine Epoche durchgelebt haben; ich habe mir vorgenommen, in diesem Aufsatze, so viel ich kann, (wie viel ich kann, wage ich nicht vorauszubestimmen!) mich eigener Betrachtungen zu enthalten; ich wollte, wie es Wächter selbst machte, frei von Aufputz und Nebenzügen, die Sache selbst, die Sache allein für sich sprechen lassen. Keine ästhetische Theorie sollte durchblicken, kein Kunst-Raisonnement den Leser langweilen oder bestechen, kein — kein? laßt uns nicht zu viel versprechen! ein deutscher Schriftsteller hat schon genug gethan, wenn er sich vornimmt zu erzählen und zu schildern, statt zu philosophiren. Der Leser setze sich also freundlichst zu mir und betrachte mit mir die folgenden Blätter. Sie sind sämmtlich *) von unserm

*) Mit Ausnahme von Nr. 3, welches von Ed. Schuler im Kleinen in Stahl gestochen ist.

hochgeschätzten Nahl, theils in zarterer, theils in sehr bestimmter kräftiger Manier behandelt.

1. Hier geht es fröhlich zu. Drei blühende Jünglinge, freundschaftlich verschlungen, keltern, die Thyrsusstäbe schwingend, Trauben in einem steinernen Gefäße, das einfach ein Silenuskopf schmückt. Lust drückt ihr Wesen aus; man zweifelt, ob sie pflichtmäßig Trauben stampfen, ob im freien Uebermuthe tanzen. Eine der vorhandenen Jungfrauen schüttet Trauben zu; eine zweite bringt zierlich in einem Korbe auf der Schulter eine Fülle neuer herbei; eine dritte reicht mit sanfter Kindlichkeit herabgebückt dem auf die Erde gelagerten Greise die volle Schale des verjüngenden Trankes — dem Greise, dem von rückwärts ein allerliebster Bube in ganz verwegener Stellung den Hals umschlingt, indem er selbst schon mit ahnender Lüsternheit auf den noch ungekannten Inhalt des Gefäßes herüberzuspähen scheint. So freuen sich alle Lebensalter und Geschlechter des Gottes, dessen bekränztes kleines Standbild gravitätisch heiter der frohen Scene zusieht.

2. Auch hier sehen wir uns freundlich an das heitere hohe Alterthum gemahnt. Nach des Tages und der Heldenarbeit Schwüle ruht Herakles unterm Schatten einer Palme auf sein Löwenfell gelagert; und sieh! ehe er sich's versah hat Eros, der lose Schelm, sich dem Riesen auf die Schulter gesetzt und wagt es, lächelnden Triumph in der Miene, mit der furchtbaren Keule zu spielen: der Heros sieht wohl mit einem Ernste über die Schulter, der einen andern erschrecken möchte; aber — es ist Eros, der kleine, der gewaltige, und der Held läßt ihn einmal gewähren!

3. Ernster stimmt die Scene, die wir hier belauschen. Eine hohe, würdige, aber tief gebeugte Frauengestalt sitzt, mit gelöstem Haar, mit gesenktem Blick auf einem Felsen, der einsam in die endlose Weite des Meeres hinausragt, die nur in ungewisser Ferne jenseitige Küsten ahnen läßt. Eine Dienerin ihr zur Seite späht, mit vorgehaltener Rechten den blendenden Strahl des Mittags abwehrend, in jene Weiten; eine ältere Matrone heftet den kummervollen Blick auf die trauernde Herrin; dieser allein geziemt es, nicht zu spähen, nicht zu hoffen — nur würdig in sich selbst versenkt, das Unersetzliche zu betrauern. So trauert nur eine Römerin, so trauert Cornelia, die Gattin des großen Pompejus, den sie bis zu seinem Tode, in Schlacht und Gefahr begleitet, den sie von den Seinen schändlich verrathen, beweinenswerth aber rühmlich fallen sah.

4. Eine andere Kornelia, gleich groß, gleichen Verlust beklagend, zeigt sich uns, nachdem die Zeit den allmächtigen Balsam über ihre Seele gegossen, ihres einstigen Besitzes am würdigsten, indem sie edel fortwirkt im Sinne des großen Todten, und seiner Väter. Im häuslichen Kreise dürfen wir sie beobachten, die herrliche Mutter der Gracchen, wie sie den frühverwaisten Heldensöhnen den Vater zu ersetzen strebt, indem sie Geist und Sinn römischer Großheit auf sie lehrend verpflanzt, wie einst der große Scipio ihn auf sie, seine Tochter, verpflanzt hatte. Die Spindel, das geschäftige Zeichen weiblicher Thätigkeit, ruht, die Rolle, worauf die Thaten der Männer verzeichnet stehn, — der Männer wie sie keine frühere Zeit gesehen, hat, und wohl keine spätere sehen wird! —

in der Linken, deutet die Mutter liebevollen Ernstes mit der Rechten auf Scipio's Büste hin; und alle drei Kinder — der älteste Knabe mit mehr Haltung des eigenen Denkens, der jüngste mit mehr kindlicher Neugierde — aber alle drei mit gleicher Aufmerksamkeit, mit gleicher Innigkeit hängen an ihrem Munde, und trinken in vollen Zügen die lebendige Nahrung des Herzens ein. Das sind sie, von denen die stolzeste Bescheidenheit sagen durfte: „sie sind mein ganzer Schmuck."

5. Auch in männlicher Schöne wird uns das Bild häuslichen Friedens vor die Seele geführt. Wir sehen den ernsten Cato ruhend von Schlacht und Volksversammlung vor seiner einfachen ländlichen Hütte sitzend. Der Spaten liegt zu Füßen, die eben gelesene Rolle auf seinem Schooße, während er freundlich die nervige Rechte ausstreckt, um mit dem hohen milden Heldenantlitze die Gattin zu begrüßen, die aus der Thüre tretend, den kräftigen Säugling ihm entgegenhält. Ein Jüngling und ein Knabe besorgen indeß, widerspenstige Farren antreibend, das von dem Helden so hochgehaltene Werk des Feldbaues.

6. Abermals tritt eine Heldengestalt vor unser Auge, aber nicht mehr in so erfreuender Umgebung! in ärmlichen Bettlergewande sitzt sie vor den Thoren der Stadt, auf einer gebrochenen Säule, dem Sinnbilde ihrer selbst; die leeren Augen, die herabgesunkenen Hände, die nur matt den Stab an sich drücken, der den blinden Greis auf seinem kummervollen Wege stützt — sie würden uns alles sagen; auch wenn nicht das schmerzlich bewegte Gesicht des *herrlichen, ihn* führenden Jünglings, der seinen Helm

in der Linken hält — auch wenn nicht sein alter Waffengenosse zu seinen Füßen, der beim Anblicke seines Feldherrn in einer solchen Lage eine Thräne — vielleicht die erste! — in seinem Auge zerdrückt — auch wenn nicht die mitleidsvolle Miene und die ausgestreckten Arme jenes Römers mit einem Ausdrucke, der eine Welt gerechten Schmerzes in sich schließt, zu seinem Nachbar es mit lauter Stimme riefe: dies ist Belisar, das traurige Zeugniß mit Undank belohnter Größe.

7. Aber kann es einen konzentrirteren Ausdruck gemeinsamen Schmerzes der Seinen um einen großen Todten geben, als diese Gruppe von drei Personen, die hier, eine Tragödie in wenigen Strichen, mit Einem Anblicke unser Herz in seinen Tiefen wendet? Eine Matrone, ein junges Weib und ein Kind — Mutter Weib und Kind des Gefallenen sprechen, um Hektors Urne gelagert, mehr aus, als alle Klagelieder der Welt aussprechen könnten. Welche Worte könnten erschöpfen, was Hekubas stumme Trauer, Andromachens verzweifelnder Jammer und Astyanaxs kindliches Anschmiegen auf diesem Bilde mit Einem großen Zuge sagen?

8. War es möglich das Tragische in der malenden Kunst noch höher zu steigern, als es hier geschah? man sollte es kaum denken. Aber das ist das große Vorrecht der Kunst, daß Niemand sagen kann, was ihr möglich ist, ehe er es gesehen hat. Was der Gedanke sinnend bezweifelt, das eben freut den Genius schaffend in's Leben zu führen. Lassen Sie uns ein Blatt aufrollen, das wenige seines Gleichen hat. Glaubte der Künstler, in der Empfindung

das Maaß nicht überschreiten zu dürfen, was der gesunde Sinn der Griechen als ewige Norm aufstellte, so wandte er sich an die Bedeutung und wählte dazu eine andere Sphäre als die griechische. Vier Figuren, in ernste, schwere Falten gehüllt, eine ruhige, düster erhabene Gruppe bildend, drücken durch ihre stumme Beredsamkeit mehr aus, als alte Sprüche der Weisheit über die Nichtigkeit irdischen Daseins und Besitzes predigen können. Abseits, auf der Erde, auf dürrer Streu gelagert, sitzt er, der Mann des Jammers, Hiob — in die Tiefe seines Elends versenkt. Und die drei Freunde neben ihm; „sie saßen neben ihm auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte und redeten nichts mit ihm, denn sie sahen, daß der Schmerz sehr groß war.“ (2 Kap.) Abgestuft mahlt sich in ihnen die Theilnahme, wie sie den Entwicklungen des innern Menschen entspricht: innig und rein gefühlt im Jünglinge, an ernste Betrachtung geknüpft im Manne, abgestumpft durch allzubittere Erfahrungen im Greise. Es ist das Leben in seiner ganzen tragischen Gestalt. Nichts Krankes, nichts Niedriges, nichts Gemeines stört den Eindruck, der erheben, nicht zermalmen soll. Diese Männer erinnern an Michel Angelo's Propheten, und wenn das vorige Blatt eine gezeichnete Tragödie, so wäre dieses eine versteinerte Betrachtung, ein erstarrter Klag'gesang zu nennen.

9. Die männliche Betrachtung verklärt sich weiblich — im Gebete. Ein merkwürdiges, ganz selbstständig gedachtes Bild versinnlicht uns diesen Uebergang vom rein Menschlichen in eine Welt höherer Bezüge. Auf einsamer gewächsloser Felsenhöhe, unter einem schauerlich überhän-

genden Gestein, sitzt die göttliche Mutter, abgewendet von der Stätte, wo am Horizonte das leere Kreuz herüber sichtbar ist. Ihre Hände sind, wie zum Gebete in einander gefaltet. Sie sieht nicht, wie die Krieger, die eben von der Schädelstätte kommen, sich abwärts ins Thal verlieren; sieht nicht, wie die Frauen auf dem Heimwege anhalten, und menschlich theilnehmend auf sie herüberblicken. Ihre Seele ist bei ihm, und ihre Gedanken sind nicht von dieser Welt.

10. Aber groß und versöhnend ist die Mission der Kunst. Sie offenbart nicht nur die Tiefe des Schmerzes und deutet ihm auf ein tröstendes Jenseits hin; sie weiß auch das ewige Walten in der Geschichte und ihren Entfaltungen zu deuten und zu versinnlichen. In diesem Sinne ist folgende großartige Komposition gedacht. Auf Wolken thronen drei ernste aber wohlwollende Göttinen. Dike, die ewige Gerechtigkeit in der Mitte, die Rolle der Geschichte in der Linken, in der Rechten die unabirrende Wage; zu ihrer Rechten Ennomia, das sittliche Gesetz, mit dem Buche seiner Orakel auf dem Schooße, zu ihrer Linken Irene, der holde Frieden, die Füße auf die Insignien des Krieges ruhend, den segnenden Oelzweig in der Hand. Von oben schütten die lieblichen Genien des Friedens Blüten und Kränze herab, und von unten lächeln die der Eintracht und der Künste in seliger Begeisterung zu dem Ewigen empor.

„In den Töchtern Jovis und der Themis
Mildert sich der hehren Eltern Sinn;
Ihnen bildet willig sich des Weltalls

Einklang und die stille Harmonie.
Auf des Rechtes Pfeilern und der Ordnung
Bau'n sie Freundschaft, Ordnung, Innigkeit."

Mit diesem schönen versöhnenden Accorde will ich die Reihe schließen, die ich nur allzu flüchtig vorübergeführt habe. Um mein Versprechen zu halten, — nun ein gedrängtes Resultat des Abschlusses, um dessentwillen der ganze Aufsatz geschrieben ist.

Die Wahl der Gegenstände an sich läßt uns einen Blick in Wächters innerstes Wesen thun. Er spricht durch sie zu uns und seine Bilder sind Worte seines Glaubens und Hoffens, Worte der ernsten prophetischen Mahnung, die er an uns richtet. An uns ist es, diese Sprache verstehen zu lernen. Hier gilt es nebst dem Sinne für das Kunst-schöne auch die Gesinnung für das Große, ein Herz, das dem Rechten und Menschlichen schlägt, mitzubringen. Die Art, wie er den gewählten Gegenstand auffaßt, gibt hier bei einiger Empfänglichkeit und Selbstdenken den besten Aufschluß. Er stellt immer mit möglichst wenigen Figuren, mit der strengsten Oekonomie des Stoffes und der Nebensachen, dasjenige hin, was eigentlich den Begriff des Kunstwerkes ausmacht. Dieses einfach Aufgefaßte nun ist immer in seiner reinsten Höhe gedacht, wo es dem höher denkenden Menschen eine sittliche Bedeutung, eine erhebende Bürgschaft seiner Kraft und Würde gewährt. Da ist nirgends ein Schmuck, ein Zierrath, ein gehaltloser Ueberfluß, da ist nirgends etwas Ergrübeltes, das wie Geist, nirgends etwas Sentimentales, das wie Gefühl aussehen soll, da ist nichts Kleines nichts Niedriges.

„Alles Große und Edle muß einen Grund haben, worin es edel ist; wenn dieser Grund rein, ohne Vorurtheil, ohne Pfuscherei von Nebendingen und Absichten die einzige Basis des Kunstwerks ist — das ist der Styl." Und wenn Bettina, die diese Worte schrieb, Recht hat (und ich denke sie hat es), so ist Wächter ein Künstler im höchsten Style. Er gibt in jedem seiner Werke nur stets das Wesentliche, die verkörperte Idee, nicht mehr, nicht weniger. Das verleiht ihnen dann jene Wirkung, die selbst dem oberflächlichen Beschauer nicht ganz entgeht und die man „grandios" zu nennen pflegt. Sie machen den Eindruck jenes Hohen und Stillen, das dort waltet, wo Malerei und Plastik sich berühren und ihre Verdienste sind — wie Meyer von seinem Vorgänger rühmt — von jener Art, die ihre Quelle in der Brust des Künstlers, in der Schönheit seines Geistes und Herzens, in dem Ernste seiner Natur und seines Strebens haben. Sie sind mit der Seele gemalt *) — aber freilich um diese herauszufühlen, muß man eine mitbringen, und eine gemeine würde hier nicht ausreichen. Ein Friede des Gemüthes ist über sie ausgegossen, wie über die ewigen Werke der Alten, der nur aus innerer Kraft entquillt und kräftigend auf den Betrachter überströmt. Dieser muß sich auf einen höhern Standpunkt versetzen, und ein Höheres in sich inne werden, oder es anerkennen, wie es in menschlichen Gestalten sich ausspricht, die fühlen, wie wir fühlen, nur reiner, geläuterter, verklärter. Darum wird man nicht nur innerlich

*) Fatto con l'anima sagen die Italiener.

gebildeter — man wird besser, wenn man die Sprache dieser Bilder verstehen lernt; man wird es jedesmal, wenn man sie liest. In der Einfachheit liegt die Größe, im Kunstwerke, wie im Leben, das ja auch ein Kunstwerk ist, oder sein soll; aus Einem Guße, aus Einem Geiste, ganz und groß.

Im Eingange dieser Zeilen ward Wächter mit Cornelius auf eine Weise verglichen, über die ich Rechenschaft zu geben habe und jetzt nach meiner Darstellung geben kann. Beide repräsentiren das Höchste in der Kunst, die Idee; eine Richtung, die immer seltener wird, aber Cornelius mehr auf der rein ästhetischen, Wächter mehr auf der ethischen Seite; jener wählt seine Gegenstände nicht, und behandelt die gegebenen mit reiner Objektivität, dieser trifft die Wahl mit dem Herzen, und legt sein Herz mit in sein Werk hinein; jener läßt, mit schöner Kunstverschwendung, kein Plätzchen seiner üppig reichen Bilder ungeschmückt, dieser verschmäht jede Zierde, die als eitler Flitter erscheinen könnte — er will nicht scheinen, sondern sein. So war Wächter, so spricht sein Geist aus jedem seiner Umrisse zu uns — und einen solchen Künstler sollte Deutschland vergessen?

Wenn ich mein Versprechen, mich von Kunstbetrachtungen fern zu halten, wohl im Speziellen, im Allgemeinen doch nicht ganz gehalten habe, so entschuldige mich das Motiv, welches mich diesen Aufsatz schreiben hieß. Es galt, einem im höchsten Sinne zu verehrenden Künstler, ein freilich spätes und unbedeutendes, aber tief gefühltes Wort der Erinnerung nachzurufen; es galt und gilt auch

bei diesem Anlasse wieder, auf die Nothwendigkeit der innern Bildung hinzuweisen, die zum Verständnisse der Kunst, die zum Urtheile über Künstler unbedingt erforderlich ist. Nicht die Kunst darf sich je zum Publikum herablassen; dieses muß sich zu ihr hinanbilden. Nicht die Empfindung des Liebhabers, nicht der Geschmack und das Machtwort der Salon's entscheiden hier — sondern eine höhere Instanz, deren Ausspruch zu vernehmen und zu deuten, man ein echter, tüchtiger, durchgebildeter, ein sittlicher Mensch werden muß. Um diese Ueberzeugung, von der ich durchdrungen bin, auszusprechen, wo möglich zu verbreiten, wurden diese Zeilen geschrieben, und was ich je über Kunst oder Künstler geschrieben habe, oder schreiben werde, kann und soll nur ein Ausdruck dieses Bekenntnisses sein.

Leibnitz's „Monadologie." Deutsch, mit einer Abhandlung über Leibnitzens und Herbart's Theorieen des wirklichen Geschehens von Dr. Robert Zimmermann. Wien, Braumüller und Seidl. 1847.

Für Freunde des Denkens, die es nicht blos um des Denkens, sondern auch um des Gedachten willen sind, ist es ein höchst befriedigendes, ja im höhern Sinne ein beglückendes Gefühl, zu bemerken und verstehen zu lernen, wie sich aus den nach einander auftauchenden Systemen und ihren Modifikationen und durch diese Modifikationen allmählich die Eine Wahrheit immer sittlicher herauskrystallisirt, wie sie nach und nach, aus den einzelnen Wahr-

heiten der Systeme, die wie Inseln im Weltmeere herumschwimmen, zu einem sicheren Festlande sich gestaltet. Man spreche nichts von Synkretismus; wer noch nicht so weit gekommen ist, die Consequenzen zu sehen, in welcher alle Philosopheme auf etwas Gemeinschaftliches hinausführen, der hat die Geschichte der Philosophie noch nicht hinlänglich durchgearbeitet. Ein Vergnügen, welches mit dem eben erwähnten innig zusammenhängt, gewährt die weitere Betrachtung: wie die Denkbewegungen, analog dem Gange des Menschen, der ja auch ein Fallen von Rechts nach Links, und von Links nach Rechts darstellt, wobei man vorwärts kommt, durch beständiges Schwanken von Extrem zu Extrem, durch wiederholtes Rückkehren in die verlassene Wendung, die Spirale des Fortschrittes sichtbar und unverkennbar bezeichnen. Immer kommen die alten Ansichten wieder, immer kommen sie verbessert wieder, sie läutern sich und nähern sich einander immer deutlicher; müssen sie nicht endlich zusammenfließen?

Diese erfreulichen Betrachtungen zu erneuern, gibt die vorliegende höchst verdienstliche Schrift Anlaß. Durch diejenige Theorie, welche, wie es scheint, der Gegenwart am meisten (und zwar mit Recht) zusagt, die Herbart'sche, kommt die im letzten Umschwunge fast vergessene herrliche Dichtung Leibnitzen's von den Monaden (Dichtung im reinsten und edelsten Sinne des Wortes) wieder zu Ehren. Der Verfasser der vorliegenden Schrift, der sie, wie man ihm zugestehen wird, mit Liebe und Scharfsinn durchdacht hat, hält ihre Ergebnisse vergleichend an die der neuesten Spekulationen; *er hält* sich an den Geist und nicht an den

Buchstaben und siehe da! — es zeigen sich Einigungspunkte, wo man sie am wenigsten erwartet hatte; der in der modernen Naturforschung fast mit dem Interdikt belegte Dogmatismus scheint sich mit der atomistischen Ansicht versöhnen, ja im Begriffe mit ihr vereinigen zu wollen. Die todte Substanz regt sich wieder als lebendige Kraft, die zerfließende Kraft hat Bestand als beharrende Substanz. Die durch zwei Extreme von Vorstellungsweisen fühlbar gewordenen Lücken erregen das Bedürfniß, sie auszufüllen, das Bedürfniß zeigt einen Weg, sie zu verbinden. Weder die Vorstellungsweise einer absoluten Stabilität, noch die eines absoluten Werdens will uns befriedigen; wir fühlen, daß das Bleibende, wie das Wechselnde, das Individuelle wie das Allgemeine, die Vertikal- wie die Spiral-Linie, ihre Ansprüche haben; Beide wollen beachtet sein; es gilt den Punkt zu finden, wo sie sich vereinigen lassen, damit Welt und Leben vor dem Auge unseres Geistes weder erstarren, noch zerfallen. Das ist es, was der Verfasser anstrebt, und man muß wohl sagen, mit Glück anstrebt. Das ist es, was mir als Pflicht erscheinen ließ, auf seinen Versuch die Freunde der Philosophie (denn mit dieser Tautologie muß man das bescheidene Wort „Philosoph" jetzt wieder umschreiben, wenn es wieder bescheiden werden soll) aufmerksam zu machen.

Ein philosophisches Buch will selbst gelesen werden. Hier also nur eine oberflächliche Skizze seines Inhaltes und Ganges.

„Noch vor ganz kurzer Zeit — berichtet ein einleitendes *Vorwort* — dachte man, wenn von deutscher Phi-

losophie die Rede war, beinahe nur an Kant und seine Nachfolger, mit welchen das Licht in der Finsterniß aufgegangen sei. Kant galt allgemein als die Pforte deutscher Weltweisheit.“ Ich muß hier den Verfasser unterbrechen, um im Vorbeigehen zu sagen, daß es beständig her ein Häuflein stiller Leute gegeben hat, die da anders dachten. Sie hielten Kant nicht für den Anfang, sondern für das Ende deutscher Weisheit, und meinten, daß seine Nachfolger, mit Ausnahme Herbart's, nichts gethan, als die Grenzen, die er weislich abgesteckt, — nicht etwa zu erweitern, sondern zu überspringen. Doch dies nur im Vorbeigehen. Das Vorwort gibt sofort Kant's großen Vorgängern die verdienten Ehren. Er erwähnt, daß „selbst wenn die besondere Veranlassung des i. J. 1846 gefeierten und auch in Wien durch die Stiftung der Akademie der Wissenschaften verherrlichten Geburtsfestes Leibnitzens, nicht dazu käme, doch in diesem Zeitpunkte ein Versuch durch Herausgabe eines seiner wichtigsten Schriftchen ein Scherflein zum Verständnisse alter und neuer Richtungen beizutragen, um sein selbst willen Nachsicht und Entschuldigung verdienen möchte.“ (Wieder im Vorbeigehen, eine Sprache, die wir lange nicht mehr — beiläufig seit dem alten Kant nicht mehr aus dem Munde deutscher Philosophen gewohnt sind und die mehr geeignet ist, Zutrauen einzuflößen, als die Verheißung Alles lösender Orakelsprüche.) Keines von Leibnitz's Werken schien unserm Verfasser hiezu passender, als das vorliegende, von dem hier seit 126 Jahren wieder die erste Uebersetzung (gleichzeitig mit Schilling) dem *Publicum* geboten wird.

In dieser merkwürdigen Schrift scheint unserem Verf. ein Keim zur Lösung der größten Schwierigkeit in diesem Systeme selbst zu liegen; der Schwierigkeit: die äußere Wirksamkeit, das Thätigsein im Reiche der Monaden denkbar zu machen; ein Keim, den Leibnitz selbst übersah — was ihn nöthigte, seine „prästabilirte Harmonie" zu Hilfe zu rufen, die unserem Verfasser der schlimmste Fehlschuß scheint. Er vergleicht sie mit einem Marmorteiche, von einem König erbaut, um einen Gießbach aufzufangen, über den er mit dem Zehntheil der Kosten keine Brücke zu schlagen wußte. — Jenen Keim zu entwickeln, schien dem Verf. ein Act der Pietät gegen Leibnitz und nützlich für die Gegenwart. Es ist die Aufgabe der von ihm beigefügten Abhandlung, oder eigentlicher: die Monadologie von Leibnitz ist die Einleitung zu der, an Umfang sie bei weitem überbietenden Schrift des Verfassers.

Die Verdeutschung der ursprünglich für den Prinzen Eugen von Savoyen in Wien 1713 und 1714 französisch verfaßten Schrift Leibnitz's ist nach Erdmann's Ausgabe, mit Anführung der lateinischen Varianten, treu, verständlich und fließend gegeben. Mag der Leser bei diesem Anlasse nur auch diese Blätter frisch durchdenken, die der große Eugen so hoch hielt, daß er sie den Freund nur küssen ließ, und sodann wieder sorgfältig in sein Kästchen einschloß!

An sie knüpft nun unser Verf. die Besprechung der in sie gelegten Frage: ob denn in der wirklichen Welt eine nach außen gehende (transeunte) Wirksamkeit statt *finde oder nicht*? Die Philosophen, mit Ausnahme der

Bekenner des absoluten Werdens, läugnen sie. Wir fühlen uns innerlich genöthigt, sie anzunehmen, — denn es geschieht etwas. Hume sah sich dadurch veranlaßt, den Causalzusammenhang für eine bloße empirische Gewohnheit des denkenden Geistes zu erklären. Dieser Scepticismus war bekanntlich der Keim, aus welchem Kant's Kritik des Erkennens hervortrieb, die das Verhältniß von Ursache und Wirkung in eine aus den Kategorien des menschlichen Verstandes sich ergebende Voraussetzung umsetzte. Der absolute Idealismus, der alle Einzelwesen in die Einheit und Allheit untertauchte, ließ natürlich die Wirksamkeit des Einen auf's Andere ganz fallen. Herbart's Realismus endlich findet an diesem Problem eine Klippe, die überschifft werden muß, wenn gesunder Menschenverstand, natürliches Gefühl unserer selbst, und die Erfahrung jeder Minute ihr Recht behalten sollen. Denn: ich will meinen Arm heben, und er hebt sich. Wenn die Speculation solchen Thatsachen widerspricht, wer wird noch Vertrauen zu ihr fassen? Haben die bisherigen Versuche den Widerspruch erwiesen? haben sie ihn gelöst?

1. Leibnitz, der, um ihm zu entgehen, seine prästabilirte Harmonie wie ein todtes Reis auf den lebendigen Baum seines Systems pfropfte, war schon frühzeitig — wie der Verfasser nachzuweisen sucht — auf den Gedanken getrieben worden, der allein den Widerspruch hätte lösen können. „Wo es Zusammengesetztes gibt, da muß es Einfaches geben. Das Einfache des Materiellen kann nicht materiell sein. Seine innere Natur muß in der Kraft bestehen. Ich *nenne* also diese Einheiten primitive Kräfte.

die nicht bloß das Sein (l'acte), das Compliment der Möglichkeit, sondern auch noch eine ursprüngliche Thätigkeit (l'action) besitzen."

In dieser Stelle sieht der Verfasser den Anhaltspunkt zur Lösung des Räthsels vom Geschehen, und es zeigt sich bei seiner Deduction, daß er mit richtigem Blicke den echten Anfang und das Centrum aller Metaphysik erfaßt hat. Dieser Anfang ist: der mathematische (eigentlich wie ihn schon Leibnitz beiläufig nannte: metaphysische) Punkt. Wer nicht fähig ist, diesen Begriff rein, unabhängig von dem begleitenden Bilde (Schema) der Phantasie festzuhalten, muß vom Studium der Metaphysik wegbleiben. Körper als solche — hatte Leibnitz einmal herausgeschlossen — sind nicht, nur die Einheiten derselben sind; nur sie also können hier wirken. Aber hier glaubte er eben den Stein des Anstoßes zu finden: Monaden können nicht auf einander wirken, denn sie haben keine Fenster, durch welche irgend etwas aus- oder eintreten könnte. Bedarf es noch der weitläufigen gründlichen Erörterungen, die unser Verf. nun folgen läßt, um zu erweisen, daß hier das Bild (Schema) sich in den Begriff gemischt, ihn getrübt und dadurch den Zweifel erregt hat? Bemerkt man nicht bei einiger Aufmerksamkeit, daß nicht in der Annahme, sondern in der Vorstellung von der Wirksamkeit der Monaden — nicht in dem Ob, sondern in dem Wie — die Schwierigkeit liege? nicht nur die Schwierigkeit, sondern — sagen wir es immerhin zur Rechtfertigung und philosophischen Ehrenrettung Leibnitz's, Herbart's und aller *strengen* Substantialisten — die Unmöglichkeit. Und konnte

auch unser Verf., bei allen Bemühungen seines Scharfsinnes, seines Studiums mehr — wollte er mehr als nachweisen, daß diese Wirksamkeit bestehe — ohne begreiflich machen zu können oder zu wollen, wie sie vor sich gehe? Konnte er mehr thun, als aus erwiesenen Fällen und erwiesener Nothwendigkeit solcher Einwirkung schließen lassen, daß sie auch anderwärts statt finde? Und wäre das der erste, der einzige Fall, wo wir uns bei der Nothwendigkeit im Denken begnügen müssen — und können, ohne ein Erklären uns anmaßen zu dürfen? Die Monadisten haben also völlig Recht, wenn sie den Uebergang von einer Substanz in die andere unbegreiflich, — der Verf. hat völlig Recht, wenn er ihn nothwendig findet. Was er hier, als Fortgedachtes, Ergänzendes und Erläuterndes zu jenem Leibnitz'schen Fermente beibringt, verdient von jedem Leser selbst durchdacht zu werden. Er weist auf die Einwirkung der Ur-monas, der göttlichen in die übrigen Monaden, als auf ein thatsächliches Symbolum hin.

2. Kant, der die Dinge an sich außer den Bereich der menschlichen Erkenntniß verwies, setzte folgerichtig auch die Annahme von ihrer Einwirkung auf einander unter die nothwendigen Folgen der Einrichtung unseres Verstandes. Aus dieser also geht mit unabweislicher Nöthigung hervor, daß wir das Vorhandensein einer solchen gegenseitigen Einwirkung annehmen müssen, d. h. daß dieselbe — menschlich gesprochen — wirklich vorhanden ist. Mit Recht sagt unser Verfasser, daß diese Behauptung beinahe mehr als ein directer Beweis für das Stattfinden eines ursächlichen Zusammenhanges beweise, mit Unrecht nennt er

sie eine Abläugnung. Heißt das abläugnen, wenn man sich für genöthigt erklärt, etwas anzunehmen? Kant verweist nicht das Ob jenes Zusammenhanges aus unserem Wissen, sondern nur das Wie; thut das unser Verfasser nicht auch? Laßt uns immerhin erforschen, benützen und feststellen, was immer unser Denken über jenes ursächliche Verhältniß uns an die Hand gibt, wie es denn unser Verfasser nach Kräften trefflich benützt hat! Können wir damit je über unser Denken hinaus? Gewiß nicht, und weder der Verf. noch irgend ein besonderer Denker wird überhaupt diesen Anspruch machen wollen. Er ist auch unnöthig, denn Alles, was der Verf. später zu Gunsten seiner und unserer Sache entwickelt, hat und behält seine volle Geltung — innerhalb der Schranken, die uns allen als Menschen gezogen sind. Es bedarf keines Ueberschreitens dieser Schranken, und Kant's Idealismus — wenn man ihn noch so nennen darf — dem schwerlich zu widersprechen sein wird, widerspricht wohlverstanden keineswegs den Annahmen unseres Verfassers. Gewiß ist für uns, was für uns gewiß ist. Wer mehr verlangt, verlangt gar Nichts. Mich dünkt also, der Verf. hätte hier Kant ganz aus dem Spiele lassen sollen. Die Frage des Buches bewegt sich innerhalb eines Terrain's, welches Kants Kriticismus als das Terrain unseres Intellekts bezeichnet hat; sie betrifft Vorstellungsweisen, diese läßt Kant gerne gelten — sein Kriticismus betrifft das Terrain selbst, und so mochte er hier immer unberührt bleiben. Anders ist es freilich mit

3. Herbart. Unser Verf. setzt die betreffenden Fra-

gen im Sinne seines Systemes sehr eingänglich auseinander. Es ist bekannt, daß dieses, als eine „qualitative Atomistik“ demjenigen, was wir Geschehen nennen, gar keine Bedeutung im Gebiete des Seienden zusteht. Die einfache prädikat-lose Substanz beharr't, d. h. sie erhält sich selbst. Der Zustand dieser Selbsterhaltung ist: Widerstand gegen vorausgesetzte aber durch jene Selbsterhaltung unmöglich gemachte Störung. Sie gleicht dem Widerstand im Druck, wo keines nachgibt, obgleich Jedes sich bewegen sollte. Die Seele als die erste Substanz, die wir antreffen als relles Subjekt, bietet das einzige uns zugängliche Beispiel wirklicher Selbsterhaltung: die Vorstellungen, diese inneren Zustände sind nach der verschiedenen Art der Objecte, gegen welche sich die Selbsterhaltung richtet, verschieden. Wenn zwei reale Wesen in einer Distanz ohne Vermittlung sich befinden, so geschieht nichts; sind sie zusammen, so wissen wir schon, daß sie sich demgemäß in Störung und Selbsterhaltung befinden. — Diese Sätze, denen unser Verf. mit anerkennungswerther Geduld und Penetration in alle Winkel und Fugen ihrer Folgerungen nachgeht, erregen denn auch in ihm jene hundert Fragen, die sie gewiß in jedem nach Wahrheit Forschenden erregt haben, als er zum erstenmale mit ihnen bekannt ward. Wie reimt sich die Vielheit des wirklichen Geschehens im Realen mit der Einfachheit seiner Qualität? sind diese Selbsterhaltungen jede Aeußerung einer besonderen Kraft, oder alle Aeußerungen Einer Kraft, oder sind sie Aeußerungen gar keiner Kraft? im ersten Falle, wie kommt das einfach *Seiende dazu,* Träger einer Vielheit von Kräften

zu werden? im zweiten ließen sie sich wohl unter einander addiren, nicht aber durch Gegensatz hemmen, oder gar vernichten. Im dritten: treten sie da überhaupt aus dem Bereiche bloßer Begriffe heraus? Zustände? treffen diese die einfache Qualität oder nicht? wenn ja, wie vertragen sie sich mit ihr? wenn nicht, was sind sie denn eigentlich selbst? Wozu eine Selbsterhaltung gegen Etwas, das an und für sich gar nicht eintreten kann? wo beiden Wesen die Fähigkeit mangelt, einen Druck zu empfangen, wie auszuüben — woher da ein Druck? woher sofort der „wirkliche" Zustand der Selbsterhaltung? Was ist das Zusammen und Nicht-Zusammen? Vermögen sie ein wirkliches Geschehen zu begründen? welche Art der Existenz kommt ihnen selbst zu? u. s. w. u. s. w. Alle diese Fragen frägt der Verfasser wohl mit den meisten Lesern, und sie sind schon gefragt worden; eigen aber sind ihm treffende Bemerkungen über die unmetaphysischen Zweideutigkeiten, die in den bildlichen Ausdrücken, „Selbsterhaltungen, Störungen, Druck und Widerstand" liegen, und über den Doppelsinn, in welchem, wie bei Hegels dialektisch sich fortbewegendem Begriffe, der Ausdruck des „Aufgehobensein's" für die gestörten und doch nicht vernichteten Selbsterhaltungen gebraucht wird, um das „Streben" gleichsam als Selbsterhaltung der Selbsterhaltung darzustellen. So viel geht aus der ganzen Untersuchung hervor: daß das scharfsinnigste, durchdachteste und geistreichste neuere System der Atomistik, so entschieden es für sich die Unentbehrlichkeit des Geschehens ausspricht, nicht vermögend ist, dessen *Möglichkeit*, *geschweige* dessen Wirklichkeit befriedigend nachzu-

weisen. Unser Geist fordert Einheit. Das System gibt uns eine starre isolirte, nur logisch verbundene Vielheit. Dem Systeme diese Einheit zu verleihen ohne es zu verneinen, versuchte, durch eine Modification in der Theorie der Selbsterhaltungen:

4. Drobisch. Ihm scheint der Mangel dieser Theorie darin zu liegen, daß das wirkliche Geschehen in bloßen Formen des objectiven Scheines, daß also das Wirkliche, theilweise wenigstens, im Nicht-wirklichen begründet sein soll. Wäre es möglich — meint er — das Wirkliche aus Wirklichem entstehen zu lassen, so wäre die Schwierigkeit behoben. An dem Realen selbst ist nichts zu rücken, aber die Beziehungen, in denen sie zu einander stehen, sind etwas von ihnen selbst verschiedenes. Diese Beziehungen sind nicht blos, wie Herbart will, Werke der Reflexion, sie müssen schon vorhanden sein, damit die Reflexion sie auffinden könne. Alle Veränderung der Wesen bedeutet nur eine Umwandlung der entfernteren Beziehungen in nähere, der mittelbaren in unmittelbare, oder umgekehrt. Der eigentliche Fragepunkt — bemerkt unser Verf. hierüber nach einer scharfsinnigen Beleuchtung — bleibt dadurch unerledigt. Noch immer ist das wirkliche Geschehen auf Beziehungen beschränkt, von welchen gerade der bei Drobisch fast ausschließend hervorgehobene Theil: die räumlichen und zeitlichen, keine Wirklichkeit hat. Dem eigenen Einwande Drobisch's, wie Wirkliches aus Nichtwirklichem entstehen könne, ist dadurch noch nicht geantwortet. Wir haben hier wieder ein Geschehen, das keines heißen sollte, da es sich mit dem Beharren der einfachen Qualität ver-

trägt — das kein wirkliches sein kann, da es sich auf nichts Wirkliches gründet. Uebrigens gibt Drobisch selbst seine Gedanken nicht für Resultate, sondern für vorläufige Entwürfe, auf deren weitere Ausführung unser Verf. mit ehrenhafter Behutsamkeit hinweist. Noch weniger schließt uns das Räthsel auf.

5. Lotze, der sein Theorem selbst, wiewohl nicht völlig angemessen, auch als eine vorherbestimmte Harmonie bezeichnet. Allein es handelt sich bei dieser nicht, wie bei jener Leibnitz's um reale, sondern um ideale Wesen: Gesetze — welche denn wieder nur ein ideales Geschehen erklären können. Das vollständig Seiende setzt so viele Gründe voraus als es Bestimmungen hat; das eigentlich Reale an ihm ist das Gesetz, welches sein Wesen ausmacht, alles Uebrige ist Schein. Treten nun solche Seiende in Verbindung, so ist es nicht der an Beiden gleich befindliche Schein, — es sind die Gesetze ihres Wesens, die in ein Causalverhältniß treten. Mit Recht erinnert unser Verfasser über diese, einer unverkennbar reinen und ehrwürdigen Tendenz entsprungene Ansicht, welcher Plato seinen Beifall schwerlich versagt hätte, an die Gefahr, Gesetze, die doch nur „Sätze" sind, menschlich-beschränkt, mit Wirklichem zu identificiren, sie, die nur dadurch Wirklichkeit gewinnen, daß sie an einem Wirklichen gesetzt werden, — an die Gefahr, hier aus der wirklichen Welt in eine beziebte, aber unfruchtbare und gefährliche Welt des sich dialectisch bewegenden Begriffes zu gerathen.

6. Unser Verfasser blickt nun auf alle diese dialectischen Versuche zurück, und fühlt sich nicht abge-

schreckt, einen eigenen zu wagen. Es haben sich aus den vorigen die Ueberzeugungen ergeben: daß sie sich sämmtlich so weit vereinigen, ein wahres, ein wirkliches Geschehen, der Erfahrung gemäß, voraussetzen zu müssen; und daß die Annahme eines solchen hinwiederum der Annahme ihrer streng einfachen Qualität widerspreche. Zugleich ergab sich aber auch, daß jeder der für diesen Widerspruch vorgebrachten Gründe irgend einem Zweifel, einem Widerspruche in sich selbst unterliege. Die Möglichkeit, aus diesen Widersprüchen herauszukommen, findet er nur bei Leibnitz selbst, in jenem schon am Eingange erwähnten, von Leibnitz unbeachtet gelassenem Keime, dessen Entwickelung unser Verf. zu seiner Aufgabe gemacht hat. Leibnitz — bemerkt er — nahm den Begriff des physischen Einflusses, den er läugnete, offenbar zu eng. Das Wort „physisch" bildete einen strengen Gegensatz gegen die Einwirkung geistiger Naturen auf einander, wie sie in der Erziehung, im Unterrichte, in der Mittheilung Statt hat. Sein Argument betraf die einfachen Substanzen eigentlich gar nicht, sobald deren Einwirkungen auf einander nur nicht materieller Art waren; Wirkungen anderer Art auf einander auszuüben, war ihnen doch keineswegs verwehrt. Während er die endlichen Substanzen der Fähigkeit nach außen zu wirken verlustig erklärte, gestand er unbedenklich, daß die unendliche Substanz diese Fähigkeit, so wie alle endlichen die Fähigkeit, ihre Einwirkungen zu empfangen, besitzen, daß sonach eine Art der Einwirkung zwischen rein einfachen Wesen nicht nur möglich sei, sondern wirklich bestehe. Ist aber eine solche Einwirkung von Seite der Ur-

monas möglich, so läßt sich fragen, warum diese Vollkommenheit, nur im minder vollkommenen Grade, nicht auch den endlichen Substanzen zukommen soll? Leibnitz gesteht einfache Wesen zu, welche veränderliche, und unter ihnen primitive, nie ruhende Kräfte besitzen. Welche Gründe können uns nöthigen, die Wirkungen dieser ewig thätigen Kräfte, als dem Thätigen ausschließend immanent anzusehen? gibt es weiter keinen Einwand gegen diese Annahme, so versuchen wir, sie an die Stelle der verneinenden zu setzen. Von einer Reihe dicht aneinander liegender Kugeln z. B. werde die erste in Bewegung gesetzt; die letzte fliegt ab, die mittleren ruhen. Die erste hat, da wir jetzt annehmen, ein Ding könne nach außen auf's andere wirken, auf die letzte gewirkt. Während diese Wirkung eine (durch die andern Kugeln) vermittelte war, kann die von der ersten auf die zweite Kugel eine unvermittelte heißen. Mit der Zurückführung der vermittelten auf eine unvermittelte Wirkung haben wir sie in der That der Erklärung näher geführt, wir haben sie ihr so nahe geführt, als dies überhaupt geschehen kann. Denn wer wird es übernehmen, das Unvermittelte noch weiter zu erklären d. h. dasjenige aufzuweisen, wodurch es selbst wieder vermittelt wurde? Nicht Schwäche unseres Verstandes, — die Sache selbst verbietet uns weiter zu gehen. Der Satz: wo es Vermitteltes gibt, muß es Unvermitteltes geben, ist wie man leicht sieht, nur eine Variation des Leibnitz'schen Hauptsatzes: wo es Zusammengesetztes gibt, muß es Einfaches geben. Der Verfasser macht sich sofort Einwendungen durch die *Widerlegung* der Annahme „nächster Raumpunkte" (wobei

er vortrefflich in echt metaphysischem Geiste, die Linie nicht aus Linien, sondern aus Punkten, und zwar unendlich vielen, konstruirt, oder besser, um ein von ihm selbst angedeutetes Mißverständniß abzuwenden: deduzirt) durch die Vorstellungen von Berührung und Durchdringung *) und durch den Umstand, daß er vom Dasein unmittelbarer Wirkungen, also von Erfahrungen ausgehe, sein Beweis hiemit nur Wahrscheinlichkeits-Kraft habe. Er beantwortet sie durch ein vortreffliches Raisonnement über die Nothwendigkeit, bei metaphysischen Untersuchungen die Abstraktion fest- und die Bildlichkeit fern zu halten, und durch die Feststellung einer unmittelbar gewissen, nicht blos wahrscheinlichen Erfahrung, nämlich der von unserm Vorstellen selbst, auf dessen Veränderungen eben der Beweis äußerer Einwirkung beruht. Auf diese Weise, weniger bemüht, Sätzen, die keines Beweises bedürfen, Anerkennung zu verschaffen, als vielmehr die Vorurtheile, die ihnen im Wege stehen, wegzuräumen, glaubt er auf Leibnitz'schen Grundlagen mittelst der Hilfsbegriffe: unmittelbare Wirkungen, Stetigkeit und allseitige Erfüllung des Raumes, und unmittelbar gewisser Erfahrungsurtheile, das System der „Wechselwirkung" fest genug aufgebaut und gesichert zu haben, um es als den einzigen Zufluchtsort, wo sich die Zweifel des Verstandes und der Glaube des Herzens, die täglich gebieterisch sich aufdrängende Erfahrung und

*) Schon Leibnitz erinnerte an die mit Unrecht verworfene dreifache Ubietät der Scholastiker: die umschreibende, definitive und *erfüllende*. Nouv. ess. II. 23.

der metaphysische Gedanke sich die Hand reichen, allen Forschern nach Wahrheit anbieten zu können."

Hat er nun damit das Räthsel gelöst? Er selbst antwortet: Nein; und macht nicht den Anspruch es gelöst zu haben. „Diejenigen — sagt er mit Fischer — deren wissenschaftliche Beschäftigung ganz im Gebiete der Anschaulichkeit liegt, glauben Mangel an Deutlichkeit zu finden, wo sie die Anschaulichkeit vermissen. Aber Deutlichkeit ist die Sache des Verstandes, und das was blos gedacht, aber nicht angeschaut wird, ist vollkommen deutlich, wenn es mit bloßem Bewußtsein gedacht wird, und nach den Gesetzen des Denkens nicht anders gedacht werden kann." Er will also nicht die Wirklichkeit, er will die Möglichkeit seiner Wechselwirkung beweisen, indem er, was sich ihr entgegenstemmen will, aus dem Wege räumt, und die Nöthigung der abstrahirenden mit der einfachen Forderung des sogenannten gemeinen Menschenverstandes zu Einem Ziele leitet." Die vor kurzem noch verrufene Berufung auf diese letztere Autorität von Seite eines Philosophen vom Fache, wie jedes Blatt beweist, thut in diesem Augenblicke wohl, und gewinnt sicher dem Verf. manches zögernde Vertrauen. Man wird ihn lesen, und wird ihm zugeben müssen: daß er seine bescheidene Absicht vollkommen erreicht hat. Er hat ein schwieriges Problem der Metaphysik bestimmt, scharf, klar und vollständig ausgesprochen, und beleuchtet; er hat ein Verhältniß, welches widersprechend schien, denkbarer gemacht, also die Grenzen unseres Verstandes erweitert, er hat aber auch diese Grenzen erkannt, und an einem speziellen Fall bewiesen, daß es Thorheit

sei, beweisen zu wollen, was nicht mehr bewiesen werden kann. Und dieses letztere ist sein größtes, sein eigentliches Verdienst. Es „schreckte ihn nicht, zu gestehen, er stehe an den verschlossenen Pforten eines Geheimnisses" oder er verbessert vielmehr: nicht das Nichtwissen überhaupt, sondern nur das Nichtwissen desjenigen, was an sich wißbar ist, ist ein Geheimniß." Es ist kein Stranden, es ist ein Landen unserer geistigen Kräfte, wenn sie, statt an den Riffen des Unbeweisbaren zu scheitern, diese gewahren, und in den Hafen der Selbsterkenntniß einlaufen. Ob der alte Kant dem Verf. Recht gegeben hätte, „daß hier die Natur der Sache, nicht die Schwäche unseres Erkenntnißvermögens" im Wege sei — lassen wir dahin gestellt. Vielleicht hätte er den Kopf geschüttelt und gefragt: wer spricht denn hier von der Natur der Sache, als das Erkenntnißvermögen? ist das nicht Grenze, wo für unser Denken die Vermittlung aufhört? kann sie nicht bei einem höheren Verstande weiter hinausreichen? muß ein schaffender Verstand auch das Wie begreifen? Doch nein! Kant hätte so weit nicht gefragt, er fragte nicht gerne über die Grenze hinaus; er erkannte sie an — ohne zu fragen.

Ich aber kehre zu der Bemerkung zurück, die ich dieser Anzeige voranschickte. Wer erblickt nicht, bei einigem Nachsinnen über die hier vorkommenden und nicht vorkommenden Systeme, mit Vergnügen den rothen Faden, der sie — und wäre es gegen ihr Eingeständniß! — verbindet? Ist die recht verstandene nothwendige Annahme von Monaden nicht schon zugleich auch die Annahme von Wirksamkeiten? kann „Sein" etwas anders heißen als

„Wirken?“ und „Mehrheit“ etwas Anderes als „Zusammen?“ Das ist die alte Bedeutung der Aristotelischen Entelechie, die Cicero durch motio continuata et perennis wiedergab. In ihr verbinden sich die scheinbar widersprechendsten Naturansichten: die Atomistik und die vorschnell ad acta gelegte, wieder zu Ehren kommende Dynamik — sobald beide nur sich selbst recht erkennen lernen; sobald jene ihre Einheiten, und diese ihre Kräfte lebendig auffaßt. In ihr verbinden sich die entgegengesetzten Ansichten vom Geiste: der Spiritualismus verbleibt in seinem Rechte und der Materialismus wird zum Spiritualismus, sobald er einsieht, daß die Materie nicht anders denkbar (d. h. für den Verstand ergreifbar) wird, als durch Reduktion auf das Einfache, welches nicht mehr materiell, also mit dem Geiste eines Wesens ist. Hier begegnen sich die Entelechien der Alten, Platons Ideen, Pythagores Zahlen, Spinozas unendliche Attribute, Leibnitz's Monaden, Boscowich's Elemente, die Kräfte der Naturphilosophen; hier finden Lotze's Gesetze, Beneke's seelenartige Auffassung des Leiblichen, Goethes dichterische Naturforschung ihr Verständniß, und ihre rechte Stelle. Und selbst Vater Kant, den wir kurz zuvor den Kopf schütteln sahen, als wir fragten, ob wir mit dieser Erkenntniß nicht über unser Erkenntnißvermögen hinausgelangt wären, wird beifällig nicken, wenn wir durch einen Versuch, das was wir nicht anschauen können, wenigstens denkbar zu machen, diese Grenze zu erweitern streben; mit Staunen werden wir ihn jetzt, da er vernimmt, daß es sich nur um eine Vorstellungsweise handelt, antworten hören: „ich gestehe, daß

ich sehr geneigt sei, das Dasein immaterieller Naturen in der Welt zu behaupten. Wenn dann auch die Gemeinschaft zwischen einem Geiste und Körper geheimnißvoll scheint — wie natürlich ist nicht zugleich diese Unbegreiflichkeit! da unsere Begriffe äußerer Handlungen von denen der Materie abgezogen werden, die auf Druck und Stoß beruhen, welche hier nicht anwendbar sind. Es scheint, ein geistiges Wesen sei der Materie innigst gegenwärtig, mit der es verbunden ist, und wirke nicht auf die Verhältnisse der Elemente, sondern auf das innere Principium ihres Zustandes; denn eine jede Substanz, selbst ein einfaches Element der Materie, muß doch irgend eine innere Thätigkeit als den Grund der äußerlichen Wirksamkeit haben. Wenn Leibnitz diesen innern Grund als eine Vorstellungskraft bezeichnete, und spätere Philosophen diesen unausgeführten Gedanken mit Gelächter empfingen, so hätten diese nicht übel gethan, früher bei sich zu überlegen, ob sie irgend einen andern möglichen innern Zustand zu ersinnen vermochten" *).

Geht man von der unmittelbaren Wirksamkeit der Urmonas aus, die sich allen abgeleiteten Substanzen mittheilt, und auf die sich auch unser Verf. beruft, so möchten sich auch hierin die verschiedensten Vorstellungsweisen, nur recht gedeutet, begegnen. Die Emanation der Gnostiker, das Durchdrungensein aller Geschöpfe von der Gottheit bei Spinoza, wollen vielleicht nicht anders verstanden

*) Kant kleine Schriften. Quedlinburg 1838, II., Seite 120 (*Träume eines Geistersehers*).

sein. Und wer weiß, ob nicht selbst Leibnitz's vorherbestimmte Harmonie, für die unser Verf. so viele glückliche tadelnde Gleichnisse hat, in dieser Vorstellung von einem in Gott unvermittelten, durch ihn aber in der Erscheinungswelt zur Vermittlung bestimmten Wirken irgend eine Entschuldigung fände? unvermittelt wirken heißt: erschaffen — vermittelt: bethätigen. Die Urmonade schafft, die endliche herrscht und waltet bethätigend auf die ihr untergeordneten und so immer tiefer hinunter. Dieses Herrschen und Beherrscht werden war es, in welchem Goethe den Zusammenhang der Welt und das Räthsel der Naturforschung sah, und suchte. Und gewiß, hier oder nirgends ist das Alfa und Omega der letzteren. Mag diese Voraussetzung in einander greifender Entelechieen, die in einer Ur-Kraft wurzeln, derjenige abweisen, der sich ein Vielfaches ohne Einfaches, ein Scheinen ohne Sein, ein Sein ohne Kraft, eine Kraft ohne Wirksamkeit, eine Wirksamkeit ohne Wirkung, eine Wirkung ohne Ursache, eine Ursache ohne vorhergehende, alle vorhergehenden ohne eine erste und letzte, d. h. eine Welt ohne Gott denken kann!

Doch ich schweife von dem was vorliegt ab. Meine Absicht war ja nur, auf ein sehr verdienstliches Bestreben in der — von so vielen mit Unrecht verlassenen — Metaphysik aufmerksam zu machen — zum Selbstlesen und Selbstdenken anzuregen. Es hieße mich sehr mißverstehen, wenn man etwa glaubte, ich wolle alle Philosophie identificiren, allen Recht geben; nichts weniger! jede muß etwas von sich abstreifen, um sich selbst erblicken zu können in ihrer wahren Gestalt; die Körper müssen vergessen wer-

den, wenn die Geister sich finden und umarmen sollen, die Individuen müssen sich aufopfern, um in der Einen allgemeinen Wahrheit sich — nicht zu verlieren; nein nur bestätigt und geläutert wieder zu finden. Unserm Vaterlande aber, dem gesund und nüchtern denkenden Oesterreich macht es Ehre, daß solche Bestrebungen von ihm ausgehen. Es darf sich Glück wünschen zu geistigen Kräften, wie die des Verf. vorliegenden Buches, und als Anhängsel mag es denn auch erwähnt sein — philosophische Bücher dürfen sich immerhin auch Glück wünschen zu Verlegern, die sie so hübsch auflegen wie das vorliegende.

Rede zum Restaurations-Feste
und
fünfzigjährigen Aufgebots-Jubiläum der Wiener Hochschule am 20. April 1847.

Mag es unempfängliche Zeiten geben! was ewig ist, erlebt immer seine Zeit.
Joh. Müller.

Es bedarf keiner Gemeinplätze, um die Bedeutung des gegenwärtigen Augenblickes hervorzuheben. Die Restauration einer hohen Schule ist ein Ereigniß, das zu tief und zu dauernd in das Leben eines ganzen Volkes eingreift, als daß die Feier desselben einer Bevorwortung für das Gefühl solcher Hörer bedürfte, wie ich sie hier vor mir sehe, Hörer, welche durch Beruf und Stellung

mit in das Schicksal unserer hohen Schule verflochten sind — Hörer, welche selbst theils die Hoffnung, theils die Zierde und den Stolz eben dieser hohen Schule ausmachen.

Wenn Entwicklung aller in die Menschheit gelegten Keime die Aufgabe der Gesellschaft, wenn Erziehung im höheren Sinne das Mittel ist, sie zu lösen, so sind Universitäten die wichtigsten Institute des Staates. Hier soll, was früher nur Zucht und Unterricht war, zur Bildung sich veredeln, hier der künftige Mensch, der künftige Bürger reifen zu der Mission, die eigener Beruf und der heilige Wille des Vaterlandes ihm anweisen. Ewig bleiben dieser Zweck und diese Bedeutung dieselben: aber die Mittel wechseln mit dem unabänderlichen Fortschreiten der Zeit, das, nach einem höhern, unserm Forschen unzugänglichen Beschlusse, in einem cyklischen Umschwunge sich offenbart, der von Epoche zu Epoche eine Wiedergeburt der Anstalten unabweislich erfordert. Die große Theresia hat diese Forderung mit einem wahrhaft fürstlichen Sinne erkannt, und wir erfreuen uns der Segnungen, die aus dieser Erkenntniß hervorgingen; wir feiern heute das Dankfest für die Handlung einer Regentin, welche die wahre Geschichte mit dauernder'n Lettern in ihre Bücher schreibt, als das Gedächtniß erfochtener Siege. Aber der schönste Dank, welchen Menschen höhern Wohlthätern zollen können, besteht darin, auf den Sinn solcher Wohlthaten einzugehen und in diesem Sinne fortzuwirken. Nicht nur durch Impulse von außen werden Anstalten für das geistige Leben wiedergeboren; *ihre* Wiedergeburt kann sich in jedem Augen-

licke, der es fordert, frisch erneuern, und zwar wie alles Geistige, von innen heraus, durch eigene Einsicht, eigene Kraft. Es ist nur dazu nöthig, von Zeit zu Zeit der Gegenwart einen Spiegel vorzuhalten, sie an die Vergangenheit zu mahnen, auf die Zukunft hinzuweisen, und ihr die ewig frischen Quellen zurückzurufen, aus denen sie sich zu jeder Zeit erneuen und restauriren kann. Eine solche Aufgabe schien mir die würdigste für den heutigen Tag.

Richtige Theilung der Arbeit, nach bestimmt abgegrenzter Sonderung der einzelnen Fächer, höhere Einigung aller zu ihrem letzten Zwecke — beides abgewogen nach dem wechselnden wohlverstandenen Bedürfnisse jeder gegebenen Epoche, — das sind die Quellen, von denen ich spreche. Wo aus ihnen geschöpft wird, da wird der Strom lauterer und fruchtbringender Erkenntniß sich segenspendend in ein glückliches Land ergießen.

Strenge Sonderung der Fächer in Ausübung und Unterricht! Ein allgemeiner Blick auf unser Zeitalter genügt, um die Nothwendigkeit und Fruchtbarkeit dieser Maxime für dasselbe einzusehen. Das unaufhaltsam dahinstürmende Jahrhundert der Dampfkessel und Eisenbahnen fordert Schnelligkeit und wechselseitiges Ueberbieten. Eine Erfindung, eine Entdeckung, eine Verbesserung jagt die andere; jede Specialität sucht sich geltend zu machen, und es gelingt ihr, so lange sie ein empfundenes, oft auch nur ein durch sie erst entstandenes Bedürfniß befriedigt; ist es befriedigt, *oder glaubt* es sich befriedigt, so muß, was

noch eben mit Jubel begrüßt ward, schnell einem Neuen Platz machen, oder sich in ein Neues verwandeln, wenn es nicht ungenützt in die Nacht des Veralteten gewiesen sein will. Das Fremdeste ist das Willkommenste; die Zeit hat nicht Zeit heimisch bei sich selbst zu werden, und sich als Ganzes zu sammeln zu betrachten. Sie fühlt sich rastlos vorwärts gedrängt, von einer Macht, der sie nicht zu widerstehen vermag. Wer darf von sich hoffen, solchen Forderungen durch ein getheiltes, mehrseitiges Bestreben zu genügen? Das kühne Wort eines großen Mannes ist wahr geworden: „Die Zeit der Einseitigkeiten ist gekommen; wohl dem, der sie begreift — für sich und Andere in diesem Sinne wirkt!“ Jetzt gilt es, sich auf ein Streben zu konzentriren, sich mit einem Lebensgedanken zu durchdringen; die Kräfte aus den Weiten, in denen sie sich sehnsüchtig verloren, zurückzurufen, mit Selbstverläugnung auf einen kleinen Kreis zu beschränken, um lieber ein bescheidener Theil, aber ganz, als ein scheinbares Ganzes halb zu sein! es gilt Etwas recht — nicht Vieles mittelmäßig zu verstehen; es gilt sich in Einem hervorzuthun, und dadurch zum Werkzeuge der rastlos arbeitenden Zeit zu taugen. Und die Zeit ihrerseits sorgt auch für die Möglichkeit ihr zu genügen. So viel von allgemeiner Bildung, als jeder Einzelne braucht, um sich dem Einen ungestört widmen zu können, drängt sie ihm selbst auf, durch verfeinerte Erziehung, Umgang, periodische Presse und alle erleichterten Wege eines rasch sich umschwingenden Verkehrs. So wird es möglich, unbeschadet der allgemeineren Zwecke, die Arbeit zu theilen und die Bestrebungen

zu isoliren, worin von jeher tüchtige Köpfe das Heil für die gründliche Bearbeitung einzelner Wissenschaften gesucht und gefunden haben. Auch wir haben es erfahren, und erfahren es noch täglich, welcher Vortheil uns aus der Hervorbildung und Vollendung wichtiger Spezialitäten an dieser hohen Schule, in allen Wissenszweigen, namentlich aber in denen der Natur- und Heilkunde, zum Ruhme unseres Vaterlandes erwächst! Gehen wir also unbeirrt und rüstig auf diesem frisch gebahnten Wege fort — bethätigen wir unverdrossen im Einzelnen unsere Kräfte, Jeder wozu und wonach sie die Gottheit ihm verliehen — aber vergessen wir auch nicht die zweite angedeutete, eben so unerläßliche Bedingung des Fortschrittes.

Einigung aller Kräfte zu einem höhern Zwecke! — Beide Bedingungen, obwohl scheinbar sich widersprechend, sind gleich unabweislich; und wen mag das Wunder nehmen, der es weiß, daß das Leben selbst nur aus Widersprüchen und durch Widersprüche besteht? Sie fordern und ergänzen sich wechselseitig; — wie Morgen und Abend, Ausathmen und Einathmen, so auch Trennen und Verbinden. Ist bei der natürlichen Begrenztheit menschlicher Begriffe eine Theilung der Arbeit nothwendig — und wir haben gesehen, sie ist es — so muß doch offenbar jedem Betheiligten ein Bewußtsein von ihrem innern Zusammenhange, von ihrem lebendigen Verbande inwohnen, wenn er nicht das leblose Rad einer Maschine darstellen, wenn er sich als thätige Kraft eines Ganzen fühlen und achten soll. Woher diese Thätigkeiten? was hält sie bei ihrer Verschiedenheit zusammen? wohin sollen sie zuletzt

führen? Diese Fragen legt sich jeder Berufene selbst, er legt sie dem vor, der ihn berufen hat. Zu allen Zeiten sind sie gefragt worden, zu allen Zeiten hat man dieses Bedürfniß nach Einigung gefühlt, und eben zum förderlichen Gedeihen eines lebendigen — nicht eines fabriksmäßigen Betriebes der Wissenschaften sind Hochschulen und Akademien gegründet worden. Die Griechen, dieses glückliche Volk, das die Vorsehung in ein Zusammentreffen von Verhältnissen versetzte, welches nie wiederkehren wird, weil die höchste innere Kultur sich nie wieder mit der verlornen Unschuld der ersten Entfaltung berühren kann, brauchten jene Einheit nicht zu suchen. Ihre ganze Erziehung war auf das reine Gefühl eines harmonischen Daseins gegründet; durch Gymnastik und Musik setzten sie Körper und Seele in einen gleichmäßigen Rhythmus; wie die Tonkunst – so dachten sie — beruht jede Kunst, jede Wissenschaft, ja die Moral selbst, auf Maß und reinen Verhältnissen, und glücklich priesen sie den Sterblichen, dessen innerer Sinn die Harmonie der Gedanken und Tugenden so leicht und richtig auffaßt, als unser Ohr die Reinheit musikalischer Konsonanzen. Alle Folgezeiten haben den Griechen nachempfunden; aber nicht allen ist das Bedürfniß der Einigung gleich dringend. Mit dem Fortschritte der Zeiten wie der Wissenschaften, mit der Ausbildung ihrer einzelnen Zweige steigt das Gefühl dieses Bedürfnisses, steigt seine Nothwendigkeit. Und nie — ich darf es mit Zuversicht aussprechen — nie war beides größer als im gegenwärtigen Augenblicke. Zum Einzelnen, zum Besonderen, zur Trennung treibt und drängt mit

Riesenarmen die rastlos bewegte Zeit; — Vereinigung, Versöhnung ist das Eine, was uns Noth thut. Einseitigkeit ist der Wahlspruch des tüchtigen Arbeiters in seinem engbegrenzten Kreise — mag der Wahlspruch des Einzelnen bleiben, der sich gegen das Ganze, das auf ihn einstürmt, erhalten will: aber Einseitigkeit ist auch der eiserne Hemmschuh für den Fortschritt des Ganzen, der Krebsschaden im Organismus der Menschheit. Wenn irgendwo die Quelle fließt, aus welcher eine Wiedergeburt unserer wissenschaftlichen Zustände zu hoffen ist, so ist es die der Einigung.

Einheit — wo immer dieses Wort genannt und gebraucht werde — heißt nicht Gleichheit, nicht Einerleiheit; es soll und kann nur heißen: harmonischer Verband mit sach- und zweckgemäßer Ueber- und Unterordnung. Nun hat das Verhältniß der einzelnen Richtungen und Zweige des Wissens zu verschiedenen Zeiten ein verschiedenes Kolorit, und so muß denn auch jenem Bedürfnisse nach Einheit in den verschiedenen Epochen auf eine verschiedene Weise entsprochen werden. Dieses Verhältniß zu erkennen, die Lösung der gegebenen Gleichung zu finden — das ist die Aufgabe jeder sich bewußt werdenden Zeit, die an eine Restauration ihrer Bildungszustände denkt — also auch der unsern. Die Geschichte muß sie uns lösen helfen. Noch ist jene ewig denkwürdige Epoche nicht lange vorüber, und Viele aus unserer Mitte, die sie miterlebten, ja miterzeugten, haben sie noch im frischen Angedenken, da, nach den verhängnißvollen Tagen einer großen und gewaltsamen Aufregung der Völker der Segen des wieder

errungenen Friedens einen plötzlichen ideellen Aufschwung der Gemüther begünstigte. Man sah, zumal in unserm deutschen Vaterlahde, das jene Bewegungen am schmerzlichsten und am freudigsten erfahren hatte, mit der Wiederkehr des Glaubens und der Hoffnung eine ideale Begeisterung sich hervorthun. Die Philosophie, alle Künste, Wissenschaften, und selbst die Getriebe des sozialen Lebens erschienen wie verklärt im Lichte des Geistes, der Idee. Ein poetischer Hauch belebte auch die prosaisch'sten Regionen, und indem er so von ihnen im Namen der idealen Welt Besitz nahm, sah sich zuletzt die reale in ihrem gerechten Besitz beengt, ja bedroht. Damals that es Noth, die Wirklichkeit in ihren Rechten zu beschützen, und der naturgesetzliche Gang der Dinge, der immer aus Gegensätzen Ausgleichungen hervorruft, von einer höhern Hand geleitet, führte eine Wendung dieses Zustandes herbei. Die materiellen Interessen, durch eine periodische Erhebung für eine Zeitlang unterdrückt, konnten nicht ermangeln, nach einer längern Dauer des Friedens sich wieder geltend zu machen. Sie brachen sich desto gewaltsamer neue Bahn, je unbehutsamer man sie vergessen und verachtet hatte, und eine arbeitvolle nüchterne Gegenwart rächt nun den schönen Leichtsinn eines vergangenen Rausches. Die Zeit jener gläubigen Träume ist vorüber. Wir sind erwacht, und sehen mit Bedauern, wie wenig wir durch Gebäude des Denkens wie des Dichtens gewonnen haben. Der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts, enttäuscht von den Illusionen der Vergangenheit, umgeben von tausend Erfindungen, Entdeckungen und mechanischen

Behelfen der Gegenwart, hofft und will keine Zukunft, als die er sich durch die Macht seiner eigenen Industrie im großen und weiten Sinne des Wortes erstrebt und erwirbt. Zeit ist sein Kapital, Kopf und Hände seine Mittel, reelle Ergebnisse seine Zinsen — und mit Unmuth und Widerwillen blickt er auf jene jugendlichen Stunden eines geistigen Luxus hin, die ihm eben so viele baare Verluste in der Rechnungsbilanz seines Lebens scheinen. Er verklagt mit Bitterkeit vor dem Gerichte der Menschheit die Zeit, da man der heranreifenden Jugend Träume und Abstraktionen statt nützlicher Kenntnisse und Anschauungen ins Leben mitgab; er ruft den alten Streit zwischen idealen und realen Studien wieder herauf, der wie wir Alle wissen, jetzt sach-eindringlicher gekämpft wird als je; er erklärt sich mit der Leidenschaft des Vortheils für die realistische Richtung, und wir sehen es wohl, er hat Gründe, lebhafte Gründe, er hat die Resultate bitterer Erfahrungen für sich. Daß nur der Genius der Geschichte nicht allzubald mit warnendem Finger ihn auf den kurz vorhergegangenen Umschwung verweisen müsse! Daß doch Eine Generation der Menschen nicht allzuschnell die Lehre vergäße, die ihr die vorige Generation hinterlassen hat! Ruhig steht der unbefangene Betrachter außerhalb, blickt auf die Wage der Nemesis, und erkennt, wohin das Zünglein seiner Zeit schwankt; erkennt durch einen Blick auf die nach oben deutende Hand der Göttin, was seine Zeit bedarf. Denn nicht durch das, was ein Zeitalter wünscht, spricht sich sein wahres Bedürfniß aus, sondern durch das was es — soll. Das unsere aber bedarf einer Erfri-

schung von der idealen Seite her — einer Verjüngung im Geiste — nicht durch das Kinderspiel vergessener Träume, wohl aber durch die unüberwindliche Kraft des klaren, des sittlichen Bewußtseins.

Strenge Sonderung der Wissenszweige — höhere Einigung aller in einem höhern Zwecke, — Beides wohlabgewogen nach dem Bedürfnisse jeder Epoche — das waren die Quellen, aus denen ich eine ſtäte Restauration der Bildung zu verheißen wagte. Erlauben Sie mir, H. V., um den dritten Punkt für die Gegenwart zu beantworten, einen, freilich nach Maßgabe der hier gestatteten Zeit, nur sehr flüchtigen Hinblick auf die Stufenfolge unserer Studien, um anzudeuten, wie sich von dem Beginne bis zur Vollendung derselben die gewünschte Versöhnung realistischer und idealer Tendenzen erreichen lasse.

Im Gymnasium sollen die Anlagen des Jünglings geweckt, genährt, gebildet werden, noch ohne Richtung auf eine künftige Bestimmung. Gymnasium heißt ein Uebungsplatz. Hier kommt es mehr darauf an, daß, als was der Jüngling lerne, und noch weit mehr darauf wie, als was er lerne. Es ist wahr frühzeitige Autopsie gibt ihm einen brauchbareren Vorrath für künftige Benützung als Worte und Begriffe; es ist wahr, das Vaterland ist für ihn wichtiger als Rom und Griechenland, die Gegenwart als das Alterthum. Aber kann jener Vorrath je zum lebendigen Besitze werden, ohne Beziehung auf einen lebendigen Zweck? müssen Worte und Begriffe inhaltsleer überliefert werden? muß das Studium der ewigen Quelle unserer ganzen Bildung, des geist- und lebensvollen Alter-

thums, ein todtes, pedantisches Philologisiren bleiben? muß dem Jünglinge der Born, aus dem er Begeisterung, die naturgemäße Nahrung seiner dürstenden Seele echt und lauter schöpfen kann, durch Schulstaub verleidet werden? soll er blos eine Zukunft von Ziffern und Aktenstücken vor sich sehen? soll er blos Bürger, Beamter, Arzt, Advokat, Priester — soll er nicht auch Mensch — zuerst Mensch und dann jenes Alles — werden? sollen die Humaniora umsonst ihren schönen adelnden Namen führen? — Nein, Gottlob, es ist nicht so. Nicht nur vereinbar sind die zwei sich bekämpfenden Richtungen, — untrennbar sind sie und keine führt ohne die andere zum Ziele. Wenn nicht Mittel und Zweck verwechselt werden, wenn der Schüler nicht mehr Zeit auf die Syntax des Livius als auf seinen Sinn verwendet, wenn er nicht rhetorische Figuren oder gar Verse macht, sondern nur lernt, ihre Schönheit zu fühlen und zu verstehen, dann werden Alterthum und Poesie keine verlorne Studien für sein Leben sein. Nicht Verse nur und schöne Worte sind Poesie. Jedes Wissen hat die seine und im Schönen begegnen sich das Wahre und das Gute. Galiläi tröstete sich in seinen Banden mit seinen Entdeckungen als mit der erhabensten Dichtkunst; Kepler wollte die seinen nicht gegen ein Herzogthum vertauschen; und Kant, der nüchterne Kant, fühlte sich durch sein sittliches Postulat über die Schranken der Erde gehoben. Die Fantasie, die herrschende Kraft der Jugend, fordert so gut ihre Ausbildung, als die Sinne, der Verstand. Nicht umsonst hat Natur diese Kraft in diesem Alter zur herrschenden ge-

macht; mit ihr faßt der Jüngling die ersten Eindrücke seines innern Lebens auf; was sie ihm früh einprägt und spät noch unverlöscht auf dem Grunde seiner Seele vorhält, entscheidet über das Glück und Unglück, oft über den Werth oder Unwerth seines Lebens. Dem Jünglinge muß ein Ideal vorschweben; ohne Gegenstand, ohne ein höheres Bild in seiner Seele, ohne die Macht der Dichtung in seinem Busen, wird ihm die Ehrfurcht, das höchste der menschlichen Gefühle fehlen, und ohne diese wird er verarmt und verödet im Gemüthe als ein Bettler durchs Leben schleichen. Und wo sprechen jene höhern Bilder beredter zu seiner Seele, als in den Werken des Alterthums, an die kein gebildeter Mensch ohne Begeisterung denken kann? Unsere Zeit, sagt man, bedarf nicht der Beredsamkeit, bedarf der Sachen; glaubt man das? wer kann sagen, welche Zeit der Beredsamkeit nicht bedürfe, nicht bedürfen werde? und, handelt es sich blos um Beredtheit? kann man, einer gebildeten Zeit gegenüber, beredt sein, ohne gebildet zu sein? Zurück also immer wieder zu Euch, ewige Muster der Bildung, ohne deren Geist noch kein Späterer groß geworden, mit deren Geiste noch Keiner klein geblieben ist; deren Gestalten ich jetzt selbst vor meinem Gedächtnisse verhüllen muß, um die Bewegung meiner Seele zu mäßigen — um die gegebenen Grenzen meines Vortrages nicht zu überschreiten.

In den Fakultätsstudien soll der reifende Mann sich bereits in dem Bezirke seiner künftigen Bestimmung orientiren. Die Philosophie, als Fakultätswissenschaft die Grundlage des eigentlichen Gelehrtenstandes, hat seit ihrer Re-

stauration durch Kant die mannigfachsten Schicksale erfahren und im jetzigen Augenblicke weiß man nicht, ob sie im Dahinsterben, oder in der Wiedergeburt begriffen ist. Der Rausch, in welchen die Naturphilosophie, die emanzipirte Tochter des gesitteten kantischen Idealismus, ein Dezennium versetzte, ist ausgeschlafen, und hat dem unangenehmen Gefühle Platz gemacht, das stets auf Exzesse zu folgen pflegt: Ekel vor dem Genusse, und Unfähigkeit, neue Nahrung zu vertragen. Wir sehen ärgerlich auf eine Orakellehre zurück, die ihren Jüngern Licht verhieß, ohne sie zu bemühen, die Augen aufzumachen, die ihnen Resultate ohne Untersuchungen, wie gebratene Tauben, auf die Schüssel legte, die Jeden zum Apostel befähigte, der, auch ohne Einsicht und Kenntnisse, zu grübeln, zu schwärmen und zu schwätzen verstand. Aber auch hier steht warnend die Nemesis mit gehobenem Finger. „Seid nicht ungerecht — ruft sie uns zu — und vergeßt nicht, undankbar und eigennützig über den spendenden Herbst den Frühling, welcher die Ernte verheißen hat! Wenn ihr die Spekulation entbehren könnt, so war sie es, die Euch ihre Entbehrlichkeit gelehrt hat. Sie war der Schlüssel zum Himmel wie zur Erde. Wer den Schlüssel für den Schatz genommen, und Eisen statt Gold gefunden, hat sich selbst anzuklagen!“ — Wahrlich, wenn Philosophie auch nichts wäre, als Entwicklung der eigensten, der herrlichsten Kraft des Menschen — so wäre sie das Palladium seiner Bildung. Ehre den freien Denkern, die nicht erst fragen was zu gewinnen sei, die da Bahn brechen in der Welt der Gedanken — *und hätten* sie nichts davon als Uebung

ihrer Kräfte! Aber Dank der Wissenschaft, es ist nicht so. Nicht ein Gemeinplatz tauber Worte, nicht ein eitles Schaugepräge der Schule ist die ächte Philosophie; vielmehr ist es gerade diese Fakultät, welche in dem Geiste, von dem wir ausgingen, vor allen andern die erwähnte Aufgabe hat, die übrigen zu versöhnen, zu vermitteln, unter Einen Ruf zu versammeln. Allen, sagte ich, müsse ein Bewußtsein innewohnen von ihrem Zusammenhang, von ihrem Zwecke. Wer soll es ihnen geben, dieses Bewußtsein — wenn nicht die Philosophie, die „Bearbeiterin der Begriffe?“ Die beste Anleitung zu jedem speciellen Wissen bleibt immer: auf einen Standpunkt zu führen, von wo man das Ganze am leichtesten, am vollständigsten übersieht. Wer soll auf einen solchen Standpunkt führen — wenn nicht die Philosophie? welcher kann es sein als der anthropologische? Denn wo finden alle Wissenschaften ihren Ausgangs- und ihren Endpunkt, als im Menschen? Nur „wenn sie alle, wo nicht philosophisch doch unter Voraussetzung der Philosophie überhaupt getrieben werden, können sie hoffen, etwas aufzuklären und den geistigen Fortschritt wirklich zu fördern;“ freilich muß aber unter dieser Philosophie nicht jene gedacht werden, die das grüblerische Gewebe leerer Dialektik spinnt, sondern jene, die das Resultat ausspricht, das dem gereiften Geiste alle Erfahrungswissenschaften gewähren, die Ordnerin des Chaos, die Eröffnerin großer Aussichten. Wähne kein Mensch, kein Volk und kein Zeitalter, sie je entbehren zu können! je reicher der materielle Stoff ist, den eine Epoche zusammenspeichert, *desto unentbehrlicher* wird sie, ihn zu sichten, zu bearbei-

ten, zu benützen. Wähne Niemand mit erkünstelter Gleichgiltigkeit sich ungestraft von den ewigen Problemen des menschlichen Geistes wegwenden zu dürfen, an denen sie sich übt! Probleme, welche man durch noch so lange angehäufte Erfahrungen nie los geworden ist — von welchen, — wie der scharfsinnigste der neueren Philosophen, Herbart, sagt — von welchen nicht weiter zu reden endlich Ton werden kann, an welche nicht weiter zu denken, aber das Ende alles Denkens sein würde. Man könnte ebensowohl, um nicht stets unreine Luft einzuziehen, einmal beschließen, das Athemholen abzustellen. Nein! Philosophie wird ihren Werth für die Menschheit behalten, so lange diese ihre Besinnung behält und werth achtet; so lange Vernunft noch eine Stimme auf Erden hat, und wir einen Zweck unseres Daseins voraussetzen.

Die medicinische Fakultät ist es zunächst, die den Komplex der naturwissenschaftlichen Bestrebungen an den hohen Schulen vertritt. Nur Unbekanntschaft mit ihr oder Einseitigkeit kann die Fortschritte unserer Zeit auf diesem Felde verkennen. Wie sah es noch vor einem Jahrhundert in demselben aus? Man raisonnirte über Dinge, die es nicht gab, nach Gesetzen, die nur in den Köpfen der Gelehrten oder in schweinsledernen Kommentaren des Mittelalters existirten; Erfahrungen und Versuche waren eine terra incognita und die Naturlehre unserer Väter, wie ihre Lehrmethode, ein Spinngewebe. Das Licht der Mathematik drang in das Gefängniß der Physik, und es begann zu dämmern. Erweiterter Völker-Verkehr durch erleichterte Kommunikation schuf und förderte die vergleichende Naturbeschreibung, und es

beginnt zu tagen. Das Experiment wird zur erobernden Waffe der Physiologie und die Nacht ist für immer besiegt.

Mit geringer Mühe, in kurzer Zeit lernt man jetzt Wahrheiten, die einst das Labyrinth der Scholastik für ewig versteckt zu haben schien; die alten Fabeln der Naturforschung, ein eitler Kinderpopanz, füllen nicht mehr ihre Lücken aus, die Wissenschaft, vernünftiger, also auch bescheidener geworden, legt offen die Ergebnisse des Experiments vor Aller Augen dar, und zieht es vor, Wahrscheinlichkeit, statt Dichtung anzubieten, wo sie keine Gewißheit zu geben im Stande ist. Auch sie hat die Oeffentlichkeit achten gelernt; sie legt Rechenschaft vor der Welt ab, es gibt kein Monopol, kein Privilegium für ihre Besitzer mehr. Und was von der Theorie der Naturwissenschaften gilt, das gilt eben so vollkommen von der Blüthe ihrer Anwendungen: von der Medizin.

Der ununterrichtete Laie, vielleicht auch mancher halb unterrichtete Arzt, wissen es nicht — aber der Kenner weiß es, daß die Medizin im lebhaftesten Fortschritte begriffen ist. Wir dürfen das mit der frohesten Zuversicht sagen, — wir, die wir mit gerechtem, freudigem Stolze jene Männer die unsern nennen, deren reine, auf nüchterne Naturbeobachtungen gegründete Lehre, als Lehre der Wiener Schule die verdiente Anerkennung von ganz Europa errungen hat. Aber freilich gewahrt eben nur der Kenner jenen Fortschritt, weil nur Er den tiefern innern Zusammenhang der einzelnen Bestrebungen erkennt, die einer oberflächlichen oder einseitigen Betrachtung nur zerfallende Richtungen, Symptome der Anarchie und Auflösung scheinen.

Ein innerer Vulkanismus treibt und gährt im Ozean unserer Wissenschaft; hie und da brausen einzelne Inseln aus den schäumenden Wellen empor, noch sind sie schroff, schlackig, unfruchtbar, unwohnlich; und furchtsam staunen die Bewohner des alten Festlandes vom Ufer die frischen Geburten des Meeres an, — in der Besorgniß, von ihnen verdrängt, oder von dem Elemente, das sie gebar, untergraben, wo nicht verschlungen zu werden. Fürchtet Euch nicht! wartet gelassen ab, bis diese Inseln nach und nach zusammenfließend sich verbinden, begrünen, Früchte tragen, und ein neues schönes Festland bilden werden, das Ihr dann fröhlich beziehen könnt, wenn das alte, tausendfach ausgebeutete keine Ernte mehr bringen will! — Darum muß aber auch die Medizin diese Aufgabe der Einigung in sich selbst und mit den übrigen Fakultäten mit anerkennen und lösen helfen, von der allein die gedeihliche Wiedergeburt aller abhängt. Auf dem Verständnisse dieser Einigung beruht die Zukunft der Medizin, wie die Zukunft alles wissenschaftlichen Strebens. Natur und Geist sind nicht zwei Stiefgeschwister, die einander um ihr Erbtheil beneiden, sie leben in einer wahren heiligen Ehe, sie haben Gemeinschaft der Güter und Gemeinschaft der Herzen unter sich; „Natur ist — wie Hamann sagte — ein hebräisches Wort, in lauter Konsonanten geschrieben; der Verstand muß erst die Punkte darauf setzen." Wenn man also zu ihrem Studium nur tüchtig und mehrseitig vor- und durch-gebildete Individuen zuläßt — wenn die einzelnen Zweige in ihr sich brüderlich umschlingen, die Anatomen nicht das Krankenbett vermeiden, die Praktiker sich

nicht schämen, Anatomen zu sein — wenn die naturgemäße Vermählung der Medizin und Chirurgie, die auch bei uns seit der Gründung der Josephs-Akademie lange sanktionirt ist, überall wirklich vollzogen wird — wenn man es nicht mehr für ein zweideutiges Lob halten wird, ein philosophischer d. h. ein denkender Arzt zu heißen (und wo könnte dieser Augenblick eher eintreten als an der hohen Schule, an welcher noch zu unsern Zeiten ein Hartmann gelebt und gelehrt hat?) — dann wird auch der Fortschritt der Medizin kundig und offenbar werden, weil er, im gleichen Takte mit dem der übrigen Fakultäten. mit ihnen zu einem Ziele und zu einem Zwecke deuten und führen wird.

Die juridische Fakultät kann dieses Prinzip einer geistigen Beziehung auf höhere Standpunkte nicht verkennen. Sie hat sich seit der Erneuerung der Philosophie in Deutschland inniger an diese angeschlossen, — hat das starre Haften am überlieferten römischen Rechte aufgegeben, — hat, wenn gleich auf ein positives Fundament rechtmäßig begründet, doch stets die Stimme der auslegenden und richtenden Vernunft gehört und verbreitet — und es nie verschmäht, wie hiedurch mit der philosophischen, so mit den übrigen Fakultäten in jenen einenden Verband zu treten, durch den sie wechselseitig gedeihen. In diesem Augenblicke nimmt sie mit Dank die Bemühungen der ärztlichen an, sie durch eine geläuterte gerichtliche Medizin vor dem Gräuel des Justizmordes und des unverdienten bürgerlichen Todes zu schützen. Und von Tag zu Tag, mit den Riesenschritten der Entdeckungen, die bald keine positive Grenze mehr

einzudämmen im Stande sein wird, wird es klarer, daß selbst die vollkommenste Gesetzgebung illusorisch ist, wenn nicht Intelligenz- und Charakterbildung gleichen Schritt mit ihr halten.

Die theologische Fakultät brauche ich am wenigsten an die Nothwendigkeit einer geistigen Richtung zu erinnern; ihr eigentliches Element ist ja das ideale, dessen Prinzip sie vertritt. Möchte sie es stets — wie das heiligste Gesetz es vorschreibt — im Geiste und in der Wahrheit thun! Wohl aber ziemt es sich hier, auch die übrigen Fakultäten auf die Unentbehrlichkeit dieses ächten religiösen Prinzips, durch das sich die Charakterbildung des Menschen läutert und vollendet, aufmerksam zu machen. Jeder höchste Schwung menschlicher Geisteskraft führt zur Religion, ist Religion; ohne ihre Heiligung keine Erhebung zum Höhern, Bessern; ohne sie keine reine Sittlichkeit; und — jedes Geschäft — bemerkte ein erfahrener Weltkenner — wird ja zuletzt doch nur durch ethische Hebel bewegt. Verlangt das Leben nur Kenntnisse und Fertigkeiten? verlangt es nicht auch — und mehr — Gesinnungen und Thaten? besteht es nicht am Ende aus diesen? Was heißt: dem Leben lernen, wie es unsere Zeit verlangt? mit Recht verlangt? was sonst, als: das Herz und den Charakter bilden? was hälfe es, alles zu können und nicht zu wollen? im Willen leben wir, und das Gewissen richtet über unser ganzes Dasein. Durch die Pflicht gehören wir als Mitgenossen einer geistigen Menschheit an. Vor allem aber unzertrennlich verflochten mit den Prinzipien der Moral ist die Wissenschaft vom Staate, und gerade diese Versöhnung von Ethik und Po-

litik ist es, die das höchste irdische Strebeziel des menschlichen Gesammtverbandes darstellt. Schon den Alten schwebte deutlich ein solches Ziel als letztes vor, und die spätesten unserer Nachkommen werden kein höheres zu finden und zu erreichen im Stande sein. Und so ist denn dieser Zweck auch der höchste für die hohen Schulen, die ja Institute des Staates sind, Pflanzstätten zu Bürgern, zu Menschen. Menschen sind wir, ehe wir einen Stand antreten — Menschen in jedem Stande — und wehe uns, wenn wir es nicht mehr sind, nachdem wir ihn verlassen! — Diesem Zwecke dienen alle Zweige des Wissens und der Künste, in diesem Sinne hat man mit Recht gesagt: jede Wahrheit ist eine Moral. Durch Vernachläßigung der Charakterbildung entstehen jene pädagogischen Puppen, bei welchen die aufgeschminkten Kenntnisse, die Treibhausblumen der Kultur, — der Gesinnung, als dem eigentlichen Boden derselben voraneilen; jene armseligen Talente, die dem herrschenden Geschmacke oder vielmehr den Leidenschaften der Menge, das schale Opfer heute beklatschter, morgen vergessener Produktionen bringen. Denn das Talent selbst, getrennt von der Harmonie, die nur durch Sittlichkeit besteht, hebt sich auf, und wird zum bittersten Fluche seiner selbst. Aber nicht mit moralischen Redensarten, nicht mit dem Fluge einer sentimentalen Einbildungskraft ist es gethan. Gerade das sind die Symptome einer kranken, einer entarteten Zeit. Man schwatzt von großen, von erhabenen Dingen, von Menschheit, Tugend und Völkerwohl, und vergißt auf die gemeine prosaische Rechtschaffenheit, welche die Seele aller dieser schönen Worte ist —

ohne welches sie nur „tönendes Erz und klingende Schellen" sind. Die Köpfe glühen und die Herzen frieren. Sage man das niemals von uns! Sei unser Wissen und Streben ein ächter Gottesdienst — nicht in Worten und Formen, sondern im Geiste und in der Wahrheit.

Es sei mir gestattet, H. V., durch einen Rückblick auf das eben Entwickelte an die am Eingange erwähnte Aufgabe zu erinnern. Es hat sich uns als Ergebniß herausgestellt, daß Einigung jedes Studienfaches in sich selbst, innerhalb seiner Grenzen — Einigung aller Fächer mit einander, die Hauptbedingungen ihres Fortschrittes im Großen und Ganzen sind. Für sie haben sich besonders jene Doktrinen nützlich gezeigt, die solche Einigungspunkte darbieten. Sie kultivire man unabläßig! man konzentrire die Studien Eines Faches unter einander, wodurch jedes Einzelne erleichtert wird; man gebe das Studium der Alten nicht auf — in keinem Fache — denn es verbindet, veredelt, vermenschlicht alle! man studiere bei allen Wissenschaften auch ihre Geschichte, denn sie bewahrt vor Einseitigkeit und gewährt einen freien überschauenden Blick! man suche und bearbeite in jedem Fachstudium diejenigen Felder, durch die es an die benachbarten Fachstudien angrenzt, in der Philosophie die empirischen, im Jus die geschichtlichen, in der Theologie die philologischen; man kräftige die Fakultäten als szientifische Körperschaften, in ihrem Innern, und eine sie in ihrem Verbande, um sie tüchtig zu machen zu dem, was sie sein sollen: zu Organen des höchsten Staatszweckes: der Kultur; vor allem aber, man baue alle und *jede Studien* auf das unerschütterliche Fun-

dament einer sittlich-religiösen Charakterbildung — und es wird jenes Eine, was Noth thut, jenes richtige Verhältniß zwischen idealer und reeller Tendenz nicht ausbleiben, von dessen Herstellung ich die wahre bleibende Restauration aller Bildung und ihrer Anstalten erwarte. Ja, ich sehe sie bereits im Werden, diese harmonische Gestaltung; ich sehe aus der industriellen Zeit die ideale mit Nothwendigkeit sich entfalten; ich sehe, wie das Produkt zum Betrieb, der Betrieb zu den Kräften, die Kräfte zu ihrer Quelle: dem Geiste, führen müssen und werden. Ich sehe diese glückliche Wendung von Oesterreich, wo das Gefühl noch am wenigsten von der Klügelei gelitten hat, wo nicht ausgehen, doch lebhaft gefördert werden. Denn überall im Bildungsgange einzelner Menschen wie ganzer Staaten, ja der gesammten Menschheit, gewahrt man, daß die Forderungen den Erfüllungen vorangehen. Es entstehen in prägnanten Epochen neue Bedürfnisse, neue Wünsche, und daß man sie fühlt und ausspricht, darin liegt auch schon die Garantie für ihre künftige Verwirklichung. Lassen Sie uns keine materielle Richtung hindern oder fürchten! Wir haben gesehen, wie sich aus Gegensätzen die Versöhnung von selbst entfaltet, und so müßte denn, wenn es ein Zeitalter der absoluten Verwesung aller Ideen gäbe, aus einem solchen die Wiedergeburt nur am gewissesten hervorgehen — wie aus dem vollkommenen Ersterben das neue, das unsterbliche Leben!

Und wenn sie nun vollendet wäre, diese innere Wiedergeburt, wenn die Bildungsanstalten vollkommen reif wären *für ihren* Zweck, für ihre Wirkung nach Außen, —

wo liegt er, dieser Zweck? wohin fließt sie, diese Wirkung? — wohin sonst, als in den geheiligten Mittelpunkt aller ächten menschlichen Thaten — das Vaterland? Vaterland! hohes, inniges, verbindendes Wort! keine oberflächlich erweiterte, keine egoistisch erschlaffende, keine falsche Richtung der Kultur entfremde je das Gefühl deiner Bedeutung unserm Gemüthe! Liebe zur Wissenschaft und Liebe zum Vaterlande sind wie Licht und Wärme: ohne einander frucht- und blüthenlos, mit einander die Quelle des Völkerglückes. Heute, H. V., tritt diese Ueberzeugung mit erneuter Kraft und Klarheit an meine Seele; heute, da sich mit dem Feste der Universitäts-Restauration zugleich eine andere Feier, unvergeßlich sowohl dieser hohen Schule als dem Herzen jedes Oesterreichers, zu einem immergrünenden Kranze verschlingt.

Es sind gerade fünfzig Jahre, seit in den Mauern Wiens das Aufgebot erscholl, durch welches das bedrängte Vaterland sich in der Stunde der Entscheidung an seine Söhne wandte. Eine schwüle Gewitterluft lag drückend über unsern Ländern; die heimischen Altäre, die höchsten Güter des Lebens waren bedroht. In den ersten Tagen des April 1797 war der Ruf an die Bürger der Residenz ergangen, und das Echo: „Für Gott, Kaiser und Vaterland" hallte ihm von allen Seiten entgegen. Vom 7. April an dauerte das Einschreiben der Freiwilligen auf dem Rathhause ununterbrochen fort; Jung und Alt, Reich und Arm drängte sich freudig hin; es war ein erhebendes Schauspiel wahren Gemeinsinns. Auf 30,000 Köpfe würde sich die *Wiener Mannschaft* allein belaufen haben, wenn man

nicht mit mildem Vorbedachte, Familienväter, schwächere Jünglinge und unentbehrliche Handwerker zurückgewiesen hätte. Mit tiefer Niedergeschlagenheit entfernten sich diese, und nur die Zusage, daß man ihr Anerbieten bei steigender Gefahr nicht ablehnen werde, konnte sie darüber beschwichtigen, daß sie an der Ehre der Erwählten nicht Theil nehmen durften. Am 8. und 10. April war es, als ein Mann, dessen Name die medizinische Fakultät mit Stolz unter den ersten ihres alten Ruhmes nennt — als Quarin, damals Rektor magnifikus an dieser hohen Schule, die gesammte akademische Jugend aufrief, sich der allgemeinen Bewegung anzuschließen. In diesem Saale war der Ruf ergangen; drei Jünglinge, von ihren Genossen vorzüglich geliebt und geachtet, deren Einer nach manchem Jahre erprobten Wirkens eben so geliebt und geachtet noch in unserer Mitte lebt, noch an dieser Jubelfeier Theil nehmen kann, traten hervor — und am 8. April sah man bereits 700 Studierende in Reih und Glied unter dem Schalle der Kriegsmusik, unter muthvollem Jauchzen und Vivatrufen, mit wehenden Fahnen vom Universitätsplatze abmarschiren. Ihr Korps führte den Namen Universitätsbrigade, bestand aus mehr als 1000 Köpfen, und that sich bei den kriegerischen Uebungen besonders hervor. Der Rektor und die vier Dekane der Universität schafften Rath und Mittel zur Unterstützung der ärmsten aus ihnen und freudig ging es ins Hauptquartier. Hier gewann sich das junge Korps durch Pflichteifer und sittliches Betragen das Lob der Befehlshaber und die Herzen der Einwohner. Der zum Mitkämpfen herbeigeeilte Prinz Ferdinand von

Würtemberg, der den Oberbefehl des ganzen Aufgebotes übernahm, trug selbst die Uniform der Universitätsbrigade, und als mit den Friedenspräliminarien die Aufgebotsmannschaft entlassen ward, begleitete sie der Dank ihrer Mitbürger und die ehrenvollste Auszeichnung ihres Monarchen. Die wackern Jünglinge aber kehrten mit demselben Eifer, mit welchem sie die Waffen ergriffen hatten, wieder zu ihren Studien zurück, und legten — als ob nichts vorgefallen wäre — ihre Jahresprüfungen ab. Noch im Mai desselben Jahres ließen sich, unter feierlicher Erklärung des Dankes im Namen des Vaterlandes, der Herzog von Würtemberg und der nachmalige Minister Graf von Saurau in die Universitätsmatrikel eintragen. Das Ereigniß selbst und das Angedenken Aller, die ruhmvoll daran Theil genommen und von denen wir die noch Lebenden heute mit Rührung in unserer Mitte begrüßen, bleibt nicht nur in den Annalen der Universität, sondern mit dauernden Zügen in das Herz unseres Vaterlandes eingeschrieben.

Und nicht nur das Ereigniß und sein Angedenken, — nein, auch das lebendige Gefühl der Pflicht und der Treue, dem es entsprang, lebt fort in dem Geiste, der diese hohe Schule, in dem Athem, der unser gesammtes Volk durchweht! Noch klopft des Oesterreichers Herz für seinen Fürsten, seine Heimat, wie in jenen verhängnißvollen Tagen! — noch gilt ihm das heilige Wort der Pflicht und der Treue höher als die kalte Klügelei, die sich aus allen Pflichten, also auch aus allen Rechten herausschwatzt! noch glaubt er seiner Empfindung und mißtraut dieser Klügelei — und wenn uns heute das Vaterland rufen sollte

wie damals — wenn diese Stunde sich auf meine Worte beriefe und Thaten statt ihrer forderte — ich spreche es aus mit froher Ueberzeugung aus der Seele Aller, die hier versammelt sind — wie damals würde die akademische Jugend, geleitet und begleitet wie damals von ihren Lehrern, mit feurigen Armen die Waffen wieder ergreifen — wie damals wieder bereit sein, für Kaiser und Vaterland sich zu weihen, sich zu opfern!

Möge sich denn auch in diesen schöneren Tagen des Friedens zu dem schönsten Berufe: dem Dienste für den Staatsverband, diese „uralte und weltberühmte hohe Schule" in dem geschilderten Sinne beständig neu gebären! mögen in diesem Sinne die sämmtlichen Fakultäten dieser Universität, wie sie in der letzten Zeit eifrig gethan haben, ihr inneres Leben konzentriren und befestigen — mögen sie sich dann stark, weil einig, an einander schließen und verbündet zum Ruhme des Vaterlandes und zum Segen der Menschheit das große Werk vollenden, zu dem sie berufen sind!

Ich aber kann diese Segenswünsche nicht schließen, ohne im Namen derselben hohen Schule die dankbarste Anerkennung auszusprechen für die edle Theilnahme, mit welcher Ew. Exzellenz, oberster Herr Hofkanzler, seit einer Reihe von Jahren das Wohl und den Glanz unserer Bildungsanstalten zu fördern bemüht waren, für die ehrenvolle Gegenwart, durch welche Sie auch den heutigen Tag schmückten und erhoben. Erlauben Ew. Exzellenz, daß ich an diesen Ausdruck die ehrfurchtsvolle Bitte anschließe, Seiner Majestät, unserm allergnädigsten Kaiser, das tiefste,

auslöschliche Dankgefühl unser Aller und die Versicherung
verbrüchlicher Treue an Allerhöchst Ihr Haus ehrfurchts-
l zu Füßen legen zu wollen, Ihm: den die Geschichte
t dem schönsten Namen, den sie hat, mit dem des Gü-
en bezeichnen wird, dessen milder, väterlicher Regierung
r die Wohlthaten der Gegenwart verdanken, von dem
r vertrauungsvoll die Förderung unserer Bestrebungen
r die Zukunft erhoffen!

leber die Frage vom Humanismus und Realismus als Bildungsprincipe.

Mögen immerhin Wirren des politischen Lebens die Staaten erschüttern! so lange die Bildung ungehemmt an ihrer Seite fortschreitet, werden die Staaten bestehen. Auf diese Stütze müssen sie ihre Hoffnungen bauen.

Es wurde vor nicht langer Zeit in der Akademie
r Sprache gebracht, wie wünschenswerth es erschiene,
nn einzelne Mitglieder, je nach Beruf und Neigung,
laß nähmen, über wichtigere Fragen des öffentlichen
terrichtes sich auszusprechen. Den Antragstellern schwebte
bei die innige Beziehung vor, in welcher die Aufgabe
s Betriebes der Wissenschaften mit der ihrer Fortpflan-
ng steht, — welche beiderseits gleich berücksichtigt, auch
iderseits einen gleich gedeihlichen Erfolg in Hoffnung
llen müßten. Eine Frucht dieser Anregung sind diese Blät-
:. Sie haben die Bestimmung, die Aufmerksamkeit der
ersammlung für einige Augenblicke von strengen speziel-

len Untersuchungen im Gebiete der Wissenschaft auf eine allgemeinere, dem Unterrichte angehörige, mehr in's Leben eingreifende Frage zu leiten; deren gründliche Erörterung freilich einen weit größeren Umfang erfordern würde, deren Umrisse hinzuzeichnen ich mich hier begnügen muß.

Die Frage vom Humanismus und Realismus in der Bildung ist so alt als die Bildung selbst; sie ist aber zugleich eine Frage der frischesten Gegenwart, die eben wieder zu lebhaften Debatten veranlaßt; eine Frage, die, obwohl ihrer Entstehung nach, von den Bedürfnissen des Unterrichtes ausgegangen, in ihren Konsequenzen auf die Strömungen des gesammten Wissens, wie sie denn auch in der humanistischen und realistischen Klasse der Akademie — wenn ich den Ausdruck wagen darf — repräsentirt werden, Einfluß nimmt.

Ich erlaube mir zuvörderst an die Begriffe zu erinnern, um die es sich bei der Beantwortung der zu besprechenden Frage handeln wird. Sind erst die Begriffe festgestellt und klar, um die eine Verhandlung sich bewegt, so ist der Fortgang dieser mit Vertrauen zu erwarten. Um sich nun zu vergegenwärtigen, was in den Begriffen, welche die Worte Humanismus und Realismus in sich schließen, eigentlich enthalten sei, wird eine genetische Erklärung nöthig; denn jene Begriffe sind auf geschichtlichem Wege zur Ueberlieferung gelangt.

Als noch Einheit und Harmonie in dem ganzen Leben und Streben des kleinen gebildeten Theiles der Menschheit war, bei dem allein von Fragen der Bildung die Rede sein konnte, — in dem glücklichen Lande der Grie-

chen, in der Epoche der vollkommenen hellenischen Kultur, — da gab es keinen Gegensatz, der uns einen Anhalt zur Erklärung des jetzt bestehenden bieten könnte. Die Griechen wußten nichts von schönen, im Gegensatze zu praktischen Wissenschaften. Sie nannten den Inbegriff aller Fertigkeiten, die den Menschen zum Menschen machen, — Musenkünste. (Musik.) Die Römer, die Epigonen der antiken Bildung, suchten, als sie die Sache aus der griechischen Erbschaft mit übernommen, den Begriff derselben — glücklich genug — durch das Wort „literae humaniores“ auszudrücken. Da sie daneben auch artificia necessaria betrieben (operosa, sordida), so fängt hier schon der Keim einer Unterscheidung in dem Betriebe der Studien sich zu zeigen an. In welchem Sinne nun diese literae humaniores zur Bezeichnung einer Seite des Unterrichtes wurden, wobei nebst dem allgemein menschlichen Inhalte desselben, auch immer die Kenntniß der römischen und griechischen Sprache hinzugedacht wird, lehrt der Verlauf der Geschichte. Als nämlich diese Sprachen der schönsten menschlichen Kultur in den Zeiten der Völkerwanderung aus dem lebendigen Verkehre der Nationen sich verloren, wurden ihre Schätze in die Bibliotheken der Gelehrten geflüchtet. Hier bildeten sie gleichsam ein stilles Verbindungsmittel für Alle, die sich die schöne Aufgabe stellten, ein Asyl für die fortzupflanzende Wissenschaft gegen die einbrechende Barbarei zu bauen. In den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung konnte eine höhere Ausbildung nur durch Hilfe des Inhalts jener Bibliotheken, also nur durch Vermittlung der Sprachen des

Alterthums erworben werden. Von da an wurden diese Sprachen der Schlüssel eines höheren Unterrichtes, und die Philologie, als solche, war geboren. Da im Laufe der damaligen Weltbegebenheiten keine neue, der alten ebenbürtige Bildung sich entwickelte, so blieb dieser Philologismus lange vorherrschend. Die alten Sprachen und was zu ihren Studien gehörte, wurden als die eigentlichen Gegenstände der Bildung angesehen und nun ausschließend mit dem Namen Humaniora bezeichnet, den die Römer der Gesammtbildung gegeben hatten. Diese Behandlung des Unterrichtes ward zum System, und das System (Humanismus) blieb seit der Wiederherstellung der Wissenschaften im Occident das herrschende. Allmälig aber, wie in allen menschlichen Einrichtungen, wenn sie gewissermaßen verjähren und den ursprünglichen Impuls ihrer Gründung überleben, wurde der Zweck der Stiftung vergessen, und das Mittel, ihn zu erreichen, als Zweck behandelt. Der Geist der Gründung entfloh, und die Mauern des Gebäudes blieben zurück, um — dem ewigen Fortschritte der Zeiten einen Damm entgegen zu setzen. Ein trockener, mit Worten, statt mit Gedanken und Stoffen, verkehrender Scholasticismus bemächtigte sich der Bildungsquellen des Alterthums, und sie drohten zu versiegen. Allein schützende Götter walteten über ihnen. Die lebensvollen Regungen, welche im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte ganz Europa ergriffen, denen die Kirchenreform und große Fortschritte in allen Richtungen des menschlichen Strebens ihren Ursprung danken, hatten auch *ein Wiederaufblühen* der lebendigen Bildung des Alter-

thums zur Folge; Aristoteles und Platon verließen ihre Gräber, in die man sie verschlossen hatte, und lebten unter dem Schutze der Mediceer wieder auf. Auch in Deutschland trat eine Wiederbelebung des Studiums der Alten durch den erwachten Geist der Kritik fördernd ein, — und wieder sah sich der Humanismus in dem Alleinbesitze der wissenschaftlichen Herrschaft. Er blieb es ungestört bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Hier trat, nach dem Gesetze, das nun einmal über alle menschlichen Formen waltet, der schon erwähnte Vorgang nochmals ein: nochmals fing die Form an, die Stelle des Wesens einzunehmen, und was einst, als Triebkraft des Lebens, Begeisterung in die Pulse der Bildung flößte, — die Sprache der Alten, — begann, zur Mumie vertrocknet, sich, einer Zeit gegenüber, die ein eigenes, frisches Leben in ihren Adern fühlte, zu versteinern und, unverstanden, weil unverstehend, in sich abzuschließen. Der deutsche Sinn, nach seiner Art erweckt und von neuen Hoffnungen genährt, die, wie sogleich zu erzählen sein wird, aus England und Frankreich herüberwehten, wandte sich ab von der todten Vergangenheit, und strebte einer viel verheißenden Zukunft entgegen. Beflügelt von tausend Wünschen, die immer mehr die gemeinsamen Ueberzeugungen der Völker begleiteten, überschritt dieses Streben allmälig die Schranken der Zeit und die Bedingungen, welche sie jedem Streben unerläßlich vorschreibt. Ein halb weltbürgerlicher, halb vaterländischer Schwindel nahm in den wohlgesinntesten Wortführern der Schulangelegenheiten Deutschlands den *Namen des* Philanthropinismus an, und trat

mit der anerkannten Stütze des ganzen bisherigen Unterrichtes in offenen Kampf. Selbst Männer von tüchtigen Gesinnungen gaben sich dieser Einseitigkeit hin und Basedow, Campe, Trapp, Iselin u. A. wähnten zuletzt wirklich durch gänzliche Verdrängung der alten Sprachen aus dem Unterrichte der lieben Menschheit einen Dienst zu erweisen. Diesen Tendenzen gegenüber konsolidirten sich die sogenannten Gelehrten, so gut sie vermochten, und ließen es auch ihrerseits an jener bornirten Gereiztheit, an jenem unseligen Kastengeiste nicht fehlen, der leider noch immer und überall die zerstörende Hand mit im Spiele hatte, wo es sich um Erkenntniß, um Versöhnung, um Fortschritt handelte. Genug die humanistische Bildung war erschüttert, und die Reformen, namentlich der deutschen Schulen, so wie die Geschichte des deutschen Buchhandels weisen die Spuren dieser Erschütterung nach *).

Wir haben bis hieher die Entstehung, die Fortbildung und die Schwankungen eines Systems der Bildung beobachtet, welches unter dem Namen des Humanismus Jahrhunderte lang auf die Völker wirkte, und nun schon Erlöschen nahe scheint, ohne daß sich ein Gegensatz zeigte, der es bekämpfte und den zweiten Punkt für die Streitfrage lieferte, von der wir ausgingen. Wir sind an der Stelle, wo diese neue Position eintritt, um jene schon vorbereitete Negation zu bekräftigen. Theils die Ermattungen der Völker nach langen, innern und äußern, am

*) Man s. Niethammer Streit des Humanismus mit dem Philantropinismus. Jena 1818.

Mark ihres Lebens zehrenden Kriegen und Anstrengungen, theils die wachsende Einsicht in die große Bedeutung der Nationalökonomie für das Gedeihen und den Verband der Staaten, hatten einerseits das Bedürfniß, andererseits die gegründete Hoffnung erzeugt, durch den Betrieb jener Studien, welche der Welt einen wahrhaft praktischen Nutzen verhießen, den Nationen aufzuhelfen. Es entstand die Nützlichkeitstheorie; der Unterricht in leblosen Sprachen wurde als unpraktisch verworfen, und der in den Fächern industrieller Betriebsamkeit allein als ein reeller bezeichnet, und dem ersten entgegengesetzt. Hier der Ursprung des eigentlichen Kampfes zwischen Humanismus und Realismus. Die ersten, tiefen und kräftigen Impulse dieser Richtung gingen von dem praktischen England aus, und von da auf Frankreich über. In England brachten die Lehren des Sensualismus (Locke) und die Fortschritte der Industrie und des Handels die realistische Richtung zuerst zu Ehren. Selbst die dort, im klassischen Ruhme glänzenden Koryphäen der gelehrten Bildung standen nicht an, die Ansprüche dieses praktischen Elementes anzuerkennen. Milton, der Sohn und Freund des Alterthums, bestritt schon mit Energie den Mißbrauch, sieben bis acht Jahre damit zu verlieren, ein schlechtes Latein und Griechisch einzuimpfen, während man gutes in Einem Jahre erlernen konnte; er drang darauf, das Studium der Sachen mit dem der Worte zu verbinden, war aber noch Sohn der Alten genug, — wo er empfahl, den Kindern zeitig durch Anschauung und Uebung die Anfänge der Mathematik beizubringen, — auch den Rath hinzuzufügen,

sie mit denen des Ackerbaues aus dem Cato, Varro und Columella, mit denen der Naturbetrachtung aus dem Aristoteles, Celsus, Seneca, Plinius, der Erdkunde aus dem Pomponius Mela, der Baukunst aus dem Vitruv, bekannt zu machen, und dann erst zum Studium der rhetorischen Klassiker zu schreiten. Entschiedener trat Locke gegen das Privilegium der Sprachstudien auf; er rechnete diesen, die, seinem gesunden Sinne unerträgliche Unphilosophie zu, mit der sich die Philosophen (schon damals!) gewöhnt hatten, mit Worten zu denken und zu hadern, denen kein reeller (aus der Anschauung abgezogener) Begriff zu Grunde lag. Da er annahm, daß dieser Uebelstand aus der Schule in die Literatur übergegangen sei, so ging er weiter als Milton; er verbannte für die Erkenntniß der Natur auch selbst das Vehikel der alten Sprachen, und verlangte, daß man sich, wie Baco, an die Natur unmittelbar, durch den Versuch, die naive Frage in jeder Sprache, wende. Nach Frankreich übertragen, gewannen sich diese Forderungen an dem Sohne der Natur, an Rousseau, eine begreifliche Sympathie. Das von ihm verkündete Naturevangelium war zwar in seiner innern Tiefe selbst idealer Herkunft, allein es vereinte sich, im Geiste der économie politique, und der socialen Träume Rousseau's gerne mit den Wünschen der Nützlichkeits-Reform und den britischen Tendenzen. In dem erwähnten Systeme des Philanthropinismus kamen alle diese Elemente, gemüthlich verdeutscht, zu einer vorübergehenden Wirksamkeit. Allein in England, in Frankreich und eben so in Deutschland, gaben die Linguisten dem ungestümen Andrange nicht nach,

der von der Seite des Volkes auszugehen schien; sie fußten aristokratisch auf einem Principe, welchem der Staat keine wohlbegründete Geltung nicht entzog und blieben vorzüglich in Frankreich im ausschließlichen Monopole des Mittelunterrichtes, bis (unter dem Einflusse Rollands) die Ansprüche der naturwissenschaftlichen Richtung sich fordernder herauswagten *). In Deutschland schwankten die erwähnten Richtungen nicht seltener. In der Periode des Aufblühens unserer Literatur war es namentlich Herders Einfluß, dessen bekannte, in die ganze deutsche Bildung übergegangene Intention zur Humanitätsentwicklung das klassische Studium wieder zur alten Geltung brachte; doch danken wir ihm auch die tiefe Lehre: daß es im lebendigen Sinne betrieben werden müsse, wenn es diese Geltung bewahren wolle. Denn das hohle Wort kann sich der Forderung einer praktischen Tendenz gegenüber, die auch den Zweck der Humanität für sich anführt, nicht behaupten. Die Erhebung Deutschlands in dem bald darauf folgenden Befreiungskriege, die bevorstehende Entfaltung seines innern Volkslebens unterstützte dieselbe Richtung,— bis die, nach dem Frieden wiedergekehrte Ruhe der Völker, ihr lebhafterer Verkehr mit einander, die Epoche der Eisenbahnen und Dampfschiffe, neuerdings das Aufleben der mehr nach außen gewandten realistischen Tendenzen begünstigte, — während Thiersch und die Seinen unbekümmert um das Gewühl des Marktes, mit treuer Festigkeit ihr Heiligthum bewachen.

*) S. Hahn Unterrichtswesen in Frankreich I. S. 110.

So bildeten sich allmälich zweierlei Richtungen im Gange der Schulen und des Lebens heraus, die endlich, nach mancherlei stürmischen Begegnungen, jenen scharfen und entschiedenen Gegensatz darstellen, an dessen Scheidewege wir so eben stehen. Gewerbliche und wissenschaftliche Ansprüche haben einander offen den Kampf angekündigt, — sie haben die Brücke, die sie noch einigermaßen verband, abgebrochen, und die völlige Trennung des Humanismus vom Realismus ist jetzt erst beschlossen. Durch diesen Beschluß fühlen sich beide Theile befreit; beide sehen in ihm den Triumph ihrer selbst und die Niederlage des Gegners gesichert, — und die Kluft, die sich zwischen ihnen gebildet hat, reißt immer weiter ein, und droht zuletzt die Früchte nicht nur der Schule, sondern auch des Lebens zu verschlingen. Beide Theile verschließen sich und der allgemeinen Bildung die Wege des gedeihlichen Fortschrittes; beide würden durch ihren Triumph, wenn er gelänge, am schmerzlichsten leiden: der Studirende, der sich am Ende seiner Laufbahn den Boden unter den Füßen, — so wie der Gewerbliche, der sich den Himmel über dem Haupte weggezogen sähe. Der Staat würde trauernd auf die vergeudeten Kräfte, auf die zerknickten Blüthen sehen; hohle nichtige Vornehmthuerei auf der Einen, dumpfer, roher Mechanismus auf der andern Seite, hätten ihm die Hoffnung vernichtet, die nur auf das Zusammenwirken geistiger Intention und practischer Tüchtigkeit gegründet werden kann!

Es ist schmerzlich, auf diesem Standpunkte des Zwiespalts länger zu verweilen. Allein es ist der Standpunkt

der Gegenwart; der Standpunkt, der unsere Frage uns vorlegte; wir müssen die Sachwalter beider Parteien hören, um die Actenlage zu kennen und ein Urtheil zu fällen. „Die Fundamente Eurer Studien, deren Unzugänglichkeit im Bereiche der Praxis vor Augen liegt, — so hört man den Sachwalter des Realismus sprechen, — was sind sie? Ideale, wie sie Euch das gepriesene Alterthum überliefert hat! Es ist aber eine schlechte Weisheit, die es nur bis zu Idealen bringt; die nicht fördernd und gestaltend in die Triebräder der wirkenden und genießenden Gesellschaft eingreift! Leistet etwas, das wir greifen, verwenden, verzinsen können, — schafft Früchte, wirkliche, saftige Früchte, die vor unsern Augen reifen und genießbar auf unsern Tischen liegen! berechnet euren Staat nicht auf Ideale der Menschheit, die für ihn nie zur Wirklichkeit werden können; denn nie wird die Moral, immer nur das Wohl der Bürger die Säule der Staaten sein. Die alten Sprachen — fährt er fort — sind für echte, auch höhere, allgemeine Bildung, nutzlos. Alle Kräfte des Geistes, alle Stoffe seiner Arbeit, können eben so gut durch lebende Idiome geübt und gestaltet werden, als durch todte. Die alte Literatur mag man durch Uebersetzungen sich näher bringen. Selbst für Universitätsvorbereitung werden jene Sprachen bald nutzlos werden! Die lateinische Scholastik der Philosophie ist längst einer selbstständigen freien Denkübung gewichen; die Medizin hat ihre lateinische Küche schon fast verlassen und ist an die Quellen der Natur zurückgekehrt; das römische Recht hat dem vaterländischen Raum geben müssen; das römische Dogma

ist nicht ausschließend und unfehlbar geblieben. Durch das Vorwalten des sprachlichen und idealen Unterrichtes — setzt er beschwichtigend hinzu — wird dem practischen Bedarf des Staates zu viel Nahrungsstoff entzogen; zugleich wird die Subsistenz des Lernenden untergraben (poeta laudatur et alget!). Ein tüchtig geschulter Gelehrtenstand mag etwa parlamentarischen Schimmer für den Staat erzielen, aber den Staat erhalten, d. h. ernähren, das kann er nicht; und eben daran fehlt es den meisten Staaten, und darum fordert die fortschreitende Zeit für alle Völker eine reale Bildung statt jener veralteten, die sich mit Worten und Formen behalf! Sie müssen also verwiesen werden, diese Träumer der Vergangenheit, aus dem Bereiche des öffentlichen Unterrichtes — so schließt er — welche nur hohlen Dünkel statt practischer Brauchbarkeit in ihren Schulen zubereiten!"

Ihm entgegen erhebt sich der Sachwalter des Humanismus: „Ideale — erwiedert er, mit dem Stolze, den das Bewußtsein einer höheren Mission im Reiche der Bildung verleiht, — Ideale bedingen jedes bessere Streben Auch Ihr habt Euer Ideal; und so wenig als wir lauter Heroen der Humanität, so wenig werdet Ihr lauter Heroen der Industrie bilden! — Die Sprachen des klassischen Alterthums, — widersetzt Euch dem Ausspruche der Geschichte, wie Ihr wollt, — sind nun einmal die anerkannten Quellen der heutigen Bildung; aus ihnen ist ihre innere Bedeutung hervorgegangen, so wie Mathematik und Naturforschung ihr einen äußeren Zufluß verschaffen werden. Ob die klassischen Studien vergebens getrie-

ben wurden, entscheide England's, Frankreich's, Deutschland's Kultur! Ob die Universitäten ihrer je werden entbehren können oder wollen, werden sie selber entscheiden, wenn sie den Kern ihrer Aufgabe von den tausend historisch-zufälligen Hülsen losgeschält haben werden, die ihn jetzt noch bis zum Unkenntlichen umgeben. Ob der praktische Bedarf des Staates durch die klassische Bildung verkürzt werde, — darüber frage man bei England an, wo gediegene, klassische Bildung und vollkommene praktische Tüchtigkeit, mit gleich rühmlichem Erfolge, wetteifernd sich mit einander hervorthun; wo im Parlamente die Reden von antiker Bildung wiedertönen und die Gewerbe auf dem Markte blühen! Ob — setzt er lächelnd hinzu — der Zweck des Staates die Ernährung seiner Bürger sei, mag dieser, mit seinen Lenkern ausmachen! wenn sie es wäre, so würde die Concurrenz der materiellen Arbeit jede Möglichkeit überwältigen, die Ansprüche der Concurrenten zu befriedigen, — wenn nicht einige geistige Arbeit ihr ableitend zur Seite stünde, und eine zweite Concurrenz eröffnete, eine neue und unendliche Quelle rühmlichen Erwerbes in Aussicht stellte. Ein tüchtiger Gewerbstand wird eine Wohlthat für die Staaten sein; aber eine sittliche Triebfeder für sie zu bilden, wie sie im Humanismus gegeben ist, vermag er nicht; und an ihr gebricht es ihnen wohl am fühlbarsten! wer die Entwicklungen begreift, die sich gegenwärtig im Leben aller Völker bereiten, der weiß auch, daß unserer Zeit — Verinnerlichung, Vergeistigung vor Allem noth thut! Wie Ihr — schließt er mit erhöhtem Tone, indem er an die Schlußworte des

Gegners sich erinnert — im behaglichen Gefühle einer momentanen Wichtigkeit uns aus unserer Heimath, dem Mittelpunkte der Bildung, verweisen wollt, so sehen wir in Eurem ausschließlichen Bestreben den Umsturz der Grundsäulen des gesellschaftlichen Baues, und erklären, entsetzt vor der hereinbrechenden Barbarei, das Latein für Heil und Schutzmittel der europäischen Kultur!"

So sprechen die Parteien und ihre Verfechter gegen einander. Suchen wir, wenn ihr Zwiespalt sie nicht beiderseits vernichten soll, aus ihrer Polemik das zu gewinnen, was für jede von ihnen spricht. Vielleicht gelingt es so, sie zu versöhnen; denn den Begriff des Humanismus — wie es versucht worden ist — geradezu für einen unbestimmten zu erklären und abzuweisen, wird nicht wohl thunlich sein, nachdem wir wenigstens seine geschichtliche Bedeutung erkennen gelernt haben. Wir sehen, wenn wir das Verhältniß rein und unbefangen auffassen, daß beide Elemente der menschlichen Bildung Anspruch auf Anerkennung haben; wir sehen, daß beide den Bedürfnissen der Völker entsprechen: das humanistische einem innerlichen — der Vergeistigung des Lebens, der Vertiefung; — das realistische einem äußerlichen — der Verbreitung des Wissens; jenes einem Zwecke der Personen, dieses den Zwecken, welchen die Stoffe, die Sachen zu dienen haben; wir sehen, daß der freie Staat namentlich der Mitwirkung beider Intentionen, der Kultur seiner Bürger in beiden Gebieten, bis auf einen gewissen Grad, gleichmäßig bedarf; des Elements des Alterthums für das öffentliche politische Leben, des der

Neuzeit für die Volkswirthschaft, die nun sein volles Augenmerk auf sich zu ziehen hoffen darf. Humanismus und Realismus erscheinen offenbar als gleichberechtigt. Nützlichkeit ist kein Prärogativ des letztern, Gründlichkeit keines des erstern; beide können und sollen beides sein, und beide müssen sich einen und verbinden, statt sich zu trennen, wenn ihre Aufgabe, zum Heile der Bildung, allseitig gelöst werden soll.

Nun stellt sich die weitere Frage heraus: wie ist diese Gleichberechtigung zweier, wie es scheint, schwer verträglicher Elemente in der Nationalbildung durchzuführen? Erfahrungen in so manchem anderweitigen Bereiche haben uns das Verfängliche im Probleme der Gleichberechtigung kennen gelehrt. Ist Gleichberechtigung Coordination? oder hängt die Erfüllung ihres Principes von Rücksichten ab, welche für bereits bestehende Verhältnisse, bei den Modalitäten der Durchführung, zu nehmen sind? In unserer Aufgabe tritt offenbar der letztere Fall ein. Die Frage über die Stellung des humanistischen Unterrichtes zum realistischen ist mit einer allgemeinen Gleichstellung nur sehr oberflächlich beantwortet, — wenn sie von einer bestimmten Zeitepoche, von einem concreten Staate, aufgegeben wird. Die Bedürfnisse der Zeiten, die Bedürfnisse der Staaten sind verschieden. Als in England jenes einer vorwaltend materiellen Richtung sich hervorthat, in Frankreich das der spiritualistischen sich nichts versagen ließ, waren es eigenthümliche Zustände, welche diese verschiedenen Verhältnisse bedingten. Diese Zustände müssen nicht übersehen, — sie müssen aber auch nicht schlechthin, wie

sie sich geben, genommen, — sondern sorgfältig und behutsam erwogen werden. Denn die Völker bedürfen nicht immer blos dessen, was sie wollen; sie bedürfen weit öfter dessen, was sie sollen, ohne sich dieser Forderungen bewußt zu sein. Und was für Ein Volk paßt, paßt darum nicht für das andere. Es wird also ein umfassender und scharfer Blick auf die gesammten Verhältnisse eines Staates erforderlich sein, auf seine Intelligenzstufe, auf seinen Finanzstand, auf seine Volkswirthschaft, auf seine Bildungsanstalten, — um zu entscheiden, welcher Seite des Unterrichtes, in einem, durch organische Staatsveränderungen dazu nöthigenden Zeitpunkte, vor der andern Rechnung zu tragen sei. Es mag aber hiebei ermittelt werden, was da wolle; für Vorbildung und Schlußbildung werden die wesentlichen Grundsätze überall dieselben sein; nur in den Mittelregionen werden Schwierigkeiten sich einstellen. Ich erkläre mich deutlicher. Die Gleichberechtigung des klassischen, wie des realistischen Unterrichtes besteht darin, daß für beide gesorgt werden soll. Für die Vorbildung kann das nur dadurch geschehen, daß sie für alle Knaben ganz dieselbe ist, und die Keime zu jeder Art der Entwicklung in sich trägt, um sich dann später nach innerem Triebe und äußerem Anlasse bestimmen zu können. In der Elementarschule müssen also das Subject und der Gegenstand, in ihren einfachsten Formen und Beziehungen, schon die gleiche Berücksichtigung finden; ein Gesetz, das ohnehin schon in der Natur des Menschen und dem Zwecke der Erziehung begründet ist, also nicht weiter erörtert zu werden braucht. Hier besteht mithin die Gleich-

berechtigung in der Einheit der Elemente. Für die Schlußbildung ist sie gleich bald durchgeführt: denn in der letzten Vollendung müssen humanistische und Realschulen getrennt sein, da sie den für ihren Beruf schon Entschiedenen bereits die specielle Befähigung dafür gewähren. Hier besteht die Gleichberechtigung in der vollständigen Trennung der Elemente. Es gibt eben ausschließliche Gelehrtenschulen und ausschließliche Realschulen, und aus beiden gehen besondere Stände für die Gesellschaft hervor.

Der eigentliche Knoten unserer Frage, — das Terrain der Gefechte, denen wir vorhin zugesehen, — liegt also nur in den Mittelregionen des Unterrichtes; nur in dem Schulsysteme, das von der Elementarbildung zur Fachbildung den Uebergang bahnt, -- den Secundärschulen. Hier nur kann es sich fragen, nach welcher Seite hin die Bildung sich neigen, wie sich abstufen, wie sich scheiden, wie sich nähern soll, um den gesonderten und zugleich den allgemeinen Ansprüchen zu genügen. Hier in den Mittelschulen wird überhaupt das künftige Loos der Staaten vorbereitet werden, das ja doch nur von der Gesammtintelligenz der Völker abhängen wird. Wir wollen auch über diese Verhältnisse zuerst die Geschichte fragen, und dann ein Ergebniß zu gewinnen suchen.

Bei der allgemeinen Ueberzeugung, daß in den Mittelschulen, die zugleich zur allgemeinen Bildung und zur Vorbereitung für Universitäten und technische Anstalten bestimmt sind, eine Vereinigung der beiden erwähnten Elemente erzielt werden müsse, haben sich folgende Vorschläge vernehmen lassen:

1. Die Realschule, als solche, behalte im Secundä
unterrichte das Principat; allein sie nehme das Latein
ihre Lehrgegenstände auf, um auch für Universitäten vo
zubereiten. Ein Beispiel dieses Verfahrens bietet der Le
tionsplan der Realschule zu Elberfeld in Preußen, r
diese Maßregel angenommen ist. Auch in Bern hat d
Realschule das Latein dem Kreise ihrer Lehrfächer einve
leibt. Es kann Niemanden entgehen, daß in den eigen
lichen Realunterricht das Latein nicht gehört. In w
ferne es denjenigen förderlich sein kann, welche sich ein
höhern, technischen Bestimmung zuwenden, ist eine weit
Frage. Es muß nämlich hier unterschieden werden zwisch
einem Realunterrichte, in so weit er der allgemeinen mi
leren Bildung angehört, und einem besondern profession
len Unterrichte. Für diesen ist überhaupt eine Secund
bildung unnöthig, es genügt der unmittelbare Ueberga
aus der Elementarschule, wie wir sie voraussetzten, in
Professionsschule, in das Handwerk selbst. Allein für
höhere Realbildung, der sich schon jetzt so Manche a
den gebildeteren Ständen und vielleicht in nicht allzu f
ner Zukunft noch Mehrere zuwenden werden, — ist a
eine höhere Vorbildung unerläßlich; eine Vorbildung, w
sie der Staat allen seinen Bürgern, die in höherem Sin
zu wirken haben, zu gewähren verbunden ist.

2. Das Gymnasium, als solches, behalte im Inte
mediärunterrichte das Principat. Allein es nehme d
Realunterricht in seinen allgemeinsten Grundzügen, in s
auf. Naturwissenschaften, lebende Sprachen, practisch
Rechnen, technisches Zeichnen, Geschäftsstyl u. s. w. wär

in ihrer ganzen Vollständigkeit dem Gymnasium einzuverleiben. Ein Beispiel dieses Verfahrens liefert das Wormser Gymnasium, welches im Jahre 1843 nach diesem Grundsatze erweitert wurde. Es kann schwerlich Jemanden entgehen, daß eine solche Forderung innerhalb gewisser Grenzen, billiger als die vorige ist. Keine Schule ist gut und brauchbar, wo man nichts als Latein lernt; das gab selbst Herder zu, der alte ehrwürdige Vertheidiger der Alten und der Humanität. Die Nothwendigkeit eines allgemeineren Realunterrichtes wird seit Langem empfunden und überall anerkannt. Allein für den speciellen technischen Bedarf würden einzelne, allgemeine Gegenstände nicht genügen und der humanistische Unterricht darf durch speciellere Vorträge realer Art nicht eingeengt werden.

3. Man versuchte das Gleichgewicht durch den Antrag von Parallelclassen für beide Arten der Mittelschulen herzustellen. In Preußen wurde von jeder derselben dieser Antrag gestellt; für die Realschule lateinische, für das Gymnasium Real-Parallelclassen. In Frankreich hat man, über Anregung des Akademikers St. Marc. Girardin den Realunterricht vorläufig noch als einen Theil des intermediären *) Unterrichtes, durch Realcurse zu fördern gesucht, welche Anhängsel der sogenannten königlichen Collegien ausmachen. Ihnen widmen sich solche Schüler, die bereits mit classischen Studien sich beschäftigt hatten, aber sofort

*) Es existirt außer den professionellen nur Eine selbstständige, einer Realschule ähnliche Anstalt, die Ecole de François I. in Paris.

dem industriellen oder commerciellen Leben sich zu widmen denken. Cousin's Reglement von 1840 läßt bis zum 14. oder 15. Lebensjahre die Bildung eine gemeinsame, auf classischer Grundlage ruhende, bleiben; dann erst trennt es die Studien: höhern, humanistischen Curs für Gelehrte von Profession, realistischen für Praktiker von Profession. Auch für Oesterreich wurde schon vor mehreren Jahren *) ein — mehr als der vorige verschmelzender — Plan: zur Gründung einer Realclasse in den Gymnasien angeregt. „Es würde — hieß es — wenig kosten, den Gedanken durchzuführen. Man dürfte nur die vierte Normalclasse in Etwas modificiren, sie durch Anstellung eines Professors der Latinität in ein zweijähriges Progymnasium umgestalten, und der 3. und 4. Grammatikalclasse eine Realclasse, d. i. eine Realschule von 2 Jahrgängen beifügen, so daß die Gymnasiasten zugleich mit den Realschülern die practischen Vorträge hörten. Hiedurch würde das Zusammengreifen der Primär- und Intermediärschulen befördert, das Errichten besonderer Realschulen erspart, und doch fürgesorgt, daß Gymnasiasten, wenn sie von den classischen Studien abfielen, nicht vergebens studirt hätten."

Man sieht aus diesem Berichte, wie mannigfach die Bemühungen sind, theils Real- und Gelehrtenschulen ganz in einander zu verschmelzen, theils jenen etwas von diesen, diesen etwas von jenen zu geben, um das Bedürfniß

*) Dr. Richter in den österreichischen Blättern für Literatur und Kunst, von Schmidl, 1845, Nr. 142.

beider zu befriedigen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß eine solche Annäherung wünschenswerth sei. Nicht der Gelehrte nur, — jeder Gebildete sollte sich eine Anschauung von den Realien verschaffen, die auf das Wohl der Völker so sehr Einfluß nehmen; und wiederum, der Mann der Arbeit und des Gewerbes sollte der höchsten Wohlthat der Kultur: der Kenntniß vom Werthe der antiken Bildung, nicht ganz entbehren. Er fürchte nicht die Schwierigkeit des Verständnisses. „Die Alten waren die einfachsten, die natürlichsten Menschen von der Welt; und der Sprung von ihnen — sagt treffend ein moderner Vorredner für sie *) — zum gewöhnlichen, gesunden Menschenverstande ist weit geringer als der — zum Theesalon.“ Allein die bisher angeführten Methoden, den humanistischen Studien einen practischen Lehrstoff, den realistischen einen ideellen Bezug zu geben, zeigten sich einerseits zu sehr eine Richtung bevorzugend, andererseits zu sehr beide abschließend. Die Vorschläge der Verschmelzung würden eine Halbheit, die der Trennung eine Einseitigkeit der Bildung erzeugen. Ein Plan zur Ausgleichung aller Anforderungen des Mittelunterrichtes an die allgemeine Bildung und specielle Befähigung muß sorgfältig durchdacht, muß reiflich erwogen sein, muß sich nicht durch Flickwerk helfen, sondern ein in sich und mit seinem Nachbarsysteme zusammenhängendes Ganzes darstellen. Einen solchen Plan, der das Product der vollen Berücksichtigung

---

*) Rob. Zimmermann? Oesterreichische Blätter für Literatur, Kritik und Künste. 1845 S. 745.

aller erwähnten Verhältnisse ist, liefert uns der vom österreichischen Ministerium des Unterrichtes im Jahre 1847 veröffentlichte Entwurf. Er bringt eine vierfache Gliederung in den Mittelunterricht: ein Unter- und ein Ober-Gymnasium, eine jenem entsprechende Bürger=, eine diesem entsprechende Realschule. Die ersten beiden stellen die Vorbildung zur Universität, die beiden letzten, die zur höhern technischen Lehranstalt vor. Jene bilden zum Gelehrten, diese zum Gewerb- und Handelsstande; das Abbrechen in der Mitte beider Reihen gewährt wenigstens eine Höhe der allgemeinen Bildung, mit welcher das allgemeine Bürgerthum zufrieden sein kann, und so der Staatszweck beim Unterrichtswesen garantirt scheint. Ueber den letzten Punkt erlaube ich mir demungeachtet eine Betrachtung anzustellen, die zu weiteren Erwägungen führen könnte, und die ich in diesem Sinne der Prüfung der Sachverständigen unterbreite.

Der Staat übernimmt durch die Verwaltung des Unterrichtes eigentlich die höchste seiner Aufgaben; eine Aufgabe, die ihn gewissermaßen über sich selbst hinausführt. Er kann und soll sich nicht darauf beschränken, blos Gelehrte, Beamte, Gewerber und Bürger zu dressiren; Erziehung und Unterricht ergreifen den ganzen Menschen, — und durch sie entwickelt und bildet sich heraus jenes reinere Element, das, höher als das politische, die eigentliche Sphäre der Menschheit umzeichnet, und zu dessen Entfaltung die Staaten selbst nur Mittel sind. Menschenbildung überhaupt, — auf ihr beruht, wo nicht das Vorhandensein doch gewiß der glückliche Organismus der

Staaten; auf sie nur kann sich der letzte Zweck der Staaten beziehen. Scheine diese Wendung, die ich einer einfachen Schulfrage gebe, immerhin die Grenzen der Frage zu überschreiten; der Grundsatz, auf dem sie ruht, ist prägnant, und findet gerade hier eine geeignete Anwendung.

Für diese allgemeine Menschen- (nicht Bürger-) bildung nämlich könnte vielleicht in dem fraglichen Plane durch eine kleine Veränderung befriedigender gesorgt werden. Jetzt ist für sie eigentlich blos der Elementarunterricht, für Kinder vom 6. bis zum 12. Jahre bestimmt. Nach seinem Abschlusse, der sich nur auf das nothdürftigste Wissen begrenzt, welches unerläßlich ist, um nur überhaupt nicht jeder menschlichen Bildung zu entbehren, ist sogleich, ehe es noch Zeit ist, sich zu einem speciellen Berufe zu bestimmen, der Eintritt in eine der Schulen angeordnet, welche diesen speciellen Richtungen gewidmet sind. So wünschenswerth es nun einerseits für die hinreichende Durchbildung zu den betreffenden Berufswissenschaften ist, daß der Unterricht in diesen frühzeitig beginne und vollständig ertheilt werde, so unerläßlich ist es anderseits, daß, abgesehen von der Berufsbildung, für besondere Stände eine gemeinschaftliche höhere Vorbildung allen Classen der Gesellschaft zugänglich gemacht werde. Die Betrachtung der vor unsern Augen sich bereitenden Entwicklungen im Leben der Völker macht jede Begründung dieser Nothwendigkeit überflüssig, die bereits vielfach anerkannt und öffentlich ausgesprochen worden ist. Man hat im Gefühle dieses Bedürfnisses Vorschläge jeder Art ver-

sucht, den sogenannten Elementarunterricht zu verlängern; man hat ihm neue Classen, Sonntagsschulen, Wiederholungsschulen, Fortbildungsschulen, zuletzt selbst Männerschulen hinzugefügt, und dadurch die Ausführung einer an sich richtig gefaßten Idee — nur verzögert.

Sollte nicht eine Vereinigung des Untergymnasiums mit der Bürgerschule in ein Ganzes (Progymnasium?), in welchem für die humanistische wie für die realistische Vorbildung gleichmäßig Sorge getragen würde, auf einem leichten, nahe liegenden und einfachen Wege, zum ersehnten Ziele führen?

Das Erforderniß einer gründlichen, also frühen Ausbildung der Latinität für das Obergymnasium dürfte kaum ein Hinderniß für diese Maßregel abgeben. Wenn wir auch nicht Milton's Ein Jahr für die Erlernung der Sprache des Cicero und Tacitus, zu vertheidigen wagen, — so ist doch fast nur Eine Stimme darüber, daß das Latein jedenfalls in einer weit kürzeren Zeitfrist gelernt werden könne, als bisher daran gewendet wurde. Es bedarf dazu nur, daß es lebendig, wie eine lebende Sprache, und ohne Pedantismus gelehrt werde. Auch darf die Grammatik selbst nicht am Latein, sondern muß an der Muttersprache entwickelt werden. Ich würde sogar die Behauptung wagen, daß gerade der gewohnte pedantische, sechsjährige Unterricht im Latein die Ursache ist, daß die Schüler es nach sechs Jahren nicht gelernt haben, — wie die tägliche Erfahrung es beweist.

Den gründlichen lateinischen Curs besorgt das *höhere Gymnasium*, den dazu vorbereitenden einfachen latei-

nischen Unterricht kann füglich das Progymnasium in seiner zweiten Hälfte auf sich nehmen. Wir haben schon gesehen, daß auch dem Techniker das Latein keinen Schaden bringt. Ich weiß wohl, daß eine Stimme, die nicht überhört werden darf *), sich vernehmen ließ: „ein wenig Primärunterricht ist immer etwas; ein wenig Latein aber, wenn es schlecht gelehrt wird, ist nichts, — und schlimmer als nichts; allein ich bemerke, daß der Zusatz „wenn es schlecht gelehrt wird" hier entscheidet. Eine Verbesserung dieser Vorbildung würde vielmehr gerade jenen Vortheil verschaffen, den Cousin (im oben erwähnten Reglement von 1840) von seiner „höhern Primärschule" erwartet, in der er mit Recht die wahre Mittelschule zu finden hofft. Allgemeinere Rücksichten scheinen eine solche Einrichtung zu begünstigen. Je einfacher der Unterricht gestaltet werden kann, desto geringer stellen sich die Kosten für ihn heraus; je zahlreicher die Classen der Schulen, desto höher. Je einfacher das System, desto gleichartiger die allgemeine Bildung, desto zugänglicher für jedes Bedürfniß, für jeden Betrieb. Endlich scheint nur auf diesem Wege eine motivirtere Berufswahl möglich. Die Anlagen des Einzelnen hätten Gelegenheit, sich für den einen oder den andern Beruf erkennbarer zu entfalten, die Selbstbeurtheilung würde reifer werden, und die Reue über eine verfehlte Lebensbestimmung träte vielleicht seltener ein. Die Zeit vom 11. bis etwa zum 14. Lebensjahre würde

*) Cousin in seinem Berichte über das preußische Unterrichtswesen.

einem solchen Uebergange auch am besten entsprechen, und die im Entwurfe mit folgerichtiger Geschlossenheit gegebene Organisation der Schulen würde durch diese Vereinfachung nicht nur nicht leiden, sondern gewinnen. Es wäre nämlich dann ein mehrfach abgestufter Uebergang nach den verschiedensten Verhältnissen thunlich: der Uebergang vom Progymnasium (wenn diese Abtheilung vorläufig diesen nicht sachgemäßen Namen behalten soll) ins eigentliche Gymnasium; der in die Realschule für technische Befähigung; der in die eigentlichen Professionsschulen, für welche eine vorangehende Realschule nicht nöthig, aber eine angemessene Vorbildung sehr wünschenswerth ist (die übrigens auch für den vollendeten Elementarunterricht schon offen stehen müßten); zuletzt der Uebergang in's bürgerliche Leben überhaupt, ohne Rücksicht auf eine besondere Standeswahl, für welchen Fall eben eine mannigfachere Ausbildung nöthig erscheint, als sie durch einen abgeschloß'neren Unterricht gewährleistet wird. Nach den Realschulen beginnt sodann der höhere technische, nach dem Obergymnasium (Lyceum) der Universitäts-Unterricht und die Aufgabe des Verhältnisses zwischen Humanismus und Realismus, die uns für den Mittelunterricht beschäftigte, ist durch die sachgemäße Trennung und Anerkennung beider Elemente für die Praxis im öffentlichen Leben gelöst. Ein Progymnasium dieses Charakters würde vielleicht auch noch den Vortheil bieten, den bei uns mehrfach beklagten Andrang zu den höhern Studien (jedermann glaubt, seine Söhne „studiren" lassen zu müssen) etwas abzuleiten. Der *Staat würde* in die erfreuliche Lage kommen, wenigere

Proletarier der Universitäten, die nirgends eine nützliche Unterkunft finden, ernähren zu müssen, vielmehr anstatt ihrer eine größere Anzahl und gebildetere Bürger für den ihm so wichtigen Betrieb der Industrie, die ihn selbst ernährt, zu gewinnen. Diese Bemerkungen, weit entfernt, sich eine Bedeutung für Organisationen anmaßen zu wollen, bei welchen wichtige, schon früher angedeutete, positive Rücksichten zu nehmen sind, die nicht vor das Forum dieser akademischen, d. i. rein wissenschaftlichen Behandlung gehören, — wollten nur, durch den Versuch einer Anwendung der theoretisch vorangeschickten Maximen auf die Wirklichkeit ihre praktische Bedeutung veranschaulichen.

Ich kehre von diesen mehr geschichtlichen Excursionen wieder zu dem Faden der Betrachtung zurück, und suche die Resultate auszumitteln, die uns beide gegeben haben, um über die Fragen des Ganzen abschließen zu können.

In der Anlage und Bestimmung des Menschen, dieses Mittelgliedes zweier Welten, hat sich uns nun einmal eine Doppelrichtung seiner Bildung, entsprechend einem Doppelbedürfnisse seines Wesens, ergeben. Die beiden Elemente dieses Wesens müssen anerkannt werden. Die menschliche Bildung hat beiden Rechnung zu tragen. Sie hat die Aufgabe, ihn für seine irdische Brauchbarkeit und für seine ewige Bestimmung zu befähigen. Das Bewußtsein dieser Aufgaben gab sich in der Geschichte des Unterrichtes durch die Ansprüche der Humanismus und Realismus kund. Welcher von beiden der höhere ist, kann nicht bezweifelt werden. Man ist Mensch, ehe man Bür-

ger ist; man ist Mensch, während man Priester, Beamter, Arzt, Gewerbsmann ist. Dieser Anspruch macht sich vorzüglich für das Jünglingsalter geltend. Betrachten wir die genetische Entfaltung der Anlagen unserer Natur. Die Sinne entwickeln sich zuerst, und verlangen Belehrung im Wege der Anschauung fürs Knabenalter. Die Fantasie wird die waltende Kraft im Jünglingsalter. Sie fordert Ausbildung, denn ihre Leitung entscheidet nur zu oft über das künftige Glück oder Unglück eines menschlichen Daseins. Die Natur hat der Jugend das Ideelle zur Entwicklung zugedacht. Ohne ein hohes Bild in der Seele würde dem Jünglinge die Ehrfurcht mangeln, „die den Menschen erst zum Menschen macht," — und verarmt am geistigen Besitze, würde sein Leben und seine Bildung nutzlos hinschwinden. Und woher soll jenes Bild ihm entstehen, als aus dem untergegangenen Großen, das durch Ueberlieferung in den gebildetsten aller Sprachen, durch das Wegfallen aller alltäglichen Beziehungen, an Zauber nur gewonnen hat? Allein nicht im Buchstaben fließt diese Quelle, sondern im Geiste. Weil man den tödtenden Buchstaben des Alterthums festgehalten, aber den belebenden Geist verbannt hat, darum ist die Klage gegen den Humanismus laut geworden. Man hat dem Jünglinge den Born, aus dem er Begeisterung schöpfen konnte, mit Schulstaub verleidet, und die Art, in der man die Classiker lehrte, schien fast dazu erfunden, von ihrem Studium für immer abzuschrecken. Und doch bleibt der Geist und Sinn, in welchem die Alten lebten und schrieben, für immer das Palladium der Bildung gegen die

Barbarei. Ein zweiter Grund für die frühe Benützung des Humanismus zur allgemeinen Vorbildung liegt in der Aufgabe der Mittelschulen, die Seite des Unterrichtes nahe im Auge zu behalten, die der Erziehung mit angehört, — eine Rücksicht, welche beim Fakultätsstudium, das, mit seinem Principe der Lernfreiheit, auf Erzogene berechnet ist, wegfällt. Erziehung verhält sich zum puren Unterrichte, wie Moral zur Politik. In jener muß diese ihre Grundlage und ihr Endziel finden. In den Werken der Alten liegt dieses Erziehende in der bildendsten Form, — und ein wahrhaft humanistischer Unterricht in diesem Sinne würde uns eine Jugend heranreifen, der man mit Vertrauen jene Freiheit gewähren kann.

Hat sich uns so die Geltung des Humanismus als unabweisliche Berechtigung der Menschheit herausgestellt, so können wir den lauten Anforderungen der Zeit und des Staatslebens unser Ohr nicht verschließen. Das in ihnen wurzelnde Princip des Realismus hat, wenn das erstere befriedigt ist, sein unüberhörbares Recht, und die ihm seit Jahrhunderten vorenthaltene Schuld muß endlich abgetragen werden. Vereinigung, Versöhnung ist also die Antwort auf die Frage von Humanismus und Realismus.

Blicken wir zurück auf den Weg, den uns die Summe unserer Betrachtungen geführt hat. Wir haben gesehen, wie sich die Begriffe des Humanismus und Realismus in der menschlichen Bildung allmälig erzeugt, wie sie sich wechselseitig erregt, ergänzt und zuletzt zu dem Gegensatze gesteigert haben, der unsere Frage hervorrief; wir haben den Kampf mit angeschaut, den die Geschichte dieser An-

gelegenheit vor uns entrollte; wir haben die Vorschläge der Trennung, wie die Vorschläge der Vermittlung angehört und geprüft, — wir glauben endlich die Bahn in der Ferne gewiesen zu haben, die allein zum Ziele jener heilsamen Versöhnung führt.

Gelingt es, sie einzuschlagen, so wird der Knabe lange genug des Glückes einer durch keine Rücksicht beirrten Ausbildung seiner natürlichen Anlagen genießen; der Jüngling die Wahl eines künftigen Berufes, auf Grundlage einer höhern, sittlichen Befähigung, mit vollerer Bürgschaft für die Zukunft beschließen; — der Mann, der, so vorbereitet, sich für seinen Beruf schon entschieden hat, — wenn er dem humanistischen sich weiht, das lebendige Wort durch praktische Anwendung zu verkörpern, — wenn dem realistischen, den todten Stoff durch höhere Beziehungen zu beseelen wissen, — und eine harmonische Bildung wird entstehen. Hat es ein Staat so weit gebracht, so werden Handel und Volkswirthschaft erblühen, die Wissenschaft gedeihen, und die Gesellschaft auf eine Stufe der Entwicklung gelangen, auf welche sie die staatlichen Organisationen allein nie zu erheben im Stande wären. Denn es liegen in der Gesellschaft vielfache, zum Theile noch ungenützte, vielleicht ungekannte Elemente, — außerhalb des Bereiches der bürgerlichen Verfassung — Elemente, welche seit Jahrhunderten ihrer Erweckung gewärtig sind. Sie anzuerkennen, sie in ihren Kreisen wirksam zu machen, — das ist die Aufgabe, durch deren Lösung allein die Menschheit Befreiung von den Banden der Parteiungen, die sie rettungslos zu umschlingen scheinen,

hoffen kann, — und, wenn die Welt einen Zweck und die Geschichte eine Bedeutung hat, getrost hoffen darf.

Sittliche Bildung und echte Wissenschaft sind die Regionen, in welchen jene Elemente sich entwickeln. Die Erziehung des Menschengeschlechtes, in einem erweiterten Systeme des Unterrichtes, — die Förderung der Wissenschaften in ihrem freien, allumfassenden Leben, im Sinne echter akademischer Bildung, — bieten in ihrem Schooße reichliche Mittel, jene höchsten aller menschlichen Zwecke zu erstreben. Möchten sie gefunden, und, nach beiden von uns angedeuteten Richtungen genützt, — endlich der Menschheit jenen Frieden bereiten, welchem sie, von den ewig sich wiederholenden Täuschungen politischer und socialer Experimente ermüdet, mit tiefer Sehnsucht entgegenharrt.

Auch ein Wort für die fremden Worte in unserer Sprache.

Si quid novisti rectius — — —
si non, his utere mecum.

Die „Wiener Zeitung" vom 15. März v. J. *) hat im schönsten ritterlich-rechtlichen Sinne die Anwaltschaft für die guten Fremdlinge in unserer Sprache übernommen, die, von unseren Vätern auf unser Gebiet höflichst eingeladen, mit Ehrenbezeigungen empfangen, in die beste Gesellschaft eingeführt, sich nun in Gefahr sehen, von den

*) Siehe Gratzer Zeitung vom 23. März d. J.

Söhnen, aus einer schnellen Aufwallung von selbstgenüglichem Patriotismus, mir nichts, dir nichts, wieder nach Hause gejagt zu werden. Eine solche Anwaltschaft muß besonders einem Schriftsteller Wasser auf seine Mühle sein, der mitunter den Vorwurf hören muß, sich jener Fremden im Umgange allzusehr zu erfreuen und der fühlt, diesen Vorwurf zu verdienen. Es wird also diesem zu verzeihen sein, wenn er den ihm gebotenen Anlaß benützt, und das Seine zu der begonnenen Rechtfertigung hinzufügt. Der erste Vertheidiger der Fremdlinge ist von historischen, socialen und juridischen Standpunkten ausgegangen; der erwähnte Schriftsteller fügt den kosmopolitischen hinzu, und denkt bei dieser Gelegenheit einen kleinen Beitrag zu der, wie es ja heißt, sich bildenden Weltliteratur zu liefern.

Nichts karakterisirt so bündig und richtig eine Nation in ihrer Eigenheit, als Worte ihrer Sprache für Eigenschaften, wofür andere Sprachen keine Worte haben. Unübersetzbar ist das whimsical und der humour des Engländers; die étourderie, polissonnerie, poltronnerie, élégance, der esprit, das aperçu des Franzosen; die Grandezza des Spaniers; das decus und honestum, die eigentliche virtus des Römers, die Kalokagathie, die Sophrosyne des Griechen; und wie viele solche höchst bezeichnende Ausdrücke ließen sich noch aufzählen! finden sich aber nicht auch die den Bezeichnungen entsprechenden Eigenschaften ganz vorzüglich in den Heimathsländern der Bezeichnungen? hat nicht die französische Sprache einen ganzen Schatz konventioneller Ausdrücke, der, für die fein-

sten Bedürfnisse des geselligen Verkehres gebildet, gleichsam eine Sprache in der Sprache darstellt? die italienische nicht einen ähnlichen Schatz für den Kunstgebrauch? die sogenannten todten (eigentlich unsterblichen) Sprachen nicht einen gleichen für die höhere Sprache des Geistes und Gefühles?

Die deutsche Nation, im Mittelpunkte, so recht im Herzen Europa's gelegen, scheint durch Lage und Volkscharakter ganz eigentlich dazu bestimmt, die Elemente der verschiedensten umgebenden Nationen mit einander zu versöhnen, und einer höheren allgemeinen Einigung durch ideale Bildung im Sinne reiner Menschlichkeit zuzuführen. Das Bestreben Herder's nach dem Ideale der Humanität war das Deutscheste von allem Bestreben unserer großen Schriftsteller, und der Gedanke einer allgemeinen Sprache keimte in Leibnitz's Seele — in der Seele eines Deutschen. Keine Nation ist so fähig, so willig, so geübt, sich die Trefflichkeiten aller anderen Nationen deutlich zu machen und anzubilden, als die deutsche; keine übersetzt so treu, so mannigfach, so virtuos aus allen Sprachen, als die deutsche; und wenn man uns (weil denn jedes Licht seinen Schatten bedingt) vorwirft, unsere Eigenthümlichkeit allzu leicht hinzugeben und in Nachäfferei zu verfallen, so können wir die andere Seite vorkehren und sagen, daß eben dieser aufgeschlossene Sinn für Allgemeinheit unsere schönste Eigenthümlichkeit ist. Sollen wir diesen Keim zu einer so weit aussehenden Bestimmung in uns einer kleinlich pedantischen Beschränktheit, einem höchst mißverstande-

nen Patriotismus aufopfern? ein Sprach-Absperrungs-System einführen?

Was thut der gebildete Mann im Leben, der vielseitige Schriftsteller auf dem Papiere — wenn sie die reiche Fülle ihres Gedankenvorrathes der Mitwelt darlegen, wenn sie sich so allgemein als thunlich mittheilen wollen? sie greifen beherzt in die Speicher aller ihnen nur zugänglichen Sprachen, ja Dialekte, um für jede Nüance, für jede neue Verbindung oder Bezeichnung in ihrem Vortrage das rechte Wort, die rechte Wendung zu finden. Sie fragen den Ausdruck nicht nach seinem Reisepasse, nicht nach seinem bürgerlichen Privilegium; die Sprache ist ihnen nicht Zweck, sondern Mittel zum Zwecke. Mittel, die A nicht bietet, kann vielleicht B verschaffen; das Geeignetste ist das Beste. Daß hierin ein Maß zu halten ist, wenn die Sprachen nicht Harlekin-Jacken werden sollen, weiß der Gebildete ohnehin; Niemand wird sicherer als Er vermeiden, die Werkzeuge aus der Fremde zu holen, die er eben so gut oder besser zu Hause hat. Vor Mißbrauch und Affectation ist keine Sitte, keine Handlungsweise gesichert; das darf Niemanden in der seinigen beirren.

Auch wir Deutsche haben unsere unübersetzbaren Worte und Wendungen. Sollen es bloß solche, wie „Kleinstädterei“, „Salbaderei“ u. dgl., sein? Die Fremden zeigen den besten Willen, auch ihrerseits aus unserer Sprache Gewinn zu ziehen. Bisher ist es nur schwach gelungen. Mit dem „Lied“ für Chanson haben sie uns *eine* unverdiente Ehre angethan; einige Nationalspeisen

hern uns noch am meisten das Recht, in ihren Be-
nnungen auf die Sache selbst stolz zu sein. Aber gewiß,
enn wir, ohne Eigensinn und Kleinlichkeit, unser gut-
üthiges Naturell und unsern leicht und viel auffassenden
eist walten lassen, so werden auch fremde Völker, dank-
r gegen unsere Anerkennung, unsere Sprache ehren;
an wird die schönen, echt deutschen Worte „Gemüth,
emüthlichkeit, Innigkeit, Treue, Tiefsinn ꝛc.“, welche keine
ndere Sprache ganz, wie wir sie fühlen und denken, wie-
rgibt, in alle Sprachen aufnehmen, und dem Gerechten
ird wieder Gerechtigkeit werden.

Weg also mit dem kindischen Trotze, nur in der ei-
nen Beschränktheit verbleiben zu wollen! weg mit der
fectation der Reinheit, die immer noch lächerlicher ist,
s die sich leicht verbessernde Affectation der Nachahmung!
eg mit dem Zwange eines philistermäßigen Purismus,
r dem Geiste in seinem freien Weben und Walten, in
ner Herrschaft über alle Reiche der Erde schmähliche
ffeln anlegt! Bleibe der Deutsche seiner schönen Mission
treu: das Besitzthum aller Völker in ein geistiges Ge-
ingut zu versammeln, und ihnen daraus veredelt wieder
spenden; jene Weltliteratur wirklich zu machen, von
r seine Leibnitze, Herder und Göthe geträumt haben!

Zur Geschichte des Unterrichtes.

Vorwort.

Als ich in dem verhängnißvollen Jahre 1848 das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts, als Unterstaatssekretär übernahm, sah ich mich in einer Lage, die alle meine Kräfte, die meine Wünsche, mein Denken uud mein Pflichtgefühl in den Kreis einer Aufgabe zog, die, an und für sich kaum mehr größer, und, rücksichtlich der eben waltenden Zeitverhältnisse, kaum mehr schwieriger gedacht werden konnte. Ich versenkte mich ganz in ihre Tiefe, und was die kurze, aber an Erfahrungen reiche Epoche dieser Wirksamkeit an didaktischen Ergebnissen Mittheilbares zurückließ, lege ich hier in die Hände Derer, die sich der gleichen Aufgabe widmen. Die meine war, im Kulminationspunkte einer haltungslosen, unvorbedachten Staatsumwälzung, bei dem zu beginnenden Neubaue des öffentlichen Unterrichts, „rechts die Kelle und links das Schwert" zu führen. Glücklich solche, die bei der Kelle bleiben dürfen.

Mit den übrigen Hoffnungen der Revolution waren die für eine durchgreifende Umbildung des Unterrichtes, von der man vor Allem die Bürgschaft für eine bessere Zukunft hoffte, auf's Ungestümste erwacht und aufgeregt. Man wähnte, mit Einem Zauberschlage das Unterste zu oberst wenden, die Bildung des Volkes befreien und dadurch dieses plötzlich in ein mündiges verwandeln zu kön-

nen. Die unbedachtesten und unbedingtesten Extreme von Vorschlägen im Ganzen kamen, mit der damaligen allgemeinen Heftigkeit, von Seite der öffentlichen Meinung an die Tagesordnung, — größtentheils entschieden gegen den bisherigen Bestand gerichtet, auf bodenlose Voraussetzungen in die leere Unendlichkeit gebaut. Die Mitglieder des gegenwärtigen Bestands (die Lehrer und Leiter des öffentlichen Unterrichts), begreifend, daß der allgemeinen Bewegung nicht zu widerstehen sei, schlossen sich größtentheils ihr an, jedoch in einem Sinne, der sie verwirren und verzögern mußte, statt sie zu fördern. Jedes vereinzelte Interesse suchte die allgemeine Gährung zu benützen, um, unter der Aegide des Fortschritts, sich selbst in den Vordergrund zu drängen. Jeder meinte, von seinem Standpunkte aus, die ungeheure Aufgabe begreifen, ja angreifen zu können; die sichtbare Unreife Aller machte jedem Einzelnen Muth, und gänzlich Unberufene führten in allen Sphären, getragen von unverstandenen Devisen des Tages, das Wort. Ein allgemeiner Dilettantismus, in allen Sphären des öffentlichen Lebens trat ein, — in der Sphäre des Unterrichtswesens am auffallendsten, wo er am wenigsten zulässig, wo er geradezu verderblich ist. Welche Unzahl von Vorschlägen, Protesten, Klagen, Beurtheilungen, Forderungen, Kritiken, Ansprüchen, bekamen wir von allen Seiten her zu hören und zu lesen? wer hatte nicht zu klagen? wer nicht zu tadeln, zu fordern? wer wußte nicht Rath? wer wähnte sich nicht Kenner und Orakel? wer dünkte sich unberechtigt, in die großen Fragen, die hier *zu behandeln* sind, mit hineinzusprechen? —

und wer war dazu berechtigt? wer durfte an die Brust greifen, und mit innerer Ueberzeugung zu sich sprechen: ich fühle in mir die Verbindung von Einsicht, Umsicht, Treue und Aufopferung, Behutsamkeit und Kraft, — die sittliche Vollendung, die in dieser Region des öffentlichen Wirkens unerläßlicher ist, als vielleicht in irgend einer andern? Eine ernste Stimme ließ sich hören. „Wer da kommt — sprach sie — um über Volkserziehung mitzusprechen, der ziehe zuvor seine Schuhe aus, denn er betritt einen heiligen Boden. Außen bleibe die Leidenschaft, die Gemeinheit und jede Art scheinheiliger Unredlichkeit; nur die Besonnenheit, die Wahrhaftigkeit, und der ernste, pflichtbewußte Wille trete ein und rede.“ Hat man sie gehört?

Vielleicht ist die Zeit nahe, wo man sie hören wird. Sie näher zu bringen, ist offenbar Pflicht eines Jeden, der sich durch Erfahrung und Stellung dazu berufen fühlt. In diesem Sinne sind die gegenwärtigen Blätter entworfen worden. In diesem Sinne mögen sie wirken!

Es schien zweckentsprechend, den nachfolgenden Erörterungen, die man immerhin theoretisch nennen mag, einen geschichtlichen Ueberblick voranzusenden. Die ächte Theorie ist doch zuletzt überall das Ergebniß von Thatsachen, welche dem Denker gegeben sind; was geworden ist, will aus dem, was gewesen ist, begriffen, und was werden soll, aus dem, was ist, entfaltet werden. Gäbe es eine *wahre Geschichte* der Entwicklung der Formen der Gesell-

schaft, von der Familie zu Stämmen, von diesen zu Völkerschaften, von diesen zum Staatsleben, — so würde uns die Theorie des Social-Kontraktes erspart und mit ihr eine Reihe von Revolutionen und anarchischen Experimenten erlassen worden sein, und die neuen Staatsformen würden sich aus den faktisch erkennbaren Elementen überall naturgemäß, nach Zeit- und Ortsbedingungen gestaltet haben und fortgestalten. Ein gleicher Weg der Betrachtung mag auch den Angelegenheiten der Volkserziehung frommen, die vielleicht noch weniger als die der Verfassungen Sache der Abstraktion, vielleicht noch inniger als diese mit dem besonderen Leben und den Zuständen der Völker verflochten und nur durch Berücksichtigung dieser zu verstehen, zu würdigen und zu leiten sind!

Wie der Staat, so ging auch die Schule aus der Familie hervor. Die älteste uns bekannte Welt überließ dieser in ihrem natur-angewiesenen Kreise sich ihre Glieder, wie ein lebendiger Organismus, auszubilden. Kunst- und absichtslos wuchsen die Kinder im väterlichen Hause empor; was sie vom Vater und der Mutter sahen, übten sie nach, und das elterliche Ansehen schrieb ihnen den Weg vor, den sie zu wandeln hatten. Was der Mann im Laufe des Lebens erfahren oder erworben, das übertrug er in den Bereich seines Hauses; hier pflanzte es sich vom Sohn auf den Enkel fort, und so bildete sich das ursprüngliche patriarchalische Geschlecht aus dem Innern heraus.

Den ersten Anstalten zu einer öffentlichen Erziehung begegnen wir in Ländern, wo eine theokratische Regierung waltete. Hier fanden es die Herrscher gemäß, die Söhne

derer, die zu ihrem Schutz und Schirm bestimmt waren, ihrer Priester und ihrer Großen, einer eigenen Erziehung theilhaftig zu machen. Diese Erziehung war eine abgeschlossene, den übrigen Kreisen unzugängliche, und überlieferte die Kunst, heilig gehaltene Urkunden zu verstehen und zu deuten. So ward der erste Gesetzgeber, Moses, in einer egyptischen Priesterschule, die Lehrer des Gesetzes in den Prophetenschulen Samuels, und in gleichem Sinne die priesterliche Kaste in den Geheimschulen der Brahminen unterrichtet. Ein besonderer Unterricht für dasselbe Volk, das durch ihre Einsicht und Gesetze geleitet werden sollte, schien ihnen Ueberfluß, ja Widerspruch; es sollte durch Gehorsam und gläubige Nachfolge erzogen werden.

Anders war es in dem heitern, lebendigen Lande der Griechen, der Geburtsstätte der eigentlich menschlichen Kultur. Hier regten sich frühzeitig die eigenen Kräfte, sich zu entwickeln, sich zu bethätigen. Keine Führung leitete, keine hemmte ihren Gang; ein Funke entzündete den andern, und ein fröhlicher Wetteifer förderte, unaufgerufen, die Liebe und den Eifer, sich ein Wissen und ein Können zu erwerben, dessen Förderniß sich bei den jugendlichen Experimenten zur Gestaltung republikanischen Lebens für Jeden, der Augen hatte zu sehen, worauf es ankam, deutlich herausstellte. Oeffentliche Lehrer ließen sich hören, von keiner oberen Gewalt bezahlt oder bestellt; die Bürger der Städte, von keinem Herrscher dazu aufgefordert, bildeten freie Anstalten für den Unterricht, der ihren Kindern, als künftigen Bürgern, unentbehrlich war. Pythagoras *eröffnete* den Kreis höherer Belehrung, und ihm

folgten Schule auf Schule, die Weisen, deren lebendiges Wort und deren auf's Gemüth berechnete Lehre, die griechische Jugend begeisterte und eine lebendige Bildung, ohne Anstalten und Zwangsmittel über die Völker verbreitete. Die Regenten trugen das Ihre bei; Pisistratus in Athen legte die erste bekannte Büchersammlung an, ließ die homerischen Gesänge sammeln; Lykurg in Sparta bestrebte sich, durch ein strenges Erziehungs- (eigentlich Zucht-) System die körperliche Bildung seines Kriegervolkes zu vollenden, — und so blühte die griechische Kultur, — die Aloe im Garten der menschlichen — frei und lieblich, nur von der gemeinschaftlichen Theilnahme des Volks gepflegt, aus dessen Mitte, ein Musterbild für alle folgenden Völker hervor.

Ihre Früchte verbreiteten sich allmälig über die benachbarten Länder; in Asien machte sich der Einfluß ihrer Sprache geltend, die Juden gewährten ihr Einwirkung — auf ihre gealterte Wissenschaft, das ernste Rom konnte ihr seine Theilnahme nicht versagen, die Scipionen gingen edel der Huldigung für griechische Bildung voran, und Rom fühlte sich groß genug als Sieger, um von dem Besiegten, mit freier Anerkennung, Lehre anzunehmen. Allein Rom war dazu erkoren, alle Angelegenheiten der Menschheit in der des Staates zu vereinigen; dieses Princip beherrschte alle seine Bewegungen, — und Rom war dazu bestimmt, aus der Erziehung und dem Unterrichte eine Aufgabe des Staates, der Regierung zu machen, die sie, vor jener Zeit, nie eigentlich gewesen, — seit jener Zeit aber *allgemein* geblieben ist.

Vespasian (69 n. Chr.) war der erste Monarch, der die Schule dem Staate einverleibte; er besoldete zuerst Lehrer für die Jünglinge, die sich dem Staatsdienste zu widmen hatten. Ihm folgten Titus, Hadrian, Antoninus der Fromme mit dem gleichen Bestreben. Oeffentliche Lehrer wurden durch alle Provinzen verbreitet, Plinius, Quinctilian, Plutarch lehrten in diesen glücklichen Jahren des römischen Kaiserthumes, und die hohe Kaiserschule in Rom näherte sich bereits in ihrer Einrichtung dem Begriffe unserer Universitäten. Athen blieb noch bis in's 9. Jahrhundert die Auctorität für höhere wissenschaftliche Bildung, — bis, im Unterrichte wie im Staatsleben, die erstarrten Formen das alte Leben verdrängten, in sich morsch und unkräftig wurden, und dem frischen Andrange nicht widerstehen konnten, den eine ungeheure Völkerbewegung über sie hervorbrechen ließ.

Eine Dämmerung legte sich mit der Völkerwanderung, dem Einbruch barbarischer Elemente in eine veraltete Form, in jenen Tagen des allgemeinen Kampfes über die Welt; Bildung, Barbarei und neue Fermente der Entwicklung kämpften mit einander; ein neuer Glaube hatte die Nationen ergriffen, und gerade die Verbreiter dieses Glaubens waren dazu ausersehen, an die gewesene Bildung die werdende anzubauen, und dadurch, daß sie die Dokumente der heidnischen Bildung, mit deren Wirkungen sie zu kämpfen hatten, in die Hände nahmen, um sie zu widerlegen, wurden diese erhalten, und für ein mögliches, besseres Verständniß aufbewahrt. Die Schätze der Werke des Alterthums an Büchern wanderten in die Bibliotheken der

Gelehrten, in die Hände der Priester, — in die Schulen der Mönche. Die Geistlichkeit zog den Unterricht wieder an sich, wie in deu vorstaatlichen Tagen der Bildung, und die Gestalt desselben, in der wir ihn seit Jahrhunderten in Europa erblickten, stammt aus jener Epoche und erklärt sich durch die damals wirksamen Elemente.

Kaiser Justinian (555) schloß alle heidnischen Schulen und legte Mönchsschulen an. Sie mehrten sich vom 6. Jahrhunderte an über alle Länder Europas, und sind eigentlich die Grundlagen der von da an eingetretenen Formen des Unterrichts. Anfangs blos Pflanzschulen für die Bildung zum Mönchsthume selbst, sammelten sie, bei den damaligen Weltzuständen, unter denen „für den, der Höheres erfaßte, nur Rettung in der Kutte blieb“ — die besten Kräfte der Intelligenz in ihre Hallen; die Schätze ihrer Bibliotheken gaben Mittel und Anregung zu gelehrten Bestrebungen, und der Einfluß derselben auf die äußere Welt verfehlte nicht, vortheilhaft zu wirken. Das Mönchsleben war damals weder blos beschaulich noch einsiedlerisch; es war gesellig und thätig. Es wurde für eine Zeit lang wirklich ein Herd für Entwicklung von Ideen. Allein nur zu bald mußte die Unzulänglichkeit einer blos buchstäblichen Ueberlieferung und todten Exegese sich herausstellen. Das Lebendige, auf dem die antike Bildung beruhte, war mit dem öffentlichen Leben der alten Staaten verschwunden; die mit jedem Jahrzehende wachsende Nothwendigkeit, ihre Dokumente, die nun einmal, bei Mangel einer selbstständigen Bildung als Orakel galten, durch Erklärungen und *Auslegungen* verständlich zu machen, leite-

ten vom Zwecke auf das Mittel ab, und es bildete sich, wie in der orientalischen Exegese des Koran, in diesen Schulen allmälig jenes unselige System aus, das, unter dem Namen der Scholastik, nicht nur im Unterrichte, sondern selbst in der Wissenschaft einen so langen und traurigen Stillstand bedingte. Die sogenannten sieben freien Künste: Grammatik, Dialektik, Rhetorik (das Trivium), Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie (das Quadrivium) umfaßten den Inbegriff der ganzen Bildung. Die Darstellung desselben durch die „Encyklopädie" des Afrikaners Capella blieb bei 1000 Jahre lang das Schulbuch für ganz Europa. Gleichzeitig pflanzten die Rabbinerschulen der Juden in Syrien, Nordafrika und selbst in Europa, Ueberlieferungen des Alterthums fort, und den Arabern blühte die Wissenschaft unter der Pflege hochsinniger Chalifen, wie Almamum; Uebersetzungen aus dem Griechischen wurden betrieben, gelehrte Vereine bildeten sich zu Nisabur, Bagdad und Kairovan; Schätze des Wissens häuften sich im Oriente zusammen, der bald mit dem Occidente in lebhaften Verkehr trat; und so blieb dadurch wenigstens das Materiale erhalten, um künftige Kräfte zu bethätigen.

Der Mann, solche Kräfte heraufzubeschwören, erschien; und mit ihm eine Epoche für den öffentlichen Unterricht, welche entscheidend für seine Entfaltung gewesen wäre, wenn es in den Willen und die Kraft eines Einzelnen oder in den Erfolg einer Organisation gegeben wäre, zu erschaffen, was Elemente voraussetzt, die in der Zeit und *in den Völkern* erst vorhanden sein müssen, um aufgeru-

sen und organisirt werden zu können. Karl der Große war es, dessen großer Blick bei der Aufgabe, seine Völker in ihrer Bedeutung und seine Macht in ihrer Wirkung zu heben, geschärft durch die in Italien gewonnene Erfahrung, auf den Unterricht fiel — und der beschloß, sowohl im Interesse der Politik als in dem seiner eigenen Liebe zu den Wissenschaften, in seinen Staaten ihm einen glänzenden Aufschwung zu geben. Die ähnlichen Bemühungen Harun Al-Raschids um Verbreitung höheren Wissens, der ein Freund des großen Karl war, mögen diesen mit ermuntert, und den Einfluß der arabischen Bildung in die europäische vermittelt haben. Karl sah sich um die Kräfte um, die sich zur Benützung boten. Sie waren dürftig genug; aber er that, was thunlich war, sie auszubeuten. Er ermunterte durch Wort und Beispiel die erlahmten bischöflichen und Mönchsschulen, rief Fremde, namentlich aus den guten Pflanzschulen auf den brittischen Inseln herbei; unter ihnen den verständigen Alcuin mit welchem er die berühmte Schloßschule gründete und leitete, von welcher eigentlich die Universität Frankreichs ihren Ursprung datirt; er legte neue Klosterschulen an, zu Lyon, Tours, Osnabrück, Metz, Fulda, St. Gallen u. a.; er selbst endlich betheiligt sich an der Bearbeitung und Verbreitung der Wissenschaften; sammelt altdeutsche Gesänge, versucht eine Grammatik auszuarbeiten, führt den römischen Kirchengesang ein, und gründet eine gelehrte Gesellschaft, in der er den Namen des Königs David führt.

Er selbst leitete die Schulen seines Reiches, ließ sich

Berichte vorlegen, stellte Untersuchungen und Prüfungen an, und hielt den Schülern persönlich Ermahnungsreden. Es ist merkwürdig, den königlichen Lehrer über diese Angelegenheiten sprechen zu hören. „Eurer frommen Devotion — sagt er in einer Ordonnanz an den Abt Baugulf — thun wir zu wissen, daß wir ersprießlich geachtet, daß man in den Bisthümern und Klöstern, welche von Gottes Gnade unsrer Leitung anvertraut sind, nicht nur Sorge trage, unserer heiligen Religion gemäß zu leben, sondern auch Alle, die mit Gottes Hilfe zu lernen fähig sind, in den Wissenschaften zu unterrichten. Denn, ob es gleich mehr werth ist, zu handeln als zu wissen, so muß man doch wissen, um handeln zu können. Nun haben uns mehre Klöster in den letzten Jahren Schriften übermacht, in welchen sie uns kund thaten, daß die Brüder in ihren heiligen Ceremonien und frommen Uebungen auch für uns beteten; in der Mehrzahl dieser Schriften aber haben wir bemerkt, daß zwar die Gesinnung gut, die Worte aber ungebildet waren. Das hat in uns die Besorgniß erregt, daß, bei so wenig Geschick im Schreiben, auch die Einsicht in die heiligen Schriften wohl geringer sein möchte, als es billig ist. Wir ermahnen euch daher nicht nur, das Studium der Wissenschaften nicht zu vernachläßigen, sondern dahin zu arbeiten, daß Ihr im Stande seid, die Geheimnisse dieser heil. Schriften zu ergründen. Da es aber in denselben viele Bilder und Allegorien gibt, so wird sie der in ihrem wahren Sinne am besten verstehen, der in den Wissenschaften wohl unterrichtet ist. *So wähle man* denn zu solchem Werke Männer, welche

den Willen und die Fähigkeit besitzen, zu lernen und zu lehren. Verfehlet nicht, ein Exemplar dieses Briefes allen Bischöfen und Klöstern zuzuschicken.“ So dachte, so schrieb Karl der Große. In diesem Sinne waren seine Anstalten für die Bildung getroffen; aber sie wirkten nur, so lange dieser Sinn sie trug und schirmte; sie zerfielen bald nach seinem Tode, bei den innern Unruhen des Landes, bei der wachsenden Verwirrung und Unwissenheit. Die Geistlichen blieben noch einigermaßen und im Einzelnen im Besitze der Wissenschaft und dadurch begründete sich ihr Uebergewicht, das sie in den folgenden Jahrhunderten im Kreise des Unterrichts erlangten und behaupteten. In Frankreich ging die von Karl angefangene Reform mit Ludwig dem Frommen wieder zurück, dem die Bereicherung der Klöster mehr als die Wissenschaft am Herzen lag.

In England fand — auch nur für kurze Zeit — Karl des Großen Werk ein glückliches Seitenbild an Alfred, dem großen, liebenswürdigen, angelsächsischen Könige (880). Mit Eifer beförderte er die Bildung in dem noch unkultivirten Lande, arbeitete, wie Karl selbst und wenig unterstützt, an dem Geschäfte ihrer Verbreitung mit, indem er, was ihm wichtig und für sie fördersam schien, in’s Angelsächsische übersetzte, stiftete die Universität Oxford, und bleibt so in der Geschichte als der Erwecker der höhern Kultur in England verzeichnet, der in seinem dunklen Jahrhunderte, mit wenigen Mitteln, mehr für die Bildung that, als in lichteren Zeiten begabte Fürsten oft mit fremder Kraft.

Allmählich brach aber das Dunkel des Scholasticismus,

dem kein im Leben der Völker sich regendes Element widerstand, in der, durch die Geistlichkeit absorbirten und abgeschlossenen Sphäre des Unterrichts wieder herein. Der Neuplatonismus (Scotus Erigena) gesellte sich dem bisher unantastbaren Aristoteles, der aus der arabischen Bildung mittelst der hebräischen Sprache in die europäische eingeführt worden war, — die Formeln beider beherrschten und verwirrten die Welt der Gedanken.

Die Chalifen (900 Jahre) hatten viel für den Aufschwung der orientalischen Scholastik gethan*); ihre Liebe zu den Wissenschaften, ihre eigene Thätigkeit in der Förderung derselben, namentlich nach ihrer praktischen Seite hin, wie es die Erfindungen in der Chemie, Medicin und Naturlehre beweisen, die Gründung der ersten Akademie unter dem Namen „Brüder der Reinheit,“ der ersten Universität (?) unter dem Namen „des Hauses der Weisheit“

*) Hammer (akad. Vortr.) unterscheidet bei Anführung Gasali's „des größten Scholastikers der Araber, der zugleich der orthodoxeste Philosoph der Moslimen war,“ die Philosophie (nach d. Begriffe der Orientalen) von der Scholastik, die sie „Wissenschaft des Wortes“ nannten (d. i. des Koran moslimische Dogmatik) das Werk Gasali's behauptet, in letzterem Sinne, in der arab. Scholastik denselben Platz, den ein Jahrhundert später die Summa des Thom. v. Aquin in der christl. Scholastik einnahm. — Die Scholastik genügte Geistern höhern Aufschwungs nicht, und sie verloren sich in die Mystik. Endlich blühte unter Harun Al Raschid und Mamun zu Bagdad die, des Namens der Philosophie würdigere Schule (als die zwei vorigen): die mathematische (aus ihr: Ibu Sina, Ibu Tofail etc).

zu Kairo, — erschienen als hoffnungkündende Strahlen aus Osten einen helleren Tag zu verkünden, — allein auch die arabische Bildung, obwohl ihr Ruf durch die Universität und Bibliothek zu Cordova sich durch ganz Europa verbreitet und günstigen Einfluß geübt hatte, schwand allmälich in leeren Formen hin, in welchen sich Scholastik und Mystik abenteuerlich mischten und die Wahrheit unkenntlich machten. Abälard's Dialektik warf noch einen Schimmer von Syllogismen und Sophismen in dieses Reich der Dämmerung, der es vorübergehend zu erleuchten schien, — übte den Scharfsinn der gelehrten Polemik und glänzte vom Katheder, — aber auch dieser kurze Schimmer schwand, seine Periode an der Pariserschule konnte Herder mit Recht den „Ritterplatz der Spekulation und Scholastik" nennen. Und was Frankreich in der philosophischen Dialektik war, war Italien in jener der Rechtswissenschaften; Bologna ward die erste, blühende Rechtsschule in Europa, zählte um das Jahr 1200 schon 10,000 Studirende aus allen Ländern; die Theologie folgte in der Mitte des Jahrhunderts, wieder in Paris nach, vorzüglich durch Peter Lombard, einen Schüler des geistvollen Abälard; die Medicin bildete sich in Salerno und Montpellier gleichfalls selbstständiger heraus, und man sah aus den Gebälken des alten Scholasticismus das Gebäude der Universitäten allmälich durch Vereinigung der einzelnen Fakultäten d. i. der Lehrkräfte für die im scholastischen Systeme wurzelnden Bezirke des Unterrichts, als Gesammtheiten, sich erheben. Dem ungeachtet war dieser äußere Fortschritt nur ein Schimmer; er leuchtete auf eine

kürze Strecke hin, auf einen engen Kreis, und die Bildung in einem umfassenden Geiste sollte erst einer Zeit aufbehalten bleiben, in welcher die alten dürren Formen des Scholasticismus, die auch den Universitäten noch inhärirten, gänzlich verstäubt und vergessen wären.

Durch Einigung der einzelnen Gruppen der Gesellschaft, — der Bürgerschaften, der Städte, der Ritter, der Handwerker bildeten sich geschlossene Kreise (Staaten im Staate). Einen davon schufen auch die Gelehrten. Das waren die ersten Universitäten: gelehrte Städte und Zünfte. Sie wurden mit allen Rechten dieser in's Gemeinwesen aufgenommen; „sie wirkten nicht blos als Schulen, sondern auch als politische Körper, schwächten den rohen Stolz des Adels, unterstützten die Sache der Regenten gegen die Anmaßungen der Päpste, und öffneten, statt des ausschließenden Clerus, einem eigenen, gelehrten Stande zu Staatsverdiensten und Ritterehren den Weg *). Nie sind vielleicht Gelehrte mehr geehrt worden, als in der Dämmerungszeit der Wissenschaften; man erkannte den unschätzbaren Werth eines Gutes, das man so lange verachtet hatte. Universitäten wurden Bollwerke der Wissenschaft gegen die Barbarei des Kirchendespotismus" **). Ob sie das geblieben sind, — auf dem Fuße, in der sie sich, den Veränderungen der Geschichte und der Staaten gegen-

*) Die Universität zu Salamanca verlieh geradezu den Rang und die Vorrechte der hijos dalgos (s. Huarte Exam. d. l. ingen. 13. Hauptstück.)

**) Herder, Ideen z. Phil. d. Gesch. 20. Buch.

über erhalten haben, bleiben können, wird die Folge der Geschichte lehren.

Die erste Universität (Paris) ist nicht plötzlich, nicht durch einen Machtspruch, nicht durch einen Vertrag entstanden. Sie erschien, nachdem sie zu ihrer innern Reife gediehen war, mit ihrer naturwüchsigen Form — wie sich ein trefflicher Schriftsteller ausdrückt *) — „und verlangte, daß man sie anerkannte.“ Die Keime zu dieser Entwicklung waren schon im Diplome Philipp Augusts, der das Studium Parisiense als eine Art Corporation behandelte, in den sogenannten „Nationen“ oder „Provinzen“, nach welchen die Studirenden sich gruppirten, in dem Privilegium, durch welches diese Corporation der weltlichen Gerichtsbarkeit entnommen wurde, in der vom Papst Innocenz III. bewilligten Vertretung durch einen Kanzler (Prokurator), gegeben; im Jahre 1206 wurde eigentlich nur ausgesprochen, was eine selbstständige Entwicklung schon vollendet hatte. Alle nachfolgenden Könige haben diese Privilegien bestätigt, und diese alterthümliche Form der Universitäten blieb bis auf den heutigen Tag das knöcherne Skelett, dessen starre Grundlage auch die lebhaftesten Bewegungen der Weichgebilde, die es umgeben, nicht verbergen können; Padua (1221), Salamanca (1222), Oxford (1249), Avignon (1303), Krakau (1343) folgten nach. In Deutschland erstand in Heidelberg (1346) die erste Universität; Prag (1348) und Wien (1361) schlossen sich an.

*) Hahn, Unterricht in Frankreich I. S. 27.

Diese Universitäten (universitas magistrorum et scholarium), später universitates literarum (um auszudrücken, daß alle Hauptwissenschaften an ihnen gelehrt würden) gingen somit aus den selbstständigen Bestrebungen der freien Lehrer und Schüler hervor, erwirkten zuerst die Bestätigung, allmälig die Theilnahme der Regierungen unter der Oberaufsicht der Päpste, welche sich die Regierungen, fast drei Jahrhunderte hindurch, mit mehr oder minderem Widerstande, gefallen ließen.

Allein die Verschiedenheit der zusammenwirkenden Elemente, aus welchen die erste Universität sich gebildet, ließ einen festen Standpunkt bei den Kämpfen, welche Klerus und Bürgerschaft mit einander fochten, nicht zu. Ein Studentenstreich, der an den Bischof von Paris geklagt wurde, veranlaßte diesen, die Königin Blanca gegen die Universität einzunehmen, und die Härte, mit welcher die Monarchin verfuhr, hatte die Folge, daß die Universität selbst sich vorübergehend auflöste. Die Lehrer vertheilten sich in die Provinzen, die fremden in ihre Heimat, — die Mönche fanden wieder Gelegenheit, sich in den Unterricht einzudrängen und ein bleibendes Streitverhältniß zwischen Priesterschaft und Universität zu stiften, dessen Walten nie mehr völlig geschlichtet worden ist. Im Jahre 1252 leitete sich, nachdem die alte Universität, durch Vermittlung des Papstes Innocenz IV. wieder eingesetzt war, eine Art Versöhnung wieder ein, da die Universität den geistlichen Orden Professuren bewilligte. Von da an trat jener gemischte Zustand der weltlichen und geistlichen Bestandtheile der Universität ein, der ihr charakteristischer geblieben ist*).

*) Hahn, l. c. I. S. 31 u. f.

Aus diesen Gesammtanstalten bildeten sich allmälig, — anfangs in bescheidener Form, noch ohne Anspruch auf eigene Geltung, Anstalten besonderer Art hervor, welchen, einer höheren Bestimmung in Zukunft entgegenzureifen, beschieden war. Sie hießen Collegien. Sie waren zuerst nur Wohnhäuser zur Aufnahme von Schülern einer Provinz oder Diöcese, Anstalten der Privatwohlthätigkeit, von Kommunitäten und Einzelnen, zum Schutze Jener berechnet, welche während ihrer Studien den Gefahren der Hauptstadt bloßgestellt waren. Schnell vermehrte sich ihre Zahl; es wurde in ihnen ein Hilfsunterricht für den öffentlichen eingeführt, und sie wurden Pflanzschulen für die Universität. An den kleineren Orten bekamen sie eine gewisse Selbstständigkeit; der erwachende Geist des Bürgerstandes lenkte die Aufmerksamkeit der städtischen Behörden auch dem Unterrichte der Jugend zu, und diese Aufmerksamkeit verbreitete sich bis auf die kleineren Flecken und Burgdörfer, wo bescheidene Laienschulen für Lesen und Grammatik zum Vorschein kamen, so daß die Verbreitung des Unterrichts im entgegengesetzten Verhältnisse zu seiner Steigerung für die Einzelnen, von den höhern Stufen ausging und auf die niedern Einfluß nahm, was für die Gestaltung dieser nicht ohne Bedeutung bleiben konnte. Als Philipp von Valois die Universität förmlich säkularisirte, sah sich das Institut der Kollegien, das in ihrem Schooße gebildet war, von der Universität selbst mehr bevollmächtigt und — jedoch immer im innigen Verbande mit ihr — zu einem selbstständigen Unterrichte (Gymnasien) erweitert. Vom 14. bis zum 16. Jahrhunderte ent-

standen neue Universitäten, — in und außer ihnen vorbereitende Mittelschulen und niedere Schulen, die noch immer der Obhut der Geistlichkeit überlassen blieben. In England haben die Colleges mehr Umfang und Bedeutung gewonnen, und in Deutschland wurde eine ähnliche Anstalt, die Bursen, zur Aufnahme dürftigerer Studirender eingeführt. Auch hier begannen, beim Emporkommen des Bürgerstandes, die Obrigkeiten selbst für den vom Clerus lässig betriebenen Jugendunterricht Sorge zu tragen, gründeten Stadtschulen und bildeten einen, freilich meist aus geistlichen Kräften zusammengestellten Schullehrerstand. In diesen Geleisen schwankte der öffentliche Unterricht ungenügend für eine wahrhaft menschenwürdige Ausbildung künftiger Staatsbürger durch das scholastische Mittelalter hin, — bis ein religiöser Impuls seine beiden Lebensadern, die der höheren, und die der unmittelbar nützlichen Richtung in Bewegung setzte *). Die Reformation der christlichen Kirche war es, von welcher dieser Impuls ausging. Sie, oder vielmehr die allgemeine, große Bewegung im Leben der Menschheit, von der sie nur das sichtbarste und wirksamste Zeichen war, — und welche das 15. und 16. Jahrhundert zur denkwürdigsten Epoche der Geschichte stempelt, ergriff mit mächtiger Gewalt das zum ersten Mal entschlummerte, träumende Europa. Ein Geist des Lebens regte sich in allen Kreisen desselben; mit ihm wurden alle schlafenden, träumenden Geister wach, — einer weckte den andern, neue gesellten sich zu ihnen

*) s. Abschnitt über Humanismus und Realismus.

und frisches Blut strömte in alle Adern des gesellschaftlichen Organismus. Die Fahrten der Spanier und Portugiesen, welche neue Welten aus dem Meere zauberten, die großen Entdeckungen Guttenbergs und Kopernikus, neue staatliche Einrichtungen, Gewerbe, Handel, Erfindungen, alles Antriebe der Wissenschaft und Bildung, — gaben dem erwachten Geiste der Untersuchung (Prüfung) einen neuen Schwung, und die, bisher in den verstäubten Rollen der alten Schriftsteller begrabenen, und nur durch dunkle Zauberworte eingesungenen, lebenswarmen Ideen quollen allseitig hervor und durchströmten wieder belebend die erstarrten Massen in allen Bereichen der Kultur. Die Medizeer vor Allem, die durch Eröffnung neuer Bahnen der Industrie dem Betriebe des Völkerwohls einen frischen Aufschwung verliehen, riefen auch mit dem rechten Worte jene oft genannten Namen der Heroen antiker Bildung aus den Grüften, in die sie eingesargt waren, und aus denen sie das hohle Wort nie heraufzubeschwören fähig war. Im verwandten, glücklichen Himmel Italiens erklangen sie wieder in ihrem vollen Klange: Aristoteles, Platon, Cicero, Demosthenes, — mit ihrer lebendigen Wirkung. Allein hier blieb es nur bei der Blüthe, — die Frucht, die ernste, gedeihliche Frucht reifte in den nordischen Ländern, wo die wiederbelebten klassischen Studien, die von der hinsiechenden Scholastik befreiten Geister zum Selbstbewußtsein erweckten, und mit dem großen Werke der Kirchenreform den selbstständigen Geist der Prüfung hervorriefen, der allen Richtungen der geistigen Entwicklung einen *nie wieder erlöschbaren* Impuls und eine dauernde *Bürgschaft verlieh*.

Mit der Wiederbelebung des Wissens überhaupt empfand auch die Schule den segenreichen Einfluß. Ihr heutiger Begriff begann sich vorzubilden. Sie und die Kirche blieben zwar, im Sinne des deutschen Reformations-Geistes, innig verbunden, — allein schon fühlten die Fürsten die Pflicht, den Bürger- und Gemeingeist zum Werke des Unterrichts mit aufzurufen; und dieser regte sich und konnte sich regen in einem fruchtbarern Sinne als zuvor. So lange dieser Geist währte, blühte die Schule in Deutschland langsam empor, bis der Verfall der bürgerlichen Einigung in den traurigen Zeiten des 30jährigen Krieges dem gemeinsamen Streben Einhalt that, und neue Hemmungen in den Weg legte. Indem die Reformation die Gewissen frei, d. h. verantwortlich machte, legte sie dem Einzelnen die Pflicht auf, aus der Quelle der heiligen Schriften zu schöpfen; sie legte aber auch dadurch sich die Pflicht auf, das Volk zu befähigen, diese Schriften zu lesen und zu verstehen. Daher der Aufschwung der Volksbildung in den protestantischen Ländern. Luther selbst in seinem Schreiben an die Rathsherren *) klagt über den Zustand dieser Bildung, erklärt ihre Vernachläßigung für ein Werk des Teufels, dem die Obrigkeiten zu steuern schuldig seien, wies auf die Erziehung im alten Rom hin, wo man doch auch Kräfte gefunden habe, und auf den Werth der Sprachen zum Unterrichte. So nahm denn die Reformation alle Tendenzen der Bildung in ihre Mitte,

*) s. Abaken, Luther's Ansicht v. d. Bedeutung der Schule. *Osnabr. 1843* Kißling.

und förderte sie, wie sie von ihnen gefördert worden war. Sie förderte sie zumal dadurch, daß sie die Theologie aus ihrer klösterlichen Abschließung herausforderte, das allgemeine religiöse Bewußtsein, nicht den kirchlich dogmatischen Glauben, ansprach, die Belehrung nicht durch Formeldienst und Ceremonie, sondern durch Katechismus und lebendige Rede wirkte; die mürbe gewordene Scholastik erlag unter ihren Angriffen, und Licht verbreitete sich im Unterrichte.

Allein nicht plötzlich und allgemein griff dieser Fortschritt durch. Die Pariser Universität hielt beim Einbrechen der Reformen am Alten fest; egoistische Rücksichten banden sie aus Papstthum; sie gab, über Aufforderung Luthers selbst (1521) ein Gutachten über sein Werk ab, das ein Verdammungsurtheil war, und antwortete Melanchthon — durch Entgegenstellung katholischer Glaubensartikel *). Zum Staate dagegen stellte sie sich, nach den Consequenzen der Säkularisation durch Philipp den Schönen (s. oben) und Ludwig XI. Der öffentliche Unterricht war ein Zweig der Staatsverwaltung geworden, die weltliche Macht überwachte und leitete ihn durch ihre Minister; die Universitäten trugen dieses Recht des Königthums nicht als Joch, — sie rechneten es sich zur Ehre, mit der souveränen Macht in diesem Verbande zu sein. Und diese Aufsicht galt nicht nur für die Universitäten, sie galt für alle Schulen, waren es Laien-, waren es Mönchs-Institute. In Deutschland gestaltete sich ein eigentliches Schulwesen auf dem Boden der Reformation, das sich in

*) Hahn. l. c. I. S. 66.

mehrfache Zweige verästelte, und wenn es in seinen Principien festgehalten und den Modalitäten der Zeiten und Länder mit Erkenntniß angeeignet wird, denselben Platz in der Organisation des Unterrichts behaupten dürfte, den das britische Verfassungsprincip in der Praxis der Staaten behauptet, da es, im Grundsatze wenigstens, allen Elementen der Bildung und allen gerechten Ansprüchen der in ihrem Interesse Betheiligten gleiche Bürgschaft verspricht.

In den reformirten deutschen Staaten bildete sich ein der Art organisches Schulwesen. Die Schulvisitationen in Chur-Sachsen (1529), das erste Beispiel einer staatlichen Fürsorge für den Unterricht, veranlaßten die Stadträthe, Gymnasien und Lyceen mit besoldeten Lehrern zu gründen. Das eingezogene Kirchengut wurde vorzugsweise dabei verwendet. Tüchtige Schulmänner thaten sich bald an mehreren Orten durch selbstständige Mitwirkung hervor, und ein im protestantischen Deutschland noch jetzt lebender, durch einen gewissen löblichen Ernst und ein menschenfreundliches Wohlwollen charakterisirter Schulgeist, den auch Cousin auf seiner Missionsreise nach Deutschland (im J. 1833) mit richtigem Gefühle auffaßte, begann sich in der Lehrerwelt zu verbreiten. Die Theilnahme wandte sich auch bereits mehr dem Volksunterrichte und der allgemeineren Ausbildung zu; besondere Schulen für Mädchen wurden in den Städten, — besondere Lehrer für die ersten Elemente des Unterrichtes in den Dörfern bestellt. Die alten Sprachen nahmen ihren gebührenden Platz in den Stadtschulen ein, die Universitäten stellten sich, als

selbstständige Corporationen von Lehrern und Hörern, abgesondert von den übrigen Ständen des Feudalstaates, in ein entschiedeneres Verhältniß zum Staate, der sie, als von ihm fundirte Anstalten zur Bildung künftiger Staatsbürger auffaßte, ihnen jedoch die zunftmäßigen Privilegien gelehrter Vereine, im Sinne eines verjährten Herkommens überließ. Die ältesten deutschen Universitäten entstanden auf die angeführte Weise, aus der freien Association, und erwarben sich die Vorrechte eigener Gerichtsbarkeit und Institutionen, Schritt für Schritt. In der Folge wurden sie feierlich gestiftet, und jene erworbenen Vorrechte bestätigt. In den ersten drei Jahrhunderten ihres Bestandes ging diese Bestätigung vom römischen Stuhle aus, und war mit einer hierarchischen Ueberwachung verbunden; schon vor der Reformation wurde Wittenberg, ohne päpstliche Urkunde, von Maximilian I. (1502) fundirt; nach der Reformation fiel natürlich diese Bewilligung an allen protestantischen Universitäten weg.

In den katholischen Ländern thaten sich die Jesuitenschulen hervor, die durch einen geordneten, der formellen Ausbildung förderlichen Lehrplan die älteren Schulen in den Hintergrund stellten. Sie waren vorzugsweise dem Mittelunterricht gewidmet und auf Geschicklichkeit in einzelnen Fächern ohne Rücksicht auf die Entwicklung eigener geistiger Thätigkeit, nicht ohne Beziehung auf die Ordenszwecke selbst, berechnet. In Spanien und Italien waren diese Schulen lange die besten, in Ungarn und Polen, neben denen anderer geistlicher Kollegien, die vorzüglicheren, und durch seine Missionen verbreitete der Orden

Keime europäischer Civilisation selbst nach Amerika
Asien. Allein die Principien, die sie in der Method
res Unterrichts, mit instinktartiger Folgerichtigkeit im C
ihres Ordens beobachteten, haben den Stab über si
brochen. Ein starres, verknöchertes System, ein Prok
bett, in welches sie, unbekümmert um Zeit und Forts
Generationen ihrer Schüler preßten; eine mönchische
ciplin, die der Ausbildung jeder geistigen Selbstthät
einen unübersteiglichen Damm entgegensetzte; ein g
ches Verkennen der Aufgaben der freien Gesellschaft,
welche Bildung erfordert wird, gegenüber dem Idol
klösterlichen Abgeschlossenheit; eine blinde, orthodoxe
terwerfung unter das Dogma, — konnten mit dem u
änderlichen Fortschreiten der geistigen Entwicklung
den Völkern nicht bestehen.

Neue Elemente, durch diese nationalen Entwickl
hervorgerufen, brachten allmälig in diese Sphäre des
terrichtes eine neue und eigenthümliche Bewegung, di
von Britannien ausgehend, durch Frankreich auf De
land überpflanzte, und im 18. Jahrhunderte ein Fe
in die Bildung brachte, dessen Einfluß auf ihre w
Gestaltung wichtig ward. Locke's Sensualismus, der
Irrwegen, auf welche die leeren Worte und Formeln
locken, feind, alle Bildung aus der Anschauung ableite
Rousseau's Denkweise, die in Allem und Jedem au
idealen Naturzustand zurückwies, allgemein sich verbre
Erkenntnisse und Theilnahme bezüglich der bisher ve
läßigten Zustände des Volkslebens, regten eine Ric
an, welche auch in Deutschland, an dem wohlwoll

Sinne Basedow's und der Seinen für die Schule eine große Bedeutung erlangte, und in den Unterricht, nebst dem bis dahin waltenden humanistischen, das Princip der realistischen — auf praktischen Nutzen unmittelbar berechneten — Richtung brachte.

Fünf Vorlesungen über Anthropologie

(bestimmt zu Vorträgen im Theresiano)

1849.

I.

Der Gegenstand unserer Betrachtungen ist — der Mensch. Der Umfang aller Fragen, welche sich auf das Wesen, die Verhältnisse, die Bestimmung des Menschen, der Menschen und der Menschheit beziehen, — ist der Umfang der Anthropologie (Menschen-Lehre). Damit habe ich Ihnen den Weg im Ganzen bezeichnet, den diese Vorträge in Ihrer Gesellschaft zu betreten gedenken, und ich glaube bei dem Interesse des Gegenstandes, das für Menschen wohl nicht mehr anziehender und näher liegender gedacht werden kann, Nachsicht für meinen Vortrag und Theilnahme für den Gegenstand hoffen zu dürfen.

Sie werden oft von einer physiologischen, philosophischen, naturgeschichtlichen, statistischen, pragmatischen Anthropologie gehört haben. Was hier vorgetragen werden soll, ist keine von diesen allen, und ist — sie alle. Wir

stellen uns nämlich nicht auf den Boden der Systeme der Schulen, sondern auf den einer freien, lebendigen Anschauung und Betrachtung. Diese nimmt, nach der Natur ihres Gegenstandes, vielfache wissenschaftliche Mittel in Anspruch. Den natürlichen, im Gegenstande liegenden Fragen entsprechend, werden unsere Vorträge sich in sechs Abtheilungen gliedern. Die erste wird den Menschen gleichsam vor unserem Auge entstehen lassen, und die Geschichte seines Werdens von ihrer dunkelsten Spur bis zu ihrer völligen Entwicklung verfolgen. Ihre Behandlung ist physiologisch, und psychologisch. Die zweite gelangt auf diesem Wege zur eigentlichen Erkenntniß des Wesens des Menschen und des Umfanges seiner Anlagen, und ist philosophisch. Die dritte vergleicht den Menschen mit den anderen Wesen, die ihn auf dem Planeten, den er bewohnt, umgeben und sucht sein Verhältniß zu diesem Planeten auszumitteln; sie ist naturgeschichtlich und geologisch. Die vierte und fünfte vergleicht ihn mit den übrigen Menschen in doppelter Beziehung. Sie erörtert das merkwürdige Verhältniß, das sich in der Verschiedenheit der Geschlechter (des männlichen und weiblichen) offenbart, statistisch, — und die Verschiedenheit der menschlichen Urstämme ethnographisch. Diese Betrachtungen führen dann auf die sechste und höchste Stufe der anthropologischen Forschung: zur Entdeckung der Einheit, des Begriffes und der Bestimmung der gesammten Menschheit; ihre Ergebnisse sind praktisch, politisch, ethisch.

Beginnen wir also vom ersten Standpunkte. Hier *bietet* sich uns eine merkwürdige Thatsache dar. In der

:eihe der Erscheinungen, welche zusammen das ausmachen, as wir die Welt nennen, findet sich eine, die sich we= ntlich von allen andern unterscheidet. Der Unterschied be= eht darin: daß sie die andern wahrnimmt, und sich elbst zum Gegenstande ihrer Betrachtung machen kann.)iese Erscheinung ist — der Mensch. Und wir, die wir lenschen sind, fühlen uns beim Anblick unserer selbst, ie naturnothwendig, gedrungen, über uns nachzusinnen nd uns unser Dasein und unsere Bestimmung wo mög= .ch deutlich zu machen. Wir folgen dabei dem Triebe der ;ragen, die sich naturgemäß, gleichsam von selbst, in einer nabweislichen Folge uns aufdrängen.

Ich bin Mensch; wer ist dieses Ich? womit nehme ch es wahr? woher ist es gekommen? wie hat es sich nir bekannt gemacht? Diese erste Frage führt uns dahin, n der Natur und in uns selbst die Spur von Allem auf= ;usuchen, was einem Ich, — einem Wahrnehmen von sich 'elbst gegenüber einer äußern Welt, — ähnlich sieht, — ım gleichsam auf den Anfang des Menschlichen zu kom= nen. Und siehe da! unser Suchen täuscht uns nicht völ= .ig. Wir finden eine solche Spur; nicht nur im Menschen selbst, vor der eigentlichen Entwicklung seines Bewußt= seins, sondern selbst in andern, ja vom Menschen durch geringe organische Bildung, sehr abwärts liegenden Ge= schöpfen. Wir bemerken an ihnen, obwohl sie keinen Laut von sich geben, dennoch, — daß sie die Außenwelt, — also, wenn auch noch so dunkel — sich selbst, ihr gegen= über, einigermaßen, zwar nicht wahrnehmen, aber doch dun= 'el empfinden müssen. Wir wagen diese Vermuthung, ge=

stützt auf die Thatsache, daß solche Wesen, wenn äußere Reize ihnen nahe kommen und auf sie wirken, durch eine, oft kaum merkbare Art von Widerstand zu erkennen geben, daß sie sich von etwas Fremden berührt fühlen. Dieser Zustand, den man die „ursprüngliche, allgemeine Empfindung" nennen dürfte, findet sich nicht nur beim werdenden Menschen, sondern selbst schon bei Thieren ganz einfacher Organisation. Durchschneiden Sie einen Polyp, ein Wesen von völlig gleichförmiger Struktur und Masse, ohne irgend ein besonderes Werkzeug der Wahrnehmung, — und Sie werden finden, daß nicht eine einzelne Stelle, sondern der ganze Körper in seiner Oberfläche Licht-Empfindung besitzt, — indem dann beide durchschnittene Theile des gewesenen Ganzen dem Lichte nachkriechen. Derselbe Polyp bemerkt die kleinen Thiere, von denen er sich nährt, auf eine Entfernung von 6—8 Zoll. (Trembey, mémoires s. les Polypes. 1744). Infusorien, z. B. die Glockenthierchen, ziehen sich zusammen, bei der geringsten Erschütterung, die der Tropfen Wassers erleidet, in welchem sie leben; Räderthiere falten bei Annäherung fremder Körper ihre Räderorgane in einander (Schmarda, über d. Einfl. d. Lichtes auf d. Inf. s. Jahrb. d. ö. S. 1845, 4. Hft.). Ohne diese allgemeine Empfindung, dünkt mich, wäre die besondere Empfindung nicht Lebensäußerung eines bestimmten, einzelnen Körpers; weil dieser sich ohne sie nicht als Körper empfände. Es ist d i e s e r, empfindende Körper, und kein anderer, — also eine Spur von einem Ich, — der sich getroffen fühlt, und sein dadurch gewissermaßen inne wird („in sich findet" — empfindet);

wo der Körper, als solcher aufhört, endet auch die Empfindung. So sehen wir's auch am menschlichen Kinde. Wenn es sich zum Leben gleichsam vorbereitet, muß es seine Sinne, ehe es sie gebrauchen kann, erst empfinden. Das Licht, durch dessen Reiz wir sehen lernen, wirkt nicht nur auf den Seh-Nerv und seine Ausbreitung allein; es wirkt auf alle Theile des Auges, die sämmtlich, nach allen ihren Empfänglichkeiten, sich in jene Spannung versetzen, die überhaupt zur Aufnahme von Eindrücken nöthig ist.

Je mehr sich aber nun für unsere Betrachtung, sowohl in der Reihe der lebenden Geschöpfe, als im Baue Einzelner von ihnen, die Gebilde, aus denen sie bestehen, vervielfachen, desto zahlreicher und lebhafter werden die Merkmale davon, daß diese Wesen sich selbst empfinden. Die allgemeine Empfindung verörtlicht sich aber immer mehr, — je mehr die Berührungen in einen innigen oder wechselseitigen Verkehr eingehen. Der aufmerksame Forscher des physischen Baues der lebenden Körper entdeckt bald, daß diese Localisirung und wachsende Deutlichkeit der Empfindung mit der feinern und mannigfachern Ausarbeitung gewisser Organe gleichen Schritt hält, die nun allmälig sich in ihnen offenbart. Erfahrungen und Versuche, welche keinen Zweifel übrig lassen, haben gelehrt, daß diese Organe in den weichen, weißen, zähen Fäden zu finden sind, die, in allen vollkommeneren Thierklassen und im Menschen vorfindig, sich mannigfach in fast allen Regionen des Körpers verbreiten und verbinden, und ein lebendiges Ganzes in denselben darstellen, das

man Nervensystem nennt. Die Lebensäußerungen, die vom Innern eines Wesens Kunde geben, und zuletzt doch alle auf der ursprünglichen Empfindung beruhen, entwickeln sich in den Reihen der Geschöpfe im gleichen Verhältnisse mit dem Systeme dieser Organe. Ihre Lebhaftigkeit geht auch in einzelnen Individuen parallel mit dem Grade der Entwicklung und mit den Zuständen dieses Systems, — und endet mit der Zerstörung oder Lähmung desselben. Ein einzelner Nerv, mechanisch oder chemisch verletzt, erregt heftige Schmerzen. Je größer die Zahl der Nerven in einem organischen Gebilde, desto feiner empfindet dieses; z. B. die Netzhaut des Auges. Nervenlose Gebilde empfinden gar nicht oder doch nur sehr dunkel. Die Aeußerungen einer selbstständigen innern Rückwirkung des Individuums auf die Reize von Außen — durch Bewegung — werden gleichfalls durch Nerven vermittelt, wofür ganz dieselben Belege gelten, die für die Empfindung so eben angeführt worden sind. Der allgemeinste und dunkelste Grad dieser individualisirteren Empfindung liefert nur jenes unbestimmte Gefühl, durch welches die Gesammtstimmung unseres Leibes sich ausspricht. Wir nehmen darin mehr die Zustände in unserem Körper, als unsern Zustand gegenüber einer Welt, die wir nicht sind, wahr. Man pflegt diesen Grad der Selbstempfindung das Gemeingefühl zu nennen und in dem eben entwickelten Sinne, als eine höhere Stufe der allgemeinen Empfindung zu betrachten. Bei diesem Grade des wachsenden Bewußtseins sind es nur allgemeine Zustände, die tief in der vegetativen Sphäre unseres Körpers wurzeln, von denen ein undeutliches Be-

hagen oder Mißbehagen in uns entsteht (Stimmung, die wir nicht beherrschen können). Leichtigkeit, Schwere, Abspannung, Kraftgefühl, Wärme, Kälte, und speciellere, instinktartige: Hunger, Durst, Eckel, Beängstigung, thierische Triebe.

Je mehr sich nun diese Empfindungen durch die innigere Verzweigung des Nervensystems localisiren, desto mehr scheidet sich die besondere Empfindung von der allgemeinen, — und mit ihrer wachsenden Concentration in den einzelnen Organen der Sinne trennt sich endlich, Schritt für Schritt, das Individuum von der Natur; das Innere vom Aeußern. Für die einfache Empfindung treten nun Wahrnehmungen ein. Die Hautoberfläche, reich mit den Zweigen jenes empfindenden Systemes überästelt; — namentlich die der Hand (eines Prärogativ's der menschlichen Gattung im Reiche der Lebendigen) — ist mit einer specifischen Empfindlichkeit für die mechanischen Verhältnisse der das Individuum zunächst umgebenden Gegenstände begabt. Wir unterscheiden bereits diese besondere Wahrnehmung von der unbestimmten, allgemeinen Empfindung, und von der dunklen des Gemeingefühls, und nennen sie Tastsinn, weil die Beobachtung in ihren ersten Aeußerungen uns die Spur einer aufdämmernden Selbstthätigkeit gewahr werden läßt, mit welcher das Kind von innen heraus den äußern Anregungen entgegenstrebt. Aus dunklem Versunkensein wie erwachend, — ertastet sich der werdende Mensch seinen Raum in der vorhandenen Welt. Der Umfang dieser Sinneswahrnehmung ist freilich noch

sehr beschränkt, weil eine unmittelbare, körperliche Berührung für sie unerläßlich ist.

Die mehr entblößte Fortsetzung desselben Hautorgans in die inneren Zugänge des Körpers, die feuchte, weiche Schleimhaut der Zunge, des Gaumens, bereits mit besonderen, für ihre Verrichtung bestimmten Nerven bedacht, gibt schon Anlaß zur Wahrnehmung zarterer Verhältnisse an den Gegenständen, die sich ihm bieten. Es sind die chemischen Verhältnisse derselben, und zwar der tropfbar flüssigen unter ihnen, die uns der Geschmack-Sinn empfindbar macht. Das Kind bringt zum Munde, was es zuerst betastet und umgriffen hat. Auch dieses Sinneswerkzeug muß sich mit den Objekten seiner Wahrnehmung in unmittelbare Berührung setzen; der Umfang seines Bereiches ist also begrenzt, wie der des vorigen, und seine Auskunft betrifft mehr die Veränderung, die im Organe selbst vor sich geht, als die Beschaffenheit des Körpers, der sie verursachte.

Diesem Sinne nahe verwandt, durch die Fortsetzung derselben Schleimhaut in die Nasenhöhle, und durch die Choanen in die des Gaumens, sich mit den Werkzeugen des vorigen Sinnes verbindend, breitet sich der Geruchsinn über die benachbarten Gebilde aus. Auch er ist ein Sinn für chemische Verhältnisse und zwar elastisch flüssiger oder in diesen lösbarer Stoffe (Gase). Auch eine Wahrnehmungen sind vorwaltend subjektiv, — allein ein besonderer Nerv ist seiner Verrichtung durch den Bau des Organismus zugewiesen, und dadurch die Sphäre seiner Mittheilung schärfer abgegrenzt und mehr

pecialisirt. Er braucht sich mit seinen Gegenständen nicht
t jenen unmittelbaren Contakt zu setzen, den die früher
wähnten Sinnesverrichtungen forderten; nähert sich ih-
n jedoch auf einen bedeutenden Grad, um sie in der
rmittelnden Atmosphäre, in der ihre wirksamen Stoffe
spendirt sind, zu wittern. Eine tiefere Beziehung zu
r immer wachsenden Entwicklung des Fadens, der die
echselnden Eindrücke des Augenblickes durch Erinnerung
t einander knüpft und damit die Bildung eines Bestän-
gen in dem Fluße der Erscheinungen fördert, ist an den
Wirkungen dieses Sinnes nicht zu verkennen. Hunde be-
ahren durch ihn das Gedächtniß ihres Eigners. Gerüche
ufen plötzlich ganze Abschnitte der Vergangenheit in un-
r Inneres herauf. Es ist schon etwas Seelenhaftes in
r Perception auf diesem Wege.

Mit dem noch ausgebildeteren Organe des Gesichts-
Sinnes erhebt sich die Fähigkeit der Wahrnehmung zu
ner sinnlichen Deutlichkeit, die dem Individuum seine
erschiedenheit von der äußern Welt völlig aufschließt.
Das Auge, dieses wundervolle Gebilde, durch einen be-
ndern, ganz seiner Empfänglichkeit gewidmeten, in ihm
eit ausgebreiteten Nerv belebt, von andern, die nöthige
ückwirkung vermittelnden Nerven unterstützt, öffnet eigent-
ch die Welt im Raume, durch Vermittlung des Lichtes,
as durch die Farben die Grenzen der Gegenstände be-
ichnet, vor unserm Blicke, und überliefert uns den Stoff,
n dem sich unsere eigene Thätigkeit prüfen kann. Auch
er Mensch wird dem Menschen schon durch diesen Sinn
nnerlich empfindbar, so weit in seiner Gestalt, seinen Be-

wegungen und namentlich in seinem Blicke ein etwas, das unser eigenes Anonyme abspiegelt, uns anspricht. Der Umfang seiner Wahrnehmungen ist größer als der aller übrigen Sinne, — die entferntesten aller Gegenstände, die Sterne des Himmels sind jedem Auge sichtbar.

Aber die lauterste Mittheilung über das, was wir auf diesem Wege suchen, — über das Bewußtwerden dessen, was in uns lebt und auffaßt, gibt uns der Sinn des Gehör's. Durch ihn wird die Sprache, die reinste Offenbarung des geistigen Lebens, von Menschen zu Menschen überliefert, — die Harmonie, der seelenvollste Ausdruck im Reiche der Töne, vernommen. Das Organ dieses Sinnes, mit einem speciellen Nerven versehen, verschafft gleichfalls objektive Wahrnehmungen; sein Umfang ist enger als der des Gesichtes, weiter als jener der übrigen Sinne. Die Welt in der Zeit, innerlicher als die im Raume, offenbart sich uns durch ihn. Seine Empfindungen rühren zunächst an die der Seele; das Mitgefühl wird durch den Laut des fremden Schmerzes weit inniger geweckt, als durch den bloßen Anblick des Leidens. Sein Mangel nähert die menschliche Natur beinahe der thierischen, und man darf nur die Bewohner der Blinden-Anstalten mit denen der Taubstummen-Anstalten vergleichen, die stille Fröhlichkeit und Gemüthlichkeit jener mit der Verschlossenheit, oft Störrigkeit und Tücke dieser, um die Wahrheit unserer Annahme zu fühlen.

Ueberblicken wir den Gang dieser Darstellung aus der genetischen Hervorbildung der Individualität, sowohl in den verschiedenen Organismen, als in dem Organismus

des Menschen, so haben wir vorläufig eine Vorstellung von der Art gewonnen, auf welche sich allmälig das einzelne Wesen von der es umgebenden Welt ausscheidet, diese, von einer dunklen Empfindung an bis zur deutlichen Wahrnehmung, als außer sich bestehend, in seinen Vorstellungen auffaßt, und ein Ich, — aber ein noch immer in seiner eigentlichen Wesenheit ihm selbst unbegreifliches, — ihr entgegensetzt. Physiologische Forschungen haben uns gelehrt, daß dieser ganze Vorgang durch das Nervensystem in den beseelten organischen Körpern eingeleitet wird. Wir fühlen uns dadurch veranlaßt, den Bau und die Verrichtungen dieses Systemes auf's Vollständigste kennen zu lernen, um vielleicht in ihm den Punkt zu erforschen, wo denn endlich diese Welt von Bildern, die uns ihre Eindrücke liefert, den Spiegel findet, — der sie wiederstrahlt, in der wir sie erblicken. Auch darüber gibt die physiologische Betrachtung noch einigen Aufschluß.

Sie weist nach, daß die Nerven leitende Organe sind, die den Eindruck, den sie an der Oberfläche empfangen, in irgend einen Mittelpunkt befördern, wo dann vielleicht dieser Eindruck, diese Art Abbildung des Gegenstandes auf der Oberfläche, zum Bilde in uns, — und auf irgend eine unbegreifliche Weise — zur Vorstellung wird. Die Physiologie hat nachgewiesen, daß es allerdings einen Mittelpunkt des gesammten Nervensystemes gibt, — daß dieser Mittelpunkt das Gehirn, welches in einem großen und einem kleinen besteht, mit dem Rückenmarke (das Central-Organ des Nervensystemes) ist. Hier mün-

den sich die Stränge der Nerven, deren feinste Zweige von der Oberfläche des Körpers und seiner einzelnen Gebilde ausgehen. Die Centralenden dieser Stränge, gedrückt oder verletzt, heben die betreffende Empfindung auf; Erschütterung des Gehirns oder Rückenmark's unterbricht die Verrichtung der Nerven, die nur wiederkehrt mit der Befreiung des Central-Organs. Der comprimirte, der unterbundene, der durchschnittene Nerv liefert den Beweis, daß von der Compressionsstelle gegen die Peripherie zu, keine Empfindung, von jener Stelle gegen das Centrum Empfindung statt habe, daß also diese von einer Leitung durch die Nerven zwischen ihrem peripherischen Ende und ihrem centralen Ende Zeugniß ablege. Ja, die Nerven der höchsten Sinnesorgane, des Geruches, Gesichtes und Gehör's, sind schon eigentlich keine Nerven mehr zu nennen; sie erweisen sich, mikroscopisch untersucht, bereits als reine Hirnsubstanz. Also, das Gehirn sieht und vernimmt eigentlich, — und nicht das Auge und das Ohr; und im Gehirne sind jene Keime der Auffassung (ideae materiales der alten Schule) zu suchen, welche zum Gedanken emporblühen sollen. Noch einen Schritt weiter ist es möglich, die physiologischen Vorgänge zu verfolgen. Daß es nämlich dem Groß-Hirne vorzugsweise zugewiesen sei, das Organ der bewußten Verrichtungen unseres Körpers zu sein, scheint nicht zu bezweifeln. Verlust des kleinen Gehirns bedingt weder Sinnen- noch Bewegungsverlust. Das verlängerte Mark, zum Leben unentbehrlich und Quelle der Athembewegungen, hat zu den Seelen-Verrichtungen keine Beziehung. Die dunklen Empfindungen

des Gemeingefühls sind gleichfalls aus der Kenntniß der Einzelgebilde des Nervensystems hinlänglich erklärt. Nicht alle Nerven nämlich leiten mit gleicher Entschiedenheit dem Gehirne zu. Vielmehr bilden bekanntlich die in der vege'ativen Sphäre des menschlichen Körpers verbreiteten (die rophischen Nerven) ein einigermaßen geschlossenes System ı sich, das wieder durch eigene, abgesonderte Herde sich u kleinern Centren verbindet, und so mit dem großen Centrum, als ein Apparat der Halbleitung in entfernter ;erbindung steht. Die Dunkelheit der Berichte des Geeingefühls, die instinktartigen Verrichtungen in dieser ;phäre, von einzelnen Herden ausgehend, erklären sich ıf diese Weise vollkommen. So weit reichen die Förde-ıngen, die bisher die physiologische Forschung der an-ıropologischen bereitet hat. Ob sie je weiter reichen werde? orsche jeder von seinem Standpunkte unermüdet — orwärts! Lasse man sich von keiner entgegengesetzten Hypothese irre machen! Der Erfolg wird die Grenze zeigen.)ie Naturforschung zerstört sich selbst, wenn sie Grenzen oraussetzt, wo sie sie nicht gefunden hat.

Man konnte sich nicht läugnen, daß bei dem Wahr-ehmen der äußern Eindrücke durch die Sinne, diese Bil-er derselben irgendwo eine Art Sammlungsort finden ıüßten, — weil die äußeren Gegenstände so vielfach, und ie aus ihnen entspringende Vorstellung einfach sei. Ran suchte also im Gehirne, wo die Nerven sich vereini-jen, einen solchen Punkt. Allein dem Auffinden eines Cen-ral-Punktes für die Einheit der Perception durch das Gehirn steht vor Allem die Dupplicität und Symme-

trie seiner Gebilde entgegen. So mannigfach die Gebild des Gehirnes sind, so ist doch keines, das nicht schon verletzt, ja zerstört gefunden worden wäre, ohne daß, s lange das Leben bestand, das Bewußtsein Schaden gelitten hätte. Pr. Hyrtl findet in den Comissuren die möglichen anatomischen Vermittler einer functionellen Einheit. Es ist kein Ort im Gehirne, wo man eine solche Einigung nicht schon gesucht hätte. In der Zirbeldrüse (Descartes), im Septum lucidum (Digby), im corpus callosum (Lancisi), in den gestreiften Körpern (Willis), im Balken (La Peyronie), im verlängerten Mark (Fr. Hoffmann), in der Hirnhöhlen-Flüssigkeit (Sömmerring), — welche nichts als Blutgas, im kranken Zustande Serum ist. Es ist zu wundern, daß man noch nicht auf den kleinen Seepferdefuß (pes hyppocampi minor (Bischoff) gerieth, ein Medullargebilde, das wenigstens das Privilegium genießt, dem Menschen ausschließlich eigen zu sein. Physiologen einer älteren Schule nahmen, statt einen „*Sitz der Seele*" zu suchen, einen sogenannten *dynamischen* Mittelpunkt im Gehirne an, der, wie die wechselseitige Wirkung in Verbindung gesetzter Magnete eine gewissermaßen wandelnde Centralisation ihrer Kräfte darstellen würde. Sie blieben nur die Erklärung schuldig, wie au einer solchen Spannung, welche auf Gleichgewicht un Ruhe der Functionen hinausführen würde, die *thätigst* Function, — das Bewußtsein zu erklären sei.

Die anthropologische Forschung, von anatomisch-ph siologischer Seite in ihrer ersten Frage beschieden, wen sich sofort einer Erscheinung zu, die schon, im Verlo

des bisherigen Forschungsganges ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen war, und die sie nur vorläufig bei Seite ließ, um den geraden Gang der ergriffenen Untersuchung nicht zu unterbrechen. Obwohl die bisherigen Aufklärungen die Empfänglichkeit des menschlichen Wesens für Eindrücke der Empfindung und Wahrnehmung (die Receptivitätsseite unseres Wesens), hinlänglich erklärten, so zeigte sich doch, selbst bei diesen Erklärungen, schon eine Spur von etwas im Menschen Liegenden, Selbstthätigen, ohne welches sogar die Aufnahme der Wahrnehmungen und ihre Verwandlung in Vorstellungen nicht denkbar wäre. Schon die Bewegung, als sichtbare Rückwirkung der allgemeinen körperlichen Empfindung konnte als solche Spur nicht verkannt werden. Das Gemeingefühl erregt, kräftig affizirt, endlich doch die Aufmerksamkeit des Affizirten, und kann, umgekehrt, durch die Abwendung dieser Aufmerksamkeit nach andern Richtungen in seiner Receptivität geschwächt werden. (Beherrschung der Stimmung.) Beim Getast müssen wir, um die Härte, Festigkeit, Schwere der Körper zu empfinden, ihren Widerstand prüfen, — um ihre Gestalt zu ertasten, sie umgreifen. Beim Geschmack findet Aehnliches Statt. Man betrachte den Gourmand, den Weinkenner! wie er die Zunge, kostend, durch ihre willkürlichen Muskeln in Bewegung setzt, mit den Lippen schnalzt u. s. w.; den Riechenden, wie er mittelst der willkührlichen Muskeln die Nasenöffnungen erweitert, um zu beriechen; den Sehenden, der, wenn er nicht mit Aufmerksamkeit den Sinn unterstützte (wie der König in Schillers Don Carlos), in den Fall kommen würde „mit

offenen Augen nichts zu sehen;" den Hörenden endlich, als den mit dem psychischesten Sinne Auffassenden, zumeist, — wenn er, um zu lauschen, ganz Ohr wird. Er spannt gleichsam die Sensibilität des inneren Gehörorgans auf einen solchen Grad, daß auch die leisesten Schallstrahlenschwingungen Rückwirkung finden; er sammelt die einzelnen Laute, verbindet sie, spricht jedes Wort wie in Gedanken nach, indem er das dem Gehörorgan verwandte Sprachorgan zu Hilfe ruft. Diese starke Spontaneität des Gehörs zeigt sich auch darin, daß man im Stande ist, aus einem Gespräch Vieler Einen allein, aus einer Instrumental-Musik Ein Instrument, absichtlich heraus zu hören. Es ist hier, nebenbei, anziehend zu bemerken, wie, zur Erzielung einer gesunden und klaren Wahrnehmung ein specifisches Gleichgewicht zwischen Passivität und Activität (Empfänglichkeit und Rückwirkung) in jedem bestimmten Organe walten muß. Ein leichter Veilchenduft z. B. streift uns an und erquickt uns, er verschwindet, je derbere Anstrengungen wir machen, ihn zu erhaschen. Ein zu gespanntes Sehen erhöht die Subjectivität im Auge bis zum Schmerz, und hindert das Sehen der Objekte, statt es zu erhöhen.

Nach diesen abschweifenden Bemerkungen sehen wir uns wieder am verlassenen Orte, und fragen, — wie diese sichtlichen Bemühungen einer im Individuum sich emporarbeitenden Spontaneität, die sich mit dem Erscheinen der Aufmerksamkeit uns entschieden zu erkennen geben, zum Durchbruch einer wahren Persönlichkeit gelangen, — wie die Vorstellungen Bewußtsein werden? Wir sind mit

dieser Frage in einen andern Bereich der Forschung eingetreten, und der Verlauf der Untersuchung schreibt sich, naturgemäß, seine eigene Wendung vor. Wir sind durch die, in einem Höhenpunkte der menschlichen Entwicklungsgeschichte, im Menschen selbst aufgefundene Fähigkeit: die Vorstellungen, die sich in ihm bilden, aufzufassen, zu beherrschen, und sich als Ganzes — sich selbst gegenüber zu stellen, gleichsam über uns selbst hinausgeführt worden. Es ist unläugbar, wie wir bereits gesehen, und wie es tiefere Forschungen längst unantastbar bewiesen haben, so daß es keiner weiteren Erörterung mehr bedarf: daß der Vorgang des Denkens, die Einheit des Bewußtseins, — durch keinen Mechanismus, Chemismus, Dynamismus, oder nenne man die physische Kraft, die sie erzeugen soll, wie immer, — erzeugt werden kann. Und doch — existirt offenbar im Menschen ein Vorstellen. Wir haben in ihm also etwas entdeckt, das ihm selbst, durch ihn selbst, die Andeutung eines zweiten Elements gibt, das nirgends in der Natur, als im Wesen des Menschen zum Vorschein kommt. Der Mensch fühlt sich durch seine Natur gezwungen, über sich hinaus zu schauen (*Ανδρωπος: ἀνα α θρων ωπι*, ein „über sich Schauendes"); er erkennt sich als Mittelglied zweier Welten. Beide, eine geistige und eine sinnliche, sind uns, durch die Beschaffenheit unserer Anlagen, sie aufzufassen gegeben. Uns offenbart sich eine geistige Welt, durch das Gesetz des Wahren, Guten, Schönen; uns zeigt sich eine physische, durch die Gesetze, die in Zeit und Raum wirken. Wir sind also nicht selbst Geist, — sondern wir

belauschen gleichsam dasjenige, was wir so nennen, und was nur durch seine Gesetze in uns spricht. (Est Deus in nobis.) „Der Mensch ist in der Reihe so mannigfacher Produkte das erste Gespräch, das die Natur mit Gott hält" *).

II.

Die Geschichte der Entwicklung des Menschen hat ihn auf den Punkt geführt, wo er sich als Mittelglied zweier Welten erkennt. Er wendet nun den Blick von der sinnlichen Anschauung, die er bis hieher verfolgt hatte, auf das Licht des Gedankens, das ihm entgegenschimmert, und fühlt sich versucht, wie er früher durch Zergliederung der sinnlichen Vorgänge der Einheit in sich nachzuforschen bestrebt war, jetzt aus dem Gedanken, den er in sich gefunden hat, die Glieder, aus denen sie hervorzugehen schien, einer Prüfung zu unterziehen. Analyse und Synthese, — dieser ewige Kreislauf unseres Denkens, kehrt in allen dessen Bewegungen wieder, ist eben die Rechnungsprobe über dieselben, und, als der Abdruck unserer Doppelnatur, der Beweis seiner eigenen Nothwendigkeit und Unauflösbarkeit.

Zwei Welten, durch richtige Auffassung unseres eigenen Wesens, das sie uns aufschließt, gefunden zu haben, ist der Gewinn der Selbstbetrachtung. Dieser Dualismus bezeichnet die Grenzlinie des anthropologischen Be-

*) Goethe.

griffes; sie gezogen zu haben, ist der Triumph der Philosophie, — sie zu verwischen, wenn es möglich wäre, wäre ihr Untergang.

Ursprünglich empfand sich der Mensch als Einheit. In seinem naturwüchsigen ersten Ich war nichts von einem Geiste, nichts von einem Körper. Mit dem Bewußtsein trat eine Spaltung in seinem Wesen ein. Er lernte in sich zwei Formen der Auffassung seines Wesens, wie der Welt, gewahr werden: die eine gehört dem Leibe, die andere der Seele an. Der Leib nahm wahr durch die allgemeine Empfindung: das Gemeingefühl, die Sinne, — die Seele durch ein ihr selbst unzugängliches Organ: den Gedanken. Jener steht in der Abhängigkeit von äußern Reizen, deren Ganzes wir Natur, diese in der Abhängigkeit von innern Reizen, deren Ganzes wir Geist zu nennen gewohnt sind. Diese Ganzen ahnen wir nur aus der Abhängigkeit, in der wir uns ihnen gegenüber fühlen. Sie sind generische Abstraktionen des in uns gleichsam specifisch Concret-gewordenen; beide Abstraktionen als „Dinge an sich" unerklärbar, auch einander nicht erklärend. Was soll aber auch dies Erklären? was heißt: Erklären? Erklären heißt, aus einem Begriffe ableiten. Dieser Begriff muß selbst begreiflich sein; denn aus dem Unbegreiflichen läßt sich nichts ableiten, d. h. begreiflich machen. Was ist begreiflich? Dasjenige, was innerhalb unserer Denkgesetze gegeben ist. Seien diese nun sinnlich oder unsinnlich, — in jedem Falle können wir ihr Princip nicht begreifen, weil es nicht innerhalb derselben liegt. Wir sind also, wir mögen uns krümmen und win-

den, wie wir wollen, da nun einmal das Phänomen beider Thatsachen vorliegt, um diese nicht läugnen zu müssen, genöthigt, ein unbegreifliches, (man sage „ein geistiges und ein materielles") Princip zu statuiren, wodurch aber weder Geist noch Körper, noch deren Einheit — erklärt ist. Jede Ausflucht anderswohin ist Sophisterei, — wir sind überall innerhalb unserer Denkgesetze. Wäre es anders, so könnten wir zaubern und erschaffen, und wären nicht wir. Unsere Einheit vermitteln wollen, ist unmöglich, weil sie unmittelbar gegeben ist. Wir denken schon als Einheit, und können dies Denken, womit wir denken, so wenig je begreifen, als die rechte Hand zwar die linke, niemals aber sich selbst ergreifen kann. Wir werden im Verlauf dieses Kapitels noch auf diese Stelle zurückkommen.

Ist denn aber dieses Wort: Geist, — das uns in unserer Ritterfahrt nach dem Eldorado der Selbsterkenntniß aufhält, nicht vielleicht, was man einen „erschlichenen Begriff" nennt? fast möchte es so scheinen! Geist! eines jener Worte, mit denen wir wie aufgewachsen sind; die immer und überall da waren, wo der Mensch zum Bewußtsein seiner selbst gelangte; die Jedermann ausspricht, nachspricht, versteht, — ohne sich weiter drüber zu fragen; — die man nicht in Zweifel zieht, weil man sie nicht in Zweifel gezogen sieht. Vielleicht ist er einer jener erschlichenen Begriffe; allein Kant meint, diese Begriffe können bald trügen, bald wahr sein, weil auch dunkle Schlüsse nicht immer irren. Sehen wir also zu, — *von wannen* er eingeschlichen sein könne. Ein unbefan-

gener Blick zeigt, daß er gar nicht auf dem Wege der Naturforschung gekommen sei, auf dem wir ihm begegneten. Man hat nicht damit angefangen, den Bau des Menschen zu untersuchen, und das Dach zu finden, wo dieser Fremdling im Gebiete der Natur seine Herrschaft treibe; diese Herrschaft war längst angekündigt, ehe sie gesucht war. Niemand wird läugnen, daß, von allen Naturgesetzen das gewisseste — Selbsterhaltung das eingeborne Gesetz des Individuums sei. Haben aber nicht Menschen schon lange vor der wissenschaftlichen Festsetzung zweier Elemente in unserer Natur, die Selbsterhaltung des Leibes aufgeopfert — um der Selbsterhaltung eines Wesens willen, für das kein Name gegeben war?*) Warum kann überhaupt der Mensch vom Gesetze der Sinne abgehen? warum entsagen? warum ist er, wenn ihn der Hunger peinigt, doch im Stande, den schönsten Leckerbissen abzuweisen und sich vom Bedürfnisse verzehren zu lassen? können Handlungen, die sich, im entgegengesetzten Sinne, zugleich zeigen, aus Einer Quelle fließen? Nimmermehr! Nennt das Wort für das Element, das hier zu Grunde liegt, wie ihr mögt, — das Element des Körpers ist es nicht.

Mögen sie uns denn auf was immer für einem Wege gekommen sein, diese Begriffe: Geist und Körper, — gewiß sind wir, daß die Art ihrer Auffassung und Verbindung in uns, als Seele und Leib, uns eine Frage vorlegt, die unauflösbar ist und bleiben muß, — weil sie

*) „Du wählest Leben, und ich wähle Tod!" Sophokl. Antig.

eine irrige Frage ist. Quaerit delirus, quod non respondet Homerus. Jeder Versuch, sie zu lösen, kühn und folgerichtig durchgeführt, muß zu einem Widerspruche leiten, — den unsere reine Selbstbeobachtung einfach löst. Denn wir selbst sind ja Leib und Seele, — wir fassen die Dinge und uns, durch zwei in uns vorfindige Kräfte: die Sinne und das Denken, auf. Will man — wie schon oben gefragt ward — begreiflich machen, was sinnlich, — anschaulich machen, was geistig ist? Begreiflich machen aber heißt vergeistigen, anschaulich machen, heißt verkörpern. Der Versuch führt also, indem er beide Begriffe verbinden wollte, dahin, einen von beiden zu vernichten. Man mußte den Leib auf irgend eine Weise zur Seele machen, in's Seelenhafte übersetzen, um sich eine Wirkung der Seele auf ihn vorstellen zu können. Man mußte die Seele verleiblichen, um sich körperliche Einwirkungen von Einfluß auf sie denken zu dürfen.

Das erste thut die philosophische Naturbetrachtung überall und immer, und sie kann nicht anders. Sie that es, in einer noch nicht völlig überlebten Epoche, durch den Begriff einer dynamischen Naturwissenschaft; einen Begriff, der alle Thätigkeit im lebendigen Körper auf Kräfte, und diese auf eine Kraft reducirt, die den Impuls zur Thätigkeit ertheilt, — einen Begriff, der, genau besehen, leichter zu belächeln als zu — entbehren sein möchte. Es könnte wohl kommen, daß die Reihe des Belächeltwerdens einmal diejenigen träfe, die sich so viel damit wissen, das ihnen verrufene Gespenst des Aberglaubens, das Wörtchen „Kraft" — weil es unserer An-

maßung, Alles zu wissen, den ärgerlichen Trotz entgegenstellt, nicht wißbar zu sein, und sie dadurch beschämt, — aus der höhern Naturforschung völlig verjagt, und die Luft des Lebensprocesses für chemische Operationen rein gemacht zu haben. Es könnte kommen, daß man ihr Beginnen einst so naiv fände, wie Goethe den Haß Lucrezens gegen den Begriff der Unsterblichkeit findet. Es könnte kommen, daß jenes „Anonyme", vor welchem sie eine so komische Scheu haben, welchem auszuweichen sie so verrenkte und ängstliche Redepirouetten machen, sich irgendwo, zur Rache, einmal geltend machte, wo es vielleicht am wenigsten willkommen wäre! In allem Ernste: den Begriff „Kraft" aus der Naturforschung verbannen wollen, heißt wohl nur — ihn nie recht gefaßt zu haben. Die Natur besteht aus Stoffen; sie bewegt sich durch Kraft. Nenne mir Jemand den Stoff, der, kraftlos, die andern Stoffe in Bewegung setzt! Wir können, wie wir es in vielen Fächern der Naturwissenschaft erfahren haben, die Zahl vieler, dem Anscheine nach verschiedener, Kräfte auf eine kleinere Zahl zurückführen, die zur Erklärung der Wirkungen jener zureicht, — aber diese Reduction wird endlich stets auf Grundkräfte führen, über die wir nicht weiter hinaus können. Der Begriff „Kraft" also wird ewig der letzte für die Naturwissenschaft sein. Sie kann sich denselben nicht denkbar machen, als ob er vom Stoffe abgesondert wäre, als einen Stoff außer dem Stoffe, weil sie sich so ewig in einem Kreise bewegen müßte. Wer diesen Begriff gefaßt hat und sich in ihm heimisch macht, verläßt in diesem Augenblicke das Gebiet der Naturfor-

schung, und tritt, wollend oder nichtwollend, in das der Metaphysik ein.

Fortschritte der Zeit im Gebiete der Erfahrungswissenschaften, Uebergriffe einer noch kaum völlig überstandenen naturphilosophischen Schule aus dem Gebiete des Denkens in leere Formeln der Dialektik — haben der Gegenwart das Gebiet der Metaphysik verleidet, und selbst gesunde Köpfe werden geschüttelt, wenn das Wort „Metaphysik" an ihre Ohren klingt. Allein vergebens geschüttelt! Man fliehe die Philosophie, wie man will, — man rennt ihr immer wieder in die Arme. Jedes Problem treibt zuletzt doch zu ihr hin, — denn sie ist die Wissenschaft von den Problemen. Man stelle sich, wie man wolle, gegen diese; gleichgiltig, vornehm, ungläubig, ausweichend, — umgehen kann man sie nimmer! Gleichmüthig und unerschütterlich stehen sie da, kalt und fest, unabhängig von unserer Gesinnung gegen sie, von unserm Wissen oder Nichtwissen um sie, — die ewigen Grundbegriffe alles menschlichen Denkens; die Marken unseres geistigen Gebietes, die wir wohl vermeiden, also gedankenlos bleiben, — aber nicht überschreiten können; die Begriffe, welche man durch noch so lange angehäufte Erfahrungen nie los geworden ist; — von welchen nicht weiter zu r e d e n endlich Ton werden kann, an welche nicht weiter zu denken aber das Ende alles Denkens sein würde."*)

Durch die Auffindung des Begriffes, den wir vorläufig durch das Wort „Kraft" bezeichneten, sind wir also

*) Herbart und phil. Stud. Gött. 1807.

in das Gebiet der Metaphysik eingetreten. Wer ihn faßt, diesen Begriff, beginnt zu denken. „Wenn der Knabe zu begreifen anfängt, daß einem sichtbaren Punkte ein unsichtbarer vorhergehen müsse, daß der nächste Weg zwischen zwei Punkten schon als Linie gedacht werde, ehe sie mit dem Bleistifte auf's Papier gezogen wird, so fühlt er einen gewissen Stolz, ein Behagen. Und nicht mit Unrecht, denn ihm ist die Quelle alles Denkens aufgegangen.“ Diese hingeworfenen Worte Goethes beweisen, welchen Blick in die Tiefe des geistigen Lebens der Mann gemacht hat, dessen „grau, Freund, ist alle Theorie“ zur sprichwörtlichen Bezeichnung seines vielverkannten Wesens geworden ist. Und in der That, es ist so. Mit der Abstraktion beginnt die Philosophie; wer jener nicht fähig ist, muß diese aufgeben. Mit dem Begriffe des Mathematikers vom unsichtbaren Punkte ist ihr Anfang gegeben. In ihm wird das Sinnliche zum Begrifflichen. Was ist reine, an und für sich gedachte Kraft, — als Geist? Kraft wie Geist, — was sind sie, als menschliche Begriffe? Die erste Andeutung davon konnte uns schon die Betrachtung der bloß organischen Körper geben (ohne noch den Menschen, als solchen, zu berücksichtigen). Ihre Scheidung von den unorganischen war ein richtiger Griff, und brachte der Naturforschung einen Gewinn, den eine nachfolgende sogenannte absolute Identitätslehre (der ursprüngliche Idealismus Schellings) leider durch die alle Grenzen der Betrachtung verwischende Vorstellung von einer ununterbrochenen Wesenreihe, von einem Gesammt-Organismus der Schöpfung wieder zu vernichten drohte. Der

Begriff „organisch“ hat eben den Uebergang aus der Welt der todten Natur in eine uns durch Analogie mit unserm Begriffe der Zweckmäßigkeit verständliche Ansicht lebendiger Kräfte gebahnt. Im „Begriffsmäßigen“ liegt eben das Organische. Organismus ist ein dargestellter Begriff. Seine Vermischung wäre mithin der Verlust eines in unserm Denken glücklich eroberten neuen Besitzes.

Allein die Kraft, — das X in der Gleichung, welche die Naturforschung mit ihren bekannten Größen vorlegt, — genügt der kühneren Forderung der Metaphysik bei Feststellung des letzten Begriffes des körperlichen Daseins nicht. Kräfte sind Accidenzen, — sie geben eine Thätigkeit, aber kein Sein. Die Metaphysik setzt, aus ihrer eigenen Bearbeitung der ihr von der Erfahrung unvollständig aufgedrungenen Begriffe, — statt des Accidenzes die Substanz an die Stelle, wohin die Analyse des Zusammengesetzten nicht mehr gelangen kann. Sie gibt uns zu bedenken, daß es in unserer Vorstellungsart liegt, „uns die Körper ursprünglich als aus Elementen bestehend zu denken, die nichts weniger als körperlich sind.“ *) Wir müssen sie uns so vorstellen, um Körper denkbar zu machen. Denn Denken heißt: in Eins fassen, und die Materie ist zusammengesetzt. Sie muß auf ein Einfaches zurückgeführt werden, um dem Begriffe zugänglich zu sein. Dieses Einfache kann nur als ein innerer Zustand gedacht werden; der innere Zustand nur als eine Vorstellung. Leibnitz hatte diesen Ausdruck zuerst gebraucht, und Kant,

*) Herbart Metaph. II. §. 327.

der ihn in diesem Sinne anführt, bemerkt, daß spätere Philosophen diesen unausgeführten Gedanken mit Gelächter empfingen. Sie hätten aber — meint er — nicht übel gethan, vorher ein wenig bei sich zu überlegen, ob denn ein einfacher Theil der Materie, eine Substanz, ohne allen inneren Zustand möglich sei; und wenn sie denn diesen nicht etwa ausschließen wollten, so würde ihnen obgelegen sein, einen andern möglichen innern Zustand zu erfinden, als den der Vorstellungen und der Thätigkeiten, die von ihnen abhängen.*) Einfache Substanzen also, entgegengesetzten Wesens, durchdringen sich in dem Komplex, den wir unsere Gesammtvorstellung nennen müßten. Wie läßt sich aber ein solches Durchdringen wieder vorstellbar machen? Wie läßt sich der äußere Zustand aus dem Zusammensein der inneren erklären? Durch Herbarts „Selbsterhaltungen" und „Störungen?" Durch Druck und „gleichsam Widerstand?" „Ich bin freilich genöthigt zu glauben — sagte Fichte — daß durch mein Wollen meine Hand in Bewegung gesetzt werde; wie aber ein Druck der Intelligenz auf sich selbst Princip der Bewegung in einer schweren, irdischen Masse sein könne, darüber schweigt mein Denken." Herbart, das rechte Maß in der Auffassung des Gegebenen durch die gegebenen Begriffe innerlich achtend und anerkennend, verwahrt sich selbst überall gegen das „unserer Spekulation etwa Unzugängliche", und ist mehr Kantianer, als er es Rede haben will.

So führt uns der analytische Gang der Naturfor-

*) Träume ein. Geisters.

schung, wie der synthetische der Begriffs-Ergänzung immer wieder auf den unserer Natur (anthropologisch), wie sie der gesunde Sinn, das unmittelbare, richtige Empfinden auffaßt, eigenthümlichen Standpunkt zurück. Es ist und bleibt unbestreitbar, was so viele Philosophen mehr oder minder entschieden, jeder nach seiner Art, bewiesen, ja selbst durch ihre Theoreme gezeigt und oft, ohne es zu wissen, ausgesprochen haben: daß der Gegensatz von Geist und Körper ein Gegensatz in der Art unserer Auffassung, und daß diese doppelte Art der Auffassung das charakteristische Merkmal der Menschheit sei. Wollte aber Jemand, ungeübt in der Feinheit, mit welcher philosophische Sätze gefaßt werden wollen, daraus hastig weiter schließen: also ist kein Gegensatz zwischen Geist und Körper in ihrer Wesenheit (weil er nur in unserer Auffassungsweise sei) — so würde er gewaltig fehl geschossen haben. Wir wissen eben von ihrem Wesen nur das, was unsere Auffassungsweisen uns lehren, das aber wissen wir so gewiß, als wir wissen, daß wir sind. Denn wir sind eben jenes Doppelte, wovon wir wissen; wir wissen davon, weil wir es sind. Diese Kette ist die ewig geschlossene, unauflösliche, unbestreitbare des echten Idealismus, der zuletzt in den Hafen der natürlichen Denkweise, des einfachen, gesunden Menschenverstandes zurücklenkt, aus den Regionen der sich in sich selbst bewegenden Spekulation. Jener und diese sagen: die Dinge sind, weil wir sie denken müssen; wir müssen aber auch eben denken, daß sie sind; also wäre: ihr Sein für ein Produkt des Denkens zu halten (was der falsche Idealismus that), ein Widerspruch des Den-

lens gegen sich selbst. Die Dinge sind gegeben, weil wir gegeben sind. So ist denn auch der Dualismus ein Knäuel, der wir selbst sind, der wohl ein mit einem andern Anschauungsvermögen, als das menschliche, begabter Verstand, der die Dinge aus Gott heraus, Alle in Einem und Eines in Allem zu schauen privilegirt ist, zerhauen mag, — aber ein ächter Denker nicht zu lösen verlangen wird.

Diese gewonnene Einsicht lehrt uns, vom anthropologischen Standpunkte aus, die so oft und lebhaft vertheidigten und bekämpften Ansichten des Spiritualismus und Materialismus in ihrer wahren Bedeutung begreifen. Der Materialismus, d. h. die Ansicht, welche die Verschiedenheit eines geistigen Princips von einem körperlichen nicht zugibt, sondern jenes als eine höhere Potenz, als eine Verfeinerung von diesem betrachtet, erklärt nicht nur nichts, sondern macht das Räthsel nur noch dunkler. Beim Dualismus begreift man doch das Dasein jedes einzelnen Princips an sich, und nur die Art ihrer Verbindung nicht, — die aber der Thatbestand nachweist; und überdies ist durch ihn der Zweck unseres Daseins begründet und erklärt; ein Umstand, der, wenn auch nicht entscheidend für die Schärfe der wissenschaftlichen Bestimmung, doch entscheidend für den sittlichen Charakter der Menschheit ist, dem alle andern Zwecke untergeordnet sind. Beim Materialismus aber begreift man nicht, wie der Stoff denken könne, und außerdem verliert auch das ganze menschliche Dasein jeden Sinn und jede Bedeutung. Der Materialismus hebt sich selbst auf, wenn er sich so verfeinert, daß er den Körper zum Geiste macht; und nur so kann

er ihn denken, fühlen und wollen lassen. Der Materialismus ist eine weit gewagtere Hypothese als der Spiritualismus; ja man sollte eigentlich den Ausdruck „Materialismus" gar nicht anwenden, weil er den Schein von einer Ansicht, oder gar einem Systeme verleiht, die im Materialismus nicht gegeben sind. Materialismus weicht vielmehr jeder Ansicht, jedem Probleme aus, statt es damit zu versuchen; und ist, scharf betrachtet, nur gänzlicher Mangel philosophischer Bildung. Denn diese fängt eben, wie wir gesehen, damit an, daß der Mensch in sich einkehren und den Begriff, „Geist, Substanz" bilden und festhalten lerne, wie der Geometer den Begriff des Punktes. Wie Platon dem Schüler, der diesen noch nicht gefaßt hatte (*Αγεωμετρητος*), so kann man auch dem Materialisten nicht gestatten, in Sachen der Philosophie das Wort zu nehmen. Es fehlt ihm das A, also auch B, C, D u. s. f. Er meint was Rechtes gesagt zu haben, wenn er frägt, was ist denn Geist? als wenn er wüßte, was Körper ist? In der That also bleibt die beste Widerlegung des Materialismus, — der Streit um ihn. Der Geist, der sich als solchen denkt und behauptet, ist. Nicht das Gleiche gilt umgekehrt. Verneinen kann sich der Geist, so lange er nicht zum Begriffe seiner selbst entwickelt ist. „Immateriell" — sagt der konsequente Materialismus — „ist ein leeres Wort. Es besagt nur, daß wir gewisse Erscheinungen noch nicht aus den Naturprocessen erklären können..." „Immateriell" — sagt der konsequente Spiritualismus nicht minder — „ist ein leeres Wort. Es besagt nur durch eine Verneinung, daß wir die Vernei-

rung unseres Vorstellungsvermögens zum Maßstabe für das Wesen der Dinge machen." Diese beiden Aussprüche zusammengenommen und wohl in ihrem Ursprunge begriffen, was sind sie, als ein entscheidender Beweis für den Dualismus? was weisen sie, als sein Princip, seine Bedingung nach? unsere Vorstellung; den Standpunkt unseres Lebens und Wissens, — so lange wir Menschen sind. Dies ist der menschliche, — der philosophisch-anthropologische Standpunkt.

Hier ist sich denn der Mensch, auf dem Wege des Denkens, seines Wesens bewußt geworden; er hat die Spur seiner Erinnerung bis auf die erste sinnliche Erfahrung, bis auf die letzte geistige Einheit verfolgt, und ist sich selbst so klar, als er sich selbst sein kann. Allein er sieht sich nicht allein auf der Erde; er erblickt sich, indem er um sich schaut, in der Mitte einer lebendigen Schöpfung, für die er, oder die für ihn bestimmt scheint. Auf diese richtet sich nun sein Auge; sein Verhältniß zu ihr muß ihm klar werden, wenn er nicht ein Fremdling auf der Erde bleiben, wenn er nicht vergebens die Kenntniß seiner selbst, ohne Zweck und Bestimmung, erworben haben soll.

III.

Der Mensch, über sein Herankommen durch die Geschichte seines Bewußtwerdens, über den Umfang seiner Anlagen durch sein Bewußtsein selbst belehrt, sieht sich auf einen Schauplatz versetzt, den er nicht allein bewohnt.

Er hat eine Bestimmung in seinem Dasein suchen gelernt, vermuthet diese in dem Verhältnisse zu der ihn umgebenden Schöpfung zu finden, und sucht die Beziehungen auf, die ihn mit den übrigen Geschöpfen verbinden. Dabei leitet ihn ein Gefühl des „Menschenähnlichen" in der Reihe dieser Geschöpfe, um zu denen zu gelangen, die ihm eine Verwandtschaft mit der Gesammtvorstellung denkbar machen, die er von dem Ganzen hat, was er sein eigenes Leben nennt.

Ein stummes Reich von unregsamen Gebilden, ohne Aeußerung irgend einer in ihnen vorhandenen Bewegung, mit ihren Formen auch ihr Wesen ändernd, nicht durch Entwicklung von Innen heraus, sondern durch Anhäufung verschiedener anderer ebenso todter Stoffe von Außen entstehend und sich verändernd, — liegt vor seinem Auge, — in der zahllosen Menge der Steine und irdischen Stoffe, welche den Boden des Planeten bilden, den er bewohnt. Auf diesem Boden aber entwickeln sich andere auch noch dem Boden angehörige Gebilde, von denen er gewahr wird, daß sie nicht so völlig, wie jene groben Stoffe, aus der allgemeinen Materie nur zusammengetragen werden, sondern daß sie sich auseinander selbst erzeugen, fremde Stoffe in sich hineinnehmen, und so gleichsam von Innen heraus wachsen und sich vermehren. Er bemerkt an ihnen, statt der einfachen Masse der vorigen, abgesonderte Werkzeuge, Organe, — die mit einander wirken und aus Theilen ein Ganzes machen, wie er es im vollkommensten Grade an sich selbst, an seinem eigenen Körper wahrnimmt. Allein

dieses Ganze gibt kein Lebenszeichen von sich und bleibt überall an den Boden gewurzelt, aus dem es den Saft seines Gewebes zieht. Die stille Pflanzenwelt erscheint ihm wie eine Gemeinde von Wesen, von denen jedes um seiner selbst willen, aber keines um eines andern willen existirt. In jeder einzelnen Pflanze scheint Alles Zweck und wechselseitig auch Mittel. Ein Theil scheint wegen des andern da zu sein, und alle wegen des Ganzen. Die Ursache der Existenz bei jedem Theile eines Gewächses ist also in diesem Ganzen enthalten, während bei der todten Masse des Mineralreichs jeder Theil sich selbst trägt. Dieses Zusammenwirken in Eins hat etwas unsern menschlichen Begriffen Aehnliches in sich, was aber nicht in dem Wesen, das wir betrachten, sondern in unserer Art, es zu betrachten, zu liegen scheint. (Vestigium hominis video.) Mit unserem eigenen Geiste erkennen wir jedoch nur den, der in einzelnen Naturwesen niedergelegt ist, und nur nach Maß dieses unseres Geistes.

Dieser Begriff eines Organismus kehrt auch in jener uns ähnlichsten Reihe der Geschöpfe wieder, welche als „stumme Nachtwandler der Erde" von der Scholle entfesselt, sich frei auf ihr bewegen — die Thiere. Diese Wesen scheinen jenes Begriffs-ähnliche, was wir in die Einrichtung der Pflanzen, als von fremder Hand hineingewirkt, wahrzunehmen glaubten, schon in sich selbst zu haben und zu erzeugen, weil sie bereits Handlungen selbst verrichten, die einen Zweck nicht nur voraussetzen lassen, sondern sichtlich erfüllen. Das thun auch wir; und so sehen wir uns genöthigt, wo wir ähnliche Wirkungen gewahr

werden, auch ähnliche Ursachen anzunehmen. Wenn der Mensch baut, so ist er sich seiner Absicht bewußt; sein Verstand ist die Ursache des Bauens. Wir sehen auch den Biber bauen, und schreiben ihm deshalb etwas unserm Verstande Aehnliches (Analogon rationis) zu. Untersuchen wir genauer, was bei diesem Bauen vorgeht, so werden wir finden, daß es unter den Menschen Ein Individuum ist, unter den Thieren Eine Gattung derselben, welcher diese bestimmte Fähigkeit in einem bestimmten Grade zukommt. Von Menschen bauen Jene, die es gelernt haben; jeder nach seiner Art; von Thieren die Biber, die Bienen, die Schwalben, — jedes nach Art aller Individuen seiner Gattung. Ferner muß es uns auffallen, daß der Mensch nach freigewählten, außer ihm gedachten Zwecken wirkt, — das Thier nur nach dem von uns in sein Wesen hineingedachten Zwecke der bloßen Selbsterhaltung; daß hieraus dort eine Möglichkeit der Weiterbildung und Vervollkommnung (Perfektibilität) entstehe, von der hier nicht die Rede sein kann. Immer bleibt, auch in den merkwürdigsten Fertigkeiten der Thiergattungen, die, seit Jahrtausenden immer wiederholt, immer dieselben geblieben sind, wie eine dunkle Bannformel, die ewige, eiserne Nothwendigkeit der Natur fühlbar; immer drehen sich die tausendfachen Bewegungen in Einem Kreise, wie das geblendete Pferd in der Mühle; nur der Mensch, der Freigelassene der Schöpfung, fühlt, daß eine höhere Bestimmung in ihm keimt; und man würde besser thun, statt, wie man es gethan hat, den Unterschied zwischen Mensch und Thier in den kleinlichsten Einzelheiten zu suchen, im

Skelett oder Weichgebilden, in den Ohrläppchen, ja in der langen Weile, — jenen schon mit der früher gewonnenen Ansicht vom Menschen erreichten Standpunkt festzuhalten. Ihn festgehalten, wird die vergleichende Psychologie, welche die Thiere weder als reine Naturmechanismen (Maschinen) noch als bewußte Wesen, sondern als organische Wesen mit dunkeln Vorstellungen auffaßt, für die Erforschung der Gesetze des unbewußten Vorstellens noch viele Beiträge zu liefern fähig wurden.

Dieses Fortschreiten in der Reihe der Wesen, von todten zu lebendigen, von lebendigen zu beseelten, hat die Annahme einer Stufenfolge von Geschöpfen veranlaßt, wodurch die ganze Natur überhaupt zu einem sogenannten „Gesammtorganismus" — ein Ausdruck, den Drobisch geradezu als eine Affektation bezeichnet, — zu einem ganzen „Lebendigen", zu einer Kette, in der kein Glied, zu einer Leiter, in der keine Sprosse fehlte, gemacht würde. Allein wer unserer Darstellung gefolgt ist, und einen reinen, von Theorien unbeirrten Blick auf die Natur wirft, wird sich bald überzeugen, daß es ein großer Irrthum wäre, von der mineralogischen Welt aufwärts zur organischen in einer ununterbrochenen, immer höheren schreiten zu wollen. In jener, der unorganischen, ist z. B. das Einfachste das Herrlichste, in dieser das Komplicirteste. Man bemerkt leicht, daß beide Welten ganz verschiedene Tendenzen haben, und daß sich nirgends Stufen finden, die von der einen zur andern führen. Betrachten Sie die Entwürfe zu solchen „Systemen der Natur" — und Sie werden finden, daß darin ganze Reihen von ähnlichen Ge-

schöpfen, in Geschlechtern von unübersehbaren Gattungen, z. B. in den wirbellosen Thieren, sich zusammendrängen, andere dagegen ganz vereinzelt dastehen, weil sie, ohne Zwang, bei ihrer eigenthümlichen Bildung, nirgends einzuschieben sind, z. B. die Vögel; andere Thiere finden sich, bei welchen, z. B. bei den Schildläusen, Männchen und Weibchen derartig verschieden gestaltet sind, daß man sie, in der beliebten Stufenleiter weit von einander, in entfernte Gattungen, setzen müßte. Endlich sehen wir einzelne Thiergattungen aus ganzen Ländern, z. B. die Wölfe aus Großbritannien, — andere Geschöpfe, wie dies mit dem Dudu z. B. wirklich geschehen ist, von der ganzen Erde schwinden, — ohne daß dadurch, wie jene Anhänger der Lehre von der Kette der Natur behaupten, der stille, ewige Gang der Schöpfung im Mindesten gefährdet würde.

Allein ein anderes Verhältniß unter den Geschöpfen des Planeten offenbart sich uns bei Betrachtung der auffindbaren Geschichte desselben, das uns vielleicht einen anderweitigen Blick über den Standpunkt aufschließt, welchen wir in der Reihe seiner Bewohner einnehmen. Die Erforschung der Vorwelt, so weit sie uns zugänglich ist, hat uns gelehrt, daß vor dem Erscheinen des Menschen auf der Erde wahrscheinlich eine andere Welt von Geschöpfen diesen Schauplatz bewohnte. Sie hat, aus versteinerten Resten, die uns als Denkmale jener Zeit noch erhalten sind, das Vorhanden-gewesen-sein einer ganz anders, als die gegenwärtige, gearteten, organischen Schöpfung bewiesen die aus dieser nunmehr fast gänzlich verschwunden

*). Die Kenntniß dieser Versteinerungen, welche
s ein Bestandtheil der Geologie einen der anziehendsten
ezirke der Wissenschaften bildet, hat durch die Bemühun-
n ausgezeichneter Forscher in neuester Zeit bedeutende
ortschritte gemacht. Die ältesten Gebirge unseres Plane-
n zeigen nach den Versicherungen Aller gar keine Ver-
:inerungen; die auf sie folgenden jüngeren Versteinerun-
:n von Thieren niederer Geschlechter; die neueren Ge-
:rge weisen, je mehr sie sich der Oberfläche der Erdrinde
ähern, immer vollkommnere Thiere in ihren Versteinerun-
:n auf. Diese Beobachtung hat die Naturforscher dahin
:führt, anzunehmen, daß rücksichtlich der Zeit ihres Ent-
ehens allerdings eine sich allmählich und in großen
wischenräumen steigernde Folge ihrer Schöpfung statt
aben mochte. Dieselben Forschungen haben ferner gelehrt,
aß bis jetzt noch keine versteinerten Reste von Menschen-
örpern (wahre Anthropolythen) aus jener wilden giganti-
hen Urzeit aufgefunden worden sind, und daß Alles,
vas man eine Zeit lang dafür ansprach, theils einer viel
eueren Zeit angehörte, theils zuverlässig nicht vom Men-
chen herrührte. Eben so wenig kommen in den alten Ver-
:einerungen Kunsterzeugnisse der Menschen vor, da sich
och manche von ihnen, z. B. Geräthe, Gebäude u. s. w.
ben so gut als Versteinerung erhalten hätten, als so viele,
arte Gewächse und Thiere sich als solche wirklich erhal-
en haben. Die fortschreitende Petrefaktenkunde wies nach,

*) Phaciten, Belemniten, Mammuth, Ammoniten C. L. (Ur-
welt) u. a. Dinotherium, Megatherium Blumenb. S. 27.

daß die Skelette, die man für Menschenknochen ansah, Knochen urweltlicher Thiere, und die wirklich vorgefundenen Anthropolythen nur in neueren Schichten zu finden waren. Es ergab sich denn aus allen diesen geologischen Forschungen zuletzt das Resultat: daß der Erdball, bevor seine Oberfläche ihre jetzige Gestalt annahm, wenigstens drei über sie verbreitete Revolutionen erlitten habe, welche diejenigen lebenden Geschöpfe begruben, die ihn vor jener Revolution bewohnten; und daß nach jeder Umwälzung eine neue Organisation hervorwuchs, ähnlich, aber nicht gleich der vorigen. Jede ließ zahllose Ueberreste zurück, die als Zeugen ihres Dagewesenseins zu uns sprechen. Vom Menschen aber geben sie keine Kunde. Sie beweisen uns nur, daß er erst nach der letzten von ihnen, die neue Erde betrat. Mit der Erscheinung des Menschen ging somit eine neue Ordnung der Dinge an. Nicht den Gipfel auf der Leiter der Thierschöpfung und verfeinerten Organisationen stellt der Mensch gleichsam zum Abschlusse der frühern Schöpfung dar. Ja, wenn man physische Zweckmäßigkeit zum Maßstabe nehmen wollte, so würde man finden, daß der Mensch seinem Körper nach, gegen viele Thiergattungen sehr im Nachtheile erscheint. Keine schützende Decke bekleidet ihn, keine Waffe ist ihm mitgegeben, sich gegen Angriffe zu wehren, die Nahrung muß er sich erst bereiten und kann sie nicht, wie die Thiere, frisch aus der Hand der Natur empfangen, — so steht er am wehrlosesten im Gebiete der Schöpfung da; und doch scheinen alle andern Geschöpfe nur als für ihn geschaffen zu sein, — denn wir sehen, daß er sich fak-

tisch der Erde bemächtigt hat. Woher diese seltsame Thatsache? Deutet sie nicht auf ein anderes als das körperliche Prinzip hin, das, uns unbewußt, im Leben unserer Gattung waltet? Mit dem Menschen also tritt ein neues Element in die Schöpfung ein; der Geist senkt sich in die Natur. Selbst was thierisch ist im Menschen, kann nicht mehr aus dem blos auf Selbsterhaltung seines Individuums begrenzten Organismus, es kann nur aus einer Bestimmung verstanden werden, die den Anlagen seiner Doppelnatur zu Grunde liegt. Diese Bestimmung knüpft die irdische an eine zweite Welt an, — der Finger Gottes läßt sich spüren. Wer im Menschen nur die Gesetzmäßigkeit eines Kunstwerkes zum Bedürfnisse des Lebens voraussetzte, würde sich schon beim Thiere befremdet fühlen. Auch dieses, wenn das Bedürfniß gestillt ist, lebt müssig hin und von einem phisiologischen Zwecke ist weiter keine Rede. Beim Menschen kommen noch die Vorstellungen und die aus ihnen fließenden Bewegungen seelischer Zustände hinzu, die jener Selbsterhaltung vielmehr im Wege stünden, — und wer an jener beschränkten Ansicht festhielte, müßte — wie es richtig bezeichnet worden ist, es widersinnig finden, daß in den spätern Mannesjahren, wo das Gedeihen des Leibes sichtbar im Abnehmen begriffen ist, sich der Geist noch veredle und vervollkomm'ne.

Aus dieser Umschau über die ihn umgebenden Wesen, die nicht Menschen sind, hat sich eine freundliche Klarheit über das Dasein des Menschen ergossen. Allein der Mensch findet sich nicht allein, nebst den Steinen,

Pflanzen und Thieren, auf der Erde, — er begegnet auf ihr auch seines Gleichen, — und die Menschen ziehen nun, als ihm verwandte Erscheinungen, sein fragendes Auge auf sich.

Sind sie mir ganz gleich? oder sind auch wir von einander verschieden? Es stellt sich bald das Letztere heraus, und unsere nächste Betrachtung wird diesen Verschiedenheiten gewidmet sein.

IV.

Die erste und auffallendste Verschiedenheit unter den Menschen bietet uns eine sehr merkwürdige Erscheinung dar. Auf eine eigenthümliche Weise findet der Mensch sich auf Erden verdoppelt, und die fortwährende Erneuerung der ihm gleichen Erscheinungen auf der Bühne des Lebens durch zwei Geschlechter, ein männliches und ein weibliches, bedingt, deren Verhältniß nun seiner Betrachtung eine andere Richtung gibt.

Wir gelangen nämlich jetzt von jener des einzelnen Menschen zu dem Begriffe der Menschengattung. Was an den einzelnen Menschen gleichsam regellos zur Erscheinung kommt, zeigt sich, wunderbarer Weise, an der ganzen Gattung als eine langsame, aber regelmäßige Fortentwicklung der ihr ursprünglich eingebornen Keime. So ist es mit den beiden Geschlechtern und den aus ihnen hervorgehenden Ehen. Da die letzteren der Wille des Menschen stiftet, so sollte man denken, daß die Geburts- und Sterbefälle keiner Regel unterworfen sein können,

nach welcher man ihre Zahl im Voraus berechnend vermuthen könnte, — und dennoch beweisen die jährlichen Ausweise derselben in großen Ländern, daß sie eben sowohl nach beständigen Naturgesetzen geschehen, als die so unbeständigen Witterungsverhältnisse, deren Einfluß Niemand bestimmen kann, die aber offenbar im Ganzen den Gang der Natur in einem gleichen Schritt erhalten. Einzelne Menschen und ganze Völker denken nicht daran, daß, indem sie jedes nach seinem Sinne, und oft eines gegen das andere, ihre Absicht verfolgen, sie unbewußt an der ihnen unbekannten Absicht der Natur mitarbeiten, — und, indem sie ihre Freiheit genießen, dennoch einer höhern Nothwendigkeit untergeordnet sind.

Erfahrungen von Jahrtausenden, die sich gewissermaßen täglich wiederholen, haben in der That das überaus interessante Gesetz der Geschlechter unverkennbar ausgesprochen: daß nämlich die fortwährende Schöpfung der menschlichen Individuen in einem bestimmten Verhältnisse zur Erhaltung der gesammten Gattung dieser Individuen vor sich geht; immer in zwei Formen: der männlichen und weiblichen, — und immer in einem sich ungestört gleich bleibenden Zahlenverhältnisse, der Frucht der Gleichzahl beider Geschlechter. „Gott schuf den Menschen; einen männlichen und einen weiblichen.“ Dieses Wort der ältesten Urkunde tönt durch die Geschichte unserer Gattung fort *).

*) Fr. Zimmermann, d. Leben d. Mensch in auf- u. absteig. Linie. Wien 1821. Quetelet ü. d. Mensch. Litrow II. S. 471. Kant verm. Schrift. I. S. 2.

Läßt sich aber, — werden Sie mit Recht fragen,— wirklich auch dies Gesetz so bequem beweisen als aussprechen? Man hat factisch Geburts- und Sterbelisten (Arbutnoth in London u. a. — s. unt.) in großen Städten eingesehen und gesucht, durch Zusammenstellungen in „großen Ziffern" auf die Spur irgend eines Verhältnisses zu gelangen. Und diese Versuche stellten sich wirklich nicht ohne Erfolg heraus. Ein gewisses Gleichgewicht wurde bemerkbar, je mehr man die Calcüls multiplizirte. Man kann diese Berechnungsart bei Malthus und Quetelet finden. Zuerst verglich man kleinere Zahlen, dann ging man auf größere über. Wo fängt nun die Spur, die zu seiner Annahme führen konnte, an, sich zu zeigen? Bei den Individuen offenbar nicht. Denn wir sehen ganze Familien mit lauter Knaben, andere mit lauter Mädchen; fast keine, wo die Geschlechter in gleichem Verhältnisse wären. Vielleicht Familien-Gesammtheiten von 20, 30, 40 auf einen Kreis? auch hier tritt dieselbe Schwankung ein. Manches Jahr werden im Dorfe fast blos Knaben, manches Jahr fast bloß Mädchen geboren. Rechnet man aber die Ziffern von 10—15 Jahren zusammen, so stellt sich constant das Verhältniß von 21—20 heraus. Und siehe da! was sich bei kleineren Associationen alle 10 Jahre ergibt, stellt sich bei größeren in kürzeren Zeiträumen dar. Geburtslisten von Städten, von 5000 u. m. Einwohnern, liefern die Belege, daß in den einzelnen Monaten so wenig wie dort in Jahren das Verhältniß zu finden sei; aber am Ende des Jahres, in so viel Monaten wie dort Jahren, tritt das richtige Verhältniß wieder ein. Bei größeren Städten

von 50,000 Menschen, findet es sich schon nach 4, bei noch größern von 100,000 alle Monate, u. s. f. Was sich bei Hunderttausenden in jeder Woche ereignet, geschieht vielleicht an Millionen in Einem Tage! und in der That, die Geburtslisten Eines Tages in einem Lande von 10 Millionen Menschen bestätigen mit Staunen erregender Genauigkeit diese Vermuthung. Trotz der Verschiedenheit der Provinzen an Klima, Production und Bildung, gab dieses Land an einem Tage die Liste von 587 männlichen und 556 weiblichen Geburten; also wieder ein Verhältniß wie 29 : 27½ — wie nahe von 21 : 20. Gehen wir weiter; nehmen wir an, daß etwa 1000 Millionen Menschen auf dem ganzen Erdboden leben, so würden sich, wenn man das Ganze überzählen könnte, wohl finden, daß in jedem Augenblicke ein Mensch männlichen und einer weiblichen Geschlechts geboren würde — und wir stünden wieder vor dem Akte der ersten Schöpfung, der sich jeden Augenblick wiederholt. Genug, es ist entschieden, daß der Fortgang der Zeit ausgleicht, was der Gegenwart an dem Verhältnisse gebricht, und daß eine gewisse Menschenmenge, die Zeit und der Raum, die Faktoren sind, die diese Gleichheit zum Produkte haben. Man kann das Verhältniß immerhin völlige Gleichheit nennen. Der Ueberschuß der männlichen Geburten wird, gleichen Berechnungen zufolge, durch den Umstand gehoben, daß bis zum 14. Jahr mehr Knaben als Mädchen sterben, — dann also doch jene Gleichheit zum Vorschein kommt. Hier ist, da die Geburts- und Sterbelisten der großen Städte und Länder, bei positiver Bestimmbarkeit für die Thatsache

(Leben oder Nichtleben; nicht wie bei Epidemien, wech
nach Diagnostik und Unmöglichkeit des Aufspürens
wirklich Auskunft zu liefern im Stande sind, die
Gewähr für die Anwendung des Wahrscheinlichkeits-Ge
„durch große Ziffern" gegeben (aux grands nombres) —
Methode, welche, in so großem Maßstabe (nicht in
kleinen, von vielen Umständen unsicher gemachtem D
angewandt, der Wissenschaft noch den erfreulichsten R
verspricht (s. Quvarret).

Arbutnoth, Leibarzt der Königin Anna im J. 1
hat durch Auszüge aus den Londoner Geburtslisten
ähnliches Verhältniß bemerkt (Philosoph. transact.); E
fand führte die Bemerkung theilnehmend fort; Süß
brachte das Resultat auf 21:20, und Humboldt fa
in Neuspanien wie in Frankreich, ohne es zu kennen
stätigt (Essai pol. sur la nouv. Espagne).

Ein solches Gesetz führt auf den Begriff eine
meinsamen Daseins in der Menschheit, deren ei
Glieder nicht mit dem individuellen Bestand abgeschl
sondern in ein Gesammtleben verflochten sind, das
Freiheit vielleicht mit irgend einem unbekannten G
höherer Nothwendigkeit einigend verbindet.

Aber nicht nur diese große und allgemeine Th
in zwei Geschlechter und das Verhältniß beider zu
ander, sondern auch gewisse von Reisenden und
durch die allgemeine Kommunikation selbst überall
genommene Gruppirungen verschiedener Gestaltung
Färbung unter den Menschen, von beiderlei Geschle
fallen dem Beobachter in die Augen; und da sie v

Natur intentionirt sind, gehören sie mit in den Kreis der uns natürlichen (anthropologischen) Beziehungsfragen. Man hat sich vielfach mit Forschungen über diese Art von Unterschieden unter den Menschen, an welcher sowohl das männliche als weibliche Geschlecht Antheil nimmt, und welche auf ihrer äußerlichen Form beruht, beschäftigt. Man vermuthete nämlich, daß dieses verschiedene Aussehen der Menschen in verschiedenen Gegenden der Erde von der fortgesetzten Verbreitung der Menschen, nach der ersten Zeugung aus Einem Paare, in die verschiedenen Weltgegenden, durch Klima, Lebensweise und ähnliche Einwirkungen herrührte, welche allmählich Veränderungen in ihrer Färbung und Gestalt zur Folge hatten, die sich dann mit Fortzeugung auf ihre Nachkommen vererbten. Da man also diese Unterschiede in der Aeußerlichkeit, der Abstammung von Eltern, die in dieses oder jenes Klima versetzt worden waren, zuschrieb, so nannte man ihre Nachkommen Stämme oder Racen. Man will damit eine Abartung bezeichnen, die, unbeschadet der Einerleiheit der ganzen Menschengattung, sich in gewissen bleibenden Zügen, nach ihrer Verbreitung über die Erde an gewissen Orten derselben erhielt. Die einzigen festen und einigermaßen haltbaren Merkmale, durch die man im Stande war, die Verschiedenheiten auszudrücken, sind: die Hautfarbe, die Schädelform und die geographischer Verbreitung. Alle andern tausendfach wechselnden Abänderungen sind, wie wir sehen werden, nicht ursprünglich, sondern von den Menschen selbst hervorgebracht, ereignen sich vielmehr täglich vor unsern Augen und sind dergestalt verzweigt und

mannichfach, daß kein Grad der Aufmerksamkeit hinreichend wäre, ihre einzelnen Fäden zu verfolgen.

Rücksichtlich der Hautfarbe gelten, nach den, seit Blumenbach, vielfach durchgesprochenen und abgeänderten Bestimmungen, bei den neuesten Naturforschern fast durchgängig nur dreierlei Hauptverschiedenheiten: die schwarze, die gelbe, die weiße. Die gelbe hat, wie sich zeigen wird, als übergängliche zwischen den beiden andern, mehrfache Abstufungen. Rücksichtlich der Schädelform dient die von Camper vorgezeichnete Gesichtslinie zum Maßstabe. Man denkt sich eine senkrechte Linie von der Stirnwölbung bis zum Grunde der Nase (dem vorragendsten Punkte des Oberkiefers); dann eine zweite, wagerecht von der Mitte des Ohrs bis an denselben Punkt des Oberkiefers, wo beide in einem Winkel zusammenstoßen. Je spitzer dieser Winkel ausfällt, desto mehr werden die untern Theile vor-, die obern zurücktreten. Beim Affen beträgt dieser Winkel 58 Grad; beim Menschen zwischen 70 und 85, ja mehr. Nur in den griechischen Kunstwerken wird er bis zum rechten Winkel (90°) erweitert, da jene Künstler ein inneres Gefühl leitete, daß in diesem Verhältnisse der Ausdruck des höhern Menschlichen läge und, je spitzer der Winkel sei, desto mehr das Thierische sich geltend mache.

Nach Voraussetzung dieser Anhaltspunkte werden die Racen folgendermaßen geschildert:

Die schwarze (Neger-) Race zeigt eine schwarze Hautfarbe, ein wolliges, krauses, immer schwarzes Haar; einen Gesichtswinkel von 70—75 Graden; einen engen, an den Seiten wie eingedrückten Schädel, eine stumpfe, platte

Nase, eine kurze, starkgewölbte Stirn, einen kräftig muskulösen Gliederbau. Dieser Urstamm bewohnt das innere Afrika. Der 15. Breitegrad wird als die Kulminations-Linie des Negerthums angegeben.

Die gelbe Farbe der Mittelrace zeigt sich in mehrfachen Abstufungen, von denen zwei, — eine fast weizengelbe und eine mehr braune, fast kupferartige Färbung — sich so weit auszeichnen, daß man sie noch hinlänglich unterscheiden kann. Die feineren Nüancen erlauben das nicht mehr. Der Schädel der Menschen dieser Race ist mehr nach der Breite entwickelt, was sich besonders durch sehr deutlich markirte Backenknochen (Jochbeine) ausspricht; das Gesicht ist platt, flach, mit wenig ausgewirkten Zügen; die Augenlider sind enggeschlitzt, wohl auch in schiefer nach außen und oben laufender Richtung aufgedunsen; das Haar ist schlicht, sparsam, straff, schwarz. Der Körper zeigt größere Leichtigkeit, aber auch Schwäche. Die mehr auseinanderliegende geographische Vertheilung dieser Stämme, im Vergleich mit jener der übrigen, scheint die größere Verschiedenheit der Hautfärbung zu bedingen. Denn während die andern Racen, wenngleich sehr ausgebreitet, sich doch mehr in einem Continuum sammeln, finden wir die mittlere auf beiden Hemisphären des Erdkreises vertheilt. Die malaische, mehr gelbe, die mongolische, mehr gelbbraune Gruppe bewohnt Ost- und Süd-Asien, ja erstreckt sich bis in die südindischen Inseln und Australien; die mehr in's kupfer-, ja bis in's zimmtfarbige Braun spielende, nimmt die nordamerikanischen Steppen ein.

Die weiße Race zeigt eine weiße, durch ein sanftes Roth erhöhte Haut- und Gesichtsfarbe. Der Schädel ist sanft gewölbt, die Gesichtsbildung mehr oval; der Gesichtswinkel beträgt 80, — ja in einigen Fällen bis gegen 90 Grade; es entsteht also mit dem Zurücktreten der Kau- und mit dem Vortreten der Denkorgane, jener menschlichere Charakter, den die griechischen Kunstwerke ausdrücken wollten; das Haar ist schlicht, mehrfärbig, bis in's Blonde auf der helleren Seite. Die Angehörigen dieses Urstammes bewohnen Europa mit all den Ländern in seiner Nachbarschaft im westlichen Asien, im nördlichsten Afrika, die so ziemlich den Komplex der Welt bilden, welche den Griechen und Römern bekannt war, und die unter dem Namen der gebildeten Welt eigentlich seit Jahrhunderten einbegriffen wurde. Man hat diesen Stamm den kaukasischen genannt, weil man in jenem schönen Klima Kaukasiens und überhaupt des westlichen Asiens, theils, der heiligen Ueberlieferung nach, überhaupt den Urstamm der Menschheit und auch den Ursprung der schönsten menschlichen Form annahm, theils jetzt noch die schönsten Muster dieser Form dort finden will. Man hatte den Ausgang der sämmtlichen Stämme von jener paradiesischen Welt des ersten Paares im Auge, deren Verbreitung in andern Gegenden eben ihre Abartungen, wie man annahm, allmählich nach sich zog.

Diese Daten sind aber auch so ziemlich Alles, was die rückwärts gewendete Menschengeschichtsforschung über ursprüngliche Verschiedenheiten dieser Gattung der Geschöpfe zu bringen weiß. Daß daraus keine innere wesentliche

Verschiedenheit hervorgeht, daß alle diese Menschen — Menschen sind, wie andere dieses Namens, ergibt sich Jedem von selbst, ohne daß irgend ein Beweis nöthig wäre. Man hat wohl, rücksichtlich der geistigen Befähigung, hie und da Zweifel und Bedenken erhoben; die aber gewiß vor der Geschichte und Ethnographie verschwinden werde, wenn man einen nur einigermaßen billigen Maßstab anlegt. Daß selbst unter unsern, sich mit Fug so nennenden, völlig civilisirten Nationen sich hie und da Individuen finden, die den Ausdruck der tiefsten Verwahrlosigkeit haben, mag zugegeben werden. Aber die Möglichkeit einer Anlage, sich wenigstens bis zu einer gewissen Dressur zu bilden, kann man höchstens bei Jenen bestreiten, die geradezu dem Cretinismus verfallen sind. Die geistige Befähigung des Negers ist bereits unwidersprechlich durch die Geschichte so gut dargethan, als die eigenthümliche, nicht von Europa ausgegangene Kultur der Chinesen und Hinter-Indier, für die der Mittelrace spricht; was die kaukasische betrifft, so sind eben die Gelehrten, welche die Racen aufgestellt und beschrieben haben, selbst aus ihrer Mitte, und werden nicht widersprechen, wenn man ihr das Rühmlichste nachsagt. Alles Uebrige, was man an Eigenthümlichkeit des psychischen Charakters, an Ruhe, Leidenschaftlichkeit, Bildungsstufen u. s. w. an diesen Gruppen unterscheiden will, gehört wohl weniger der Natur, — gehört der Geschichte an; bildet sich so und anders, je nach Verhältnissen, welche Menschen sich selbst bereiten und weben.

In diesem Sinne sind auch alle außer dem Geschlechts- und Stammverhältnisse noch übrigen, nicht mehr

ursprünglichen und naturwüchsigen, sondern abgeleiteten und künstlichen Gruppirungen zu betrachten, welche man unter dem Namen: Nationalitäten, Völker, Staaten unterscheidet. In allen diesen Verschiedenheiten der Formen und Beziehungen ist nur Ein Gemeinsames zu entdecken, das, trotz ihnen allen, den Menschen der übrigen Schöpfung gegenüberstellt. Dieses Gemeinsame liegt über allen diesen Beziehungen und das Zusammensein der Menschen bildet eine Einheit, die, so weit unsere Beurtheilung reicht, in keinem andern Kreise der Geschöpfe vorkommt, — eine Gemeinsamkeit einer fortschreitenden Bestimmung, die den Charakter der Humanität vollendet.

V.

Hat sich der Mensch die Geschichte seines Herkommens zu entziffern gesucht, durch Selbstbeobachtung den Umfang und die Beschaffenheit seiner Anlagen erforscht, durch Vergleichung derselben mit der ihn umgebenden Welt und mit denen seiner gleichgearteten Genossen sich orientirt — so kann er kaum mehr über sich und seine Stellung im Weltall in Zweifel sein. Das Licht einer höhern Bestimmung ist ihm aufgegangen; er fühlt, daß sein Wesen Kräfte in sich verbirgt, — Ausflüsse einer höhern, ihm unbekannten Kraft, — durch welche die Welt um ihn verändert und Zwecken der Ewigkeit entgegengeführt werden kann. Ein Blick auf die Reihen der übrigen Geschöpfe, ein Blick auf sich selbst haben es ihm bereits geoffenbart, daß von allen ihm bekannten übrigen Einzelwe-

sen, sich selbst überlassen, jedes seine ganze Bestimmung erfüllt, den Kreis seiner Anlagen durchläuft und seine Rolle ausspielt; anders der Mensch! hier ist es klar, daß nur das ganze Geschlecht, durch Fortschreiten in einer Reihe unabsehlicher Generationen, zu seiner Bestimmung sich empor arbeiten kann. Nicht wie die Pflanzen an die Scholle gebunden, nicht wie die Thiere an den Strich, den sie bewohnen, nicht an die Zeit noch an den Raum gebannt, erhalten sich die Söhne der Erde wechselseitig, wirken wechselseitig durch Bande und Mittel, die ihrer persönlichen Gegenwart nicht bedürfen, ja, diese Gegenwart überleben, — so daß die folgenden Generationen unter einander zu einem fortschreitenden Ganzen verschlungen sind. Diese Einheit, die sich fortwährend bereitet, die Entwicklung, die aus der stäten Ueberlieferung von Menschen an Menschen, von Geschlechtern an Geschlechter sich vollendet, — diese ist in der That ein charakteristisches Merkmal der Menschheit. Aus ihr erblühen die Familie, die Gesellschaft, das Eigenthum, die Rechte, die Geschichte; Elemente, welche den Menschen ein Leben schaffen, trotz der Vergänglichkeit ihrer Individuen. Diese Einheit ist es, die dem Menschen eine Welt verkündet, in die er sich hineinzuleben bestimmt ist, — einen Gott, dessen Wille über ihn schwebt, und den er allein von allen Geschöpfen aus dem Gesetze seiner Natur heraus ahnt. Er fühlt, daß er nie sein höchstes Ziel erreichen werde, — daß aber die Tendenz darnach zwar vielfach gehemmt und verändert, aber auch nie ganz vernichtet werden könne. Er fühlt, daß er gemacht ist, in einer Gesellschaft mit seines Gleichen zu sein und sich in ihr zu civilisiren, zu versittlichen.

Eine Art Erziehung des Menschengeschlechts, — wenn dieser Ausdruck als Metapher gestattet werden kann, — zeigt sich gleichsam über der Geschichte dieses Geschlechtes waltend, — als das letzte und entscheidende Resultat der Anthropologie.

Kehren wir sofort zurück von diesen Endaussichten, die sich hier in weite Regionen zu eröffnen scheinen, zur Betrachtung jener früher erwähnten Gruppirungen im Ganzen der menschlichen Gesellschaft, die sich, nebst den durch die Natur gegebenen Formen der beiden Geschlechter und der natürlich verschieden gestalteten Urstämme unserer Gattung, — im Laufe der Geschichte, durch künstliche Verhältnisse, durch Verhältnisse von Zeit und Räumlichkeit bedingt, thatsächlich gebildet haben. Wir hören verschiedene Sprachen durch nahe und entfernte Länder tönen, sehen vielfache Gebräuche und Sitten sich seltsam begegnen und widersprechen, Einrichtungen mannichfacher Art in den Sachen des allgemeinen Lebensverkehrs, welche die Menschen jeden Geschlechts, jeder Abstammung, auf die mehrartigste Weise auseinander scheiden und zu selbstgemachten Verbindungen zusammenführen. Es wird nicht schwer halten, uns von der Entstehung dieser Thatsache eine Vorstellung zu bilden, die dem Hergange der natürlichsten Verhältnisse angemessen erscheinen könnte. Die erste Verbindung unter Menschen überhaupt ging aus dem Verhältnisse des Menschen zur Natur selbst hervor. Das Bedürfniß, zu leben, veranlaßte sie zur Arbeit. Anbau der Erde, die vor ihren Füßen sich ausbreitete, Jagd der Thiere, die vor ihren Augen sich bewegten und sich viel-

fach verwendbar zeigten, waren die ersten Versuche, die eigene Existenz mit Hilfsmitteln zu ihrer Fortsetzung zu versehen, und Jeder hütete mit der Sorgfalt des Selbsterhaltungstriebes die Frucht seines Erwerbes, — das Eigenthum. Die Nothwendigkeit der Arbeit für das Bestehen des Menschen erzeugte das unabweisliche Bedürfniß eines Schutzes für die Frucht dieser Arbeit, für das Erarbeitete. Ohne diesen Schutz müßte der Krieg Aller gegen Alle (bellum omnium contra omnes) fortdauern, und der Mensch müßte sich an seiner eigenen Existenz aufreiben. Dieses Schutzbedürfniß gründete durch sich selbst unmittelbar jenes Urrecht, dem alle bürgerliche Gesellschaft entwuchs, ohne vorausgegangenen Vertrag, wie ihn die Theoretiker der Geschichte voraussetzen, die Geschichte selbst nicht voraussetzen läßt und in keiner Spur nachweist. Ein solcher Vertrag müßte auf ein Worthalten hin geschlossen worden sein, wozu kein Rechtsanspruch vor der Entstehung des Rechtsbegriffes sich geltend machte. Woher entstünde denn die Pflicht, die Verträge zu halten, ohne welche alle aus ihnen hervorgegangenen Pflichten null und nichtig sind? Wenn aber die Theoretiker des Rechtsbegriffs sich bei ihrem Urvertrage keinen zeitlichen, sondern eine allgemeine, nothwendig giltige Vernunft-Voraussetzung, ein natürliches Verhältniß zwischen immer wiederkehrenden Gegensätzen zu einem in ihnen liegenden Gleichgewicht denken, so ist nichts dagegen zu erinnern*). Kein Schutz ist aber möglich ohne Macht. Wer

*) So beiläufig drückt Pölitz (Staatswissenschaften. I.) über den *sogen. Urvertrag* sich aus.

schützen soll — muß schützen können. Diese Macht verleiht ihm nur der Gehorsam Jener, welche das Bedürfniß haben, geschützt zu sein. Dieser Gehorsam ist ein sich selbst auferlegter Zwang. um im Genusse des Urrechts zusammenleben zu können. Denn der Mensch ist ein instinktiv-geselliges Thier. Diese Macht liegt aber nicht in der Faust allein, sie liegt in Verhältnissen, die man vielleicht Zufall nennen könnte, im Alter, im Vaterthum, im Rathe, in der Bethätigung. Kam sie nun durch diese unmittelbare Rechtsentbindung in den Besitz eines Einzelnen, der sie, freilich nach dem im Menschen wohnenden Trieb, sich zu erweitern, wieder für seinen Besitz mißbrauchen kann, so rührt sich das alte Bedürfniß wieder. Das halbaufgegebene Recht verlangt wieder Schutz — aber diesmal — gegen den Beschützer. Mehrere stellen sich gegen Einen, Einer gegen Mehrere, die Macht theilt sich, und getheilte Macht — ist „Staat" in seiner ursprünglichsten Bedeutung. Es wird mit der Theilung hinüber und herüber gewechselt, alle Urformen der „Verfassungen" kommen, wie im Kern einer unausgeschälten Nuß, zum Vorschein und die Spiele der künftigen Staatskunst wechseln im Vorbilde. Gibt es nun eine Staatskunst? gibt es wirklich schützende und befreiende Einrichtungen? Ohne Zweifel! Die bestehenden Staaten sind ihre Beweise, ohne auf die Kritik der Einrichtungen einzugehen. Vergleichen wir sie miteinander, sondern wir ab, was sie ganz Eigenthümliches haben, — und wir werden sehen, daß ein Kern in allen übrig bleibt, — eine gemeinschaftliche Gesetzgebung. Dieser Kern, sehe die Schale aus, wie sie wolle, liegt

immer in dem, dem natürlichen Urrechte entsprechenden, je nach den Verhältnissen in den Einrichtungen glücklich getroffenen Gleichgewichte für die jeweiligen Bedürfnisse. Es liegt wirklich allen Verfassungen ein inneres Schema zu Grunde, wie den Sprachen der Völker eine unbewußte Grammatik. Ihr Ergebniß für die sociale Befriedigung muß einstweilen entscheiden für die mehrere und mindere Naturberechtigung der einen wie der andern.

Nehmen wir nun an, daß diese Einrichtungen mehr oder minder schützend und verbindend über die ganze Erde sich verbreiteten, — würden deshalb alle Menschen nur Einen Staat ausmachen? Eine so ungeheure Institution würde nicht zu verwalten sein. Sie würde sich wohl in mehrere kleinere, je nach Orten und Umständen theilen, die etwa nach ähnlichen Maßregeln verfahren dürften. Die Menschen würden sodann nach den Ländern, die sie bewohnten, verschiedene Interessen haben. Diese Interessen würden in manchen Streit gerathen. Wenn ein Bürger einem Bürger begegnet, so begegnet nicht mehr ein bloßer Mensch einem bloßen Menschen, die an allerlei verschiedene Interessen gebunden sind. Das Mittel also, welches die Menschen künstlich vereint, trennt sie auch zugleich wieder. Ein verschiedenes Klima, folglich häufig andere Bedürfnisse, Gewohnheiten und Sitten und Religionen haben gewiß auch vielfachen Einfluß auf die Verhältnisse solcher Staaten. Ansprüche vielfacher Art werden sich geltend machen, und Ungleichheiten, die gar nicht zu vermeiden sind, zu Reibungen beständigen Anlaß darbieten. Schwerlich jemals können alle Glieder eines Staates unter sich

das nämliche Verhältniß haben. Wenn sie auch alle an der Gesetzgebung Theil nehmen, können sie doch keinen gleichen Antheil nehmen. Es wird also höhere und geringere Stände geben. Wenn Anfangs auch alles Eigenthum gleich unter sie vertheilt würde, so kann diese Vertheilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigenthum besser nützen als der Andere. Einer wird sein schlechter genütztes unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird also Reiche und Arme geben. „Der Arme wird gegen den Reichen aufstehen; der Neid wird das Eigenthum verneinen; Plünderung des Reichen wird heute die Folge sein, — und morgen? Plünderung der Plünderer unter sich!“ — Wenn es denn also gewiß ist, daß die Menschen nur durch Trennung in Vereinigung zu erhalten sind, — so erscheint die blos künstliche Verbindung durch Staaten nicht als Zweck, sondern nur als Mittel zum Zwecke jener vollkommenen Einheit des Menschengeschlechts, welche wir als die Bestimmung desselben vorauszusetzen gelernt haben. Die Civilisation (der äußerliche Rechtsverband) ist vielleicht nur die Brücke zur Kultur (zur innern Bildung) — und ein Uebergangspunkt in der Erziehung des Menschengeschlechts. Ja, die Civilisation, mit den Leidenschaften, die sie erregt, mit den Ungleichheiten und Zuständen, die sie hervorruft, wird für die Staaten eher ein Hinderniß als ein Fortschritt, wenn nicht mit ihr zugleich auch die Kultur (die Versittlichung) unter den Menschen sich fortbildet und verbreitet.

Diese doppelten Begriffe strömen aus Einer Quelle,

— münden in Einen Strom, — in die Bestimmung des Menschen: Sittlichkeit. Sittlichkeit ist das Princip der Menschheit; sie **bedingt** die Rechtmäßigkeit des Vertrages, — sie ist zugleich der Zweck des Vertrages, und gibt dem Rechte erst seine Bedeutung; Pflicht ist das Wort der Menschheit, Recht das Wort der Staaten. Die Staaten sind um der Menschheit willen da, nicht die Menschheit um der Staaten willen; Recht ist die Form, Sittlichkeit das Wesen; um zu diesem zu gelangen, ist jene unentbehrlich. Der Staat ist ein einem höhern untergeordneter Zweck; sein Mittel heißt: Gesinnung; jenes würde erst überflüssig, wenn dieses sich entwickelt hätte,— **durch** jenes sich entwickelt hätte. Bis eine ideale Menschheit existirt, muß es Staaten geben. Die Einrichtung dieser kann sich nur auf die Form beziehen; das Innere muß Gott und dem innern Menschen überlassen bleiben. Würde es je siegreich hervorbrechen, so fielen die Formen von selbst; das Wesen erschiene; die Staaten verschwänden, und das innere Gesetz (die Freiheit) würde offenbar, ohne des äußern (des Zwanges) zu bedürfen. Dann fiele denn auch der Unterschied von Politik und Moral für immer und jede Trennung wäre beseitigt. Es ist also Pflicht aller Menschen, mit Aufrechterhaltung dieser äußerlichen Form, in ihrem **Innern** jene Trennungen zu verneinen, — von Nationen, Glaubensbekenntnissen u. s. w. abzusehen, und sich so innerhalb der Staaten eine neue, unsichtbare Gemeinde zu gründen, welche, während der Dauer der Staaten, unter ihrem Schutze sich entwickeln kann, — und wenn sie so fest gegründet wäre in der

Bildung der Menschen, daß der Staat (als äußerliches Rechtsinstitut) sich überflüssig zeigte, — von selbst an seine Stelle träte. Patriotismus und Nationalität würden dann ihre Bedeutung verloren haben, — Nationalstolz, von dem schon Brougham in der englischen Kammer prophezeite, daß er aufhören werde, würde angesehen werden, wie Eigenliebe und andere Eitelkeit, Krieg wie Schlägerei. Die Menschen wären dann keine Staatsbürger mehr, sondern Weltbürger, ja nur der wahre Weltbürger kann, wenn man es völlig erwägt, ein guter Staatsbürger sein, — und die Erziehung des Menschengeschlechts für seine höchste Bestimmung würde, trotz der künstlichen Einrichtungen, von einer höhern Hand vollendet. Dieser Chiliasmus ist allerdings ein philosophisches Ideal; aber ohne dieses Ideal sind Menschen, Menschheit, Staat und Gesellschaft — Erscheinungen ohne Sinn und Bedeutung. In der beständigen Annäherung an das Ideal besteht auch, wie in allen menschlichen Bestrebungen, die ohne Ideal sinnlos sind, die Lösung des Räthsels von unserem Dasein.

Wir finden den hier angedeuteten Gang dieser Annäherung der Menschheit an ihr Ideal durch die Geschichte unverkennbar nachgewiesen. Zu allen Zeiten, bei allen Völkern entwickelt sich nach und nach jener Uebergang aus dem ursprünglichen Zustande der Gesellschaft in den der Civilisation, und aus diesem in den der Kultur. Verschieden ausgetheilt finden wir diese Zustände über Zeiten, Länder, Völker, Einzelne; sie scheinen oft miteinander zu wechseln und sich ineinander, wie in einem Kreislaufe, zurück zu bewegen, — aber nur dem unge-

übten Auge. Das geübte Auge vermag deutlich den Weg zu verfolgen, auf welchem die Vorsehung die höhern Entwicklungen allmälich reifen, und oft, nach scheinbaren Rückschritten, sich eng concentriren, und sodann plötzlich sich um desto ergiebiger verbreiten läßt. Durch das Bedürfniß der Arbeit und des Schutzes für Arbeit ging die erste Gesellschaft, wie wir gesehen haben, zur Gesittung (Civilisation) über; die Folgen der Civilisation, die mit ihr wachsenden, künstlichen Bedürfnisse und künstlichen Trennungen führen neue Zustände der immer wachsenden Civilisation, neue Trennungen wegen der Ausbreitung in andere Länder, Konflikte der Einrichtungen, welche werden mit denen, welche anderswo schon waren, herbei, und erregen Uebel, zu welchen sie, höher entwickelt, die Gegenmittel in sich selbst mit Naturnothwendigkeit bereiten; Gift und Heilmittel aus Einer Quelle. Das gewerbliche Treiben z. B. gehört durch die Chancen, die es für das Eigenthum bietet, zu den erregenden Potenzen des Uebels, — durch die Thätigkeit, die es anregt, durch die Aufhebung der Vereinzelung, zu den unabwendbar heilsamen und bildenden, in die Natur der Gesellschaft gelegten Ressorts. Aus dieser Civilisation, so wenig sie eins mit der mit ihr so oft verwechselten Kultur (Versittlichung, innere Bildung) bedeutet, muß zuletzt diese Kultur selbst so gewiß erfolgen, als der gesellige Anstand (die sogenannte Höflichkeit) den Keim der Sittlichkeit unleugbar in sich trägt, und allmälich aus der Hülse losschält. So wie die Civilisation (Höflichkeitsbildung, Conduisirung) durch ihre Form (durch den Anstand, als: Schein, die Rechte der

Andern zu achten), den vorläufigen Ersatz für die noch unfertige Kultur (Sittenbildung) bieten, und durch die Form und ihre Angewöhnung allmälich wirklich das Wesen (die wirkliche Achtung der Rechte) vorbereiten und herbeiführen muß, — so muß der Staat vorläufig durch die auf den Rechtsbegriff gebaute Form seiner Einrichtungen das Mittel darbieten, die Menschheit dem Wesen ihrer Bestimmung zuzuführen, welches, je klarer und selbstständiger es hervortritt, desto sicherer die Formen entbehrlich machen würde. Scheint die Geschichte einem solchen Entwicklungsgange nicht zu widersprechen? haben nicht die Griechen einen höhern Grad der Civilisation, ja der Kultur behauptet, als wir? sehen wir nicht zu ihnen und ihrem Leben, wie zu Idealen, empor und zurück? Antworten wir darauf, wenn wir den Zustand betrachtet haben, in welchem sich, sichtbar für jedes nicht verblendete Auge, jetzt der größte Theil der Erdbevölkerung, im Vergleiche zu dem kleinen Theile eines bevorzugten Volkes jener Tage befindet. Haben damals die Völker auch nur Ahnungen von den Begriffen des Rechtes und der Gesellschaft gehabt, deren Bezeichnungen jetzt über alle Völker der Erde sich verbreitet haben? Aristoteles und Platon ragten aus der Mitte einer glücklichen Naturbildung als Blüten der Verheißung hervor, — ihre Ideen bewegen sich jetzt als lebendige Kräfte in den Massen, treiben und gähren, unverstanden, aber ihre Elemente unwillkürlich zur Entfaltung vorbereitend, durch die ganze Gesellschaft hin, — und die Weisheit des Einzelnen verwebt sich in das Bewußtsein Aller, das sofort, von Einem Volke dem

andern mitgetheilt, mit Riesenschritten nachholt, was Jahrhunderte — zu stocken schien. Ja wir dürfen getrost annehmen: je weiter der Irrthum sich verbreitet, desto mehr Boden finden die Wurzeln der Erkenntniß, — denn aller Irrthum ist ein Schein des Wahren. Der gesellige Verkehr öffnet sich in's Schrankenlose, — die Mittel der Bildung, einst von Wenigen in geheiligte Worte gelegt, die im bewegten Leben verhallten und in todten Schriften erstorben sind, sind dem gewerblichen Betriebe der Presse, durch die Konversation, die man Literatur nennt, umgestaltet; die Namen häufen sich, bis sie schwinden werden, — die Individuen haben aufgehört, und in der Masse der Gesellschaft bewegen sich gährend die gelösten Stoffe.

Ein großer Cyclus im moralischen Leben der Völker ist durchlaufen; ein Umschwung in der ganzen Menschheit hat sich seit Langem immer sichtlicher vorbereitet, — wodurch sie sich zuletzt auf einmal zu ihrem eigenen Erstaunen um ein Beträchtliches vorwärts gerückt sehen wird. Wehe uns, wenn es nicht so wäre! wenn sittliche Verwesung das Ende der menschlichen Geschichte sein müßte. Allein es ist nicht so. Das Böse hat den Grund zu seiner eigenen Zerstörung in sich. Es wird und muß in sich zerfallen, — und nichts wird den Keim des in sich selbst bestehenden Guten zerstören; nichts die große, sittliche Revolution aufhalten, die unserem Geschlechte bevorsteht!

Kann die ewige Wiederkehr in sich selbst, das sich ewig Verschlingen und ewig Wiedergebären der Gattung die Bestimmung der Menschheit sein?

Schon hat die Frucht der Arbeit und des Eigen-

thums den rohen Gewalten der ungebändigten Natur einen Spielraum für Thätigkeiten geistiger Art abgerungen. Diese haben sich geregt und verwickelt, Meinungen sind in den Verkehr getreten, und Leidenschaften haben sich den Kampf bereitet. Diese Elemente werden sich durch natürliche Prozesse scheiden und sichten; — Selbstdenken wird Bedürfniß und Zwang werden, und was im Geiste des Menschen verborgen liegt, wird sich läutern und wirksam werden. (Civilisat. d. Gesellschaft). Die Zwangsmaßregeln, die aus dem bellum omnium contra omnes hervorgehen, (Civilisation der Staaten) tragen in eben dem Sinne den Keim der Kultur in sich; sie werden zum Begriffe von Einrichtungen führen, durch welche das Unrecht, dem Nebenmenschen zugefügt, in seinen Folgen den trifft, der es zugefügt. Und wenn es möglich und denkbar wäre, ein derart entwickeltes Menschengeschlecht, — wenn die Vorsehung durch das im Lebensverlaufe unserer Gattung sich entwickelnde Gesetz unser irdisches Dasein in Frieden und Einigung abschlösse ... was dann? Dann stehen wir an der Stelle, wo sich die beiden Welten berühren, von denen die eine nur eine Anweisung auf die andere ist. Das gegenwärtige Leben läßt sich nach der Nothwendigkeit, die unsere Vernunft uns aufschließt, nicht als letzter Zweck des Daseins jener Gattung von Lebenden denken, die wir jetzt als Menschen kennen gelernt und nach allen ihren Fähigkeiten und Entwicklungen erforscht und verfolgt haben. In dem Charakter dieser Gattung liegt etwas, das in ihrem ganzen, irdischen Leben keine Anwendung findet, und für den höchsten der weltlichen

Zwecke, — den Staat als solchen — völlig überflüssig ist. Dieses Etwas ist: die Tendenz unseres innersten Wesens; Fichte nannte es den reinen Willen, der sich, in dieser Welt, wo Alles nur auf die That ankommt, die nicht in seiner Gewalt ist, sondern den Gesetzen der Natur untersteht, da der Wille keine sinnlichen Folgen hat, — ohne Zweck und ohne Bestimmung sieht. Seine Welt ist jene zweite, vielleicht über, vielleicht in uns, auf die wir, durch unsere geistige Natur, hingewiesen sind, — in die wir, durch die sinnliche, gegenwärtige, uns hineinzuleben bestimmt sind. Der Mensch ist das Geschöpf für die Zukunft; alles Gegenwärtige hat nur Bedeutung für uns, weil es mit dem Keime des Künftigen geschwängert ist. Ein ewiges „Vorwärts" ist unser Losungswort; vorwärts über das Grab hinaus, über das Jahrhundert, über das Irdische! Das ist das Wort, das uns alle anthropologischen Forschungen als ihr letztes und höchstes Ergebniß zurufen. Von ihm geleitet und begleitet werden wir die Erde verlassen, fröhlich verlassen, und „mit dem Hute der Freiheit gekrönt, mit dem Gurte des Himmels gegürtet, dem Rufe des Vaters folgen!"

Der Kreis anthropologischer Probleme ist hiermit abgeschlossen.

Die Geschichte der organischen Entwicklung des einzelnen Menschen betraf diejenigen Fragen, welche man dem physiologischen Theil der Anthropologie zuzuweisen pflegte. Die Geschichte seiner Seelenthätigkeiten behandelte man

unter dem Namen der empirischen Psychologie, ihre Ableitung aus dem Selbstbewußtsein durch Bearbeitung des gewonnenen Begriffes einer geistigen Einheit, unter dem Namen der rationalen Psychologie. Die Beziehung des Menschen zu den übrigen Gebilden der Schöpfung, den unorganischen und organisirten war der Naturgeschichte des Menschen zugewiesen, wohin man auch die Fragen von den natürlichen Gruppen der beiden Geschlechter und der Urstämme (Raçen) zu verlegen für gut fand. Die letzte Wendung endlich, zu welcher die sachgemäße Behandlung aller den Menschen betreffenden Fragen geführt hat und führen muß, — ist es, die Kant als „pragmatische Anthropologie" bezeichnete.

Der Kreis von Gegenständen und Aufgaben, den ich Ihnen hiermit eröffnete, ist ein in seinen Theilen und Anwendungen unermeßlicher, — in seiner Hauptfrage bestimmter und abgeschlossener. Es gilt nun, in diesem genau gezeichneten Bereiche die eigene, selbstständige Denkkraft walten zu lassen, und an den, zeitlebens in alle Aufgaben unseres Daseins eingreifenden Problemen nach der angegebenen Richtung zu bethätigen. Einem solchen Selbstdenken Stoff, Raum, Gehalt, die wahren Fragen darzubieten, ihm die Grenze mit Sicherheit, so wie die Richtung vorzuzeichnen, — war der Zweck dieser Vorträge.

Ernst, Freiherr von Feuchtersleben.

Umrisse zu seiner Biographie und Charakteristik.

Von

Friedrich Hebbel.

Vorwort.

Indem ich dem Publikum diese Umrisse zu Feuchterslebens Biographie und Charakteristik übergebe, muß ich bemerken, daß ich das mir zu Gebote gestandene Material auf das Sorgfältigste — vielleicht bis zum Uebermaß — benutzt und ganz und gar Nichts, als das absolut Werthlose, ausgeschieden habe. Sollten daher, wie ich aber kaum glauben möchte, persönliche Beziehungen und Verhältnisse des Verewigten übergangen worden sein, so ist es wider mein Wissen und meinen Willen geschehen. Ebenso habe ich die Sammlung der Schriften so vollständig zu machen gesucht, als es mir irgend möglich war und sogar Manches wieder hervorgezogen, was der Verfasser, als er seine Beiträge zur Literatur und seine Lebensblätter zusammenstellte, offenbar selbst verurtheilt hatte. Ausgeschlossen habe ich jedoch, als bloße Gelegenheitsarbeiten ohne tiefere Bedeutung, den poetischen Text zu Schwind's Radirungen und die Gelehrten- und Dichter-Biographieen im Oesterreichischen Plutarch und in der Anthologie deutscher Classiker. Die vortreffliche Abhand-

lung über die Gewißheit und Würde der Heilkunst legte ich zurück, weil sie mir am besten geeignet schien, die rein medizinischen Werke einzuleiten. Den Herren Ludwig Scheyrer und Wilhelm von Metzerich, welche treulich an der Correctur mitgeholfen haben, spreche ich öffentlich meinen Dank dafür aus.

Ernst, Freiherr von Feuchtersleben.

„Man wird zu Allem geboren; warum nicht auch zum Reinmenschlichen? Gewiß, es gibt geborene Menschen, wie es geborene Poeten gibt!“

So äußert sich Feuchtersleben in den Reflexionen und wenn diese Bemerkung irgend bestritten werden könnte, so brauchte man sich nur auf ihn selbst zu berufen und ihre Wahrheit wäre erwiesen. Denn er war eben in dem von ihm bezeichneten Sinne ein geborener Mensch, und wer sich sein Wesen klar machen will, der muß ihn aus diesem Gesichtspunkt betrachten.

In dem reinen Menschen wiederholt die Natur gewissermaßen sich selbst, sie läßt den allgemeinen Grund über die Besonderheiten, die auf ihm erwachsen, hervortreten und enthält sich des Individualisirens, so weit sie kann. In der Regel verfährt sie umgekehrt, und muß es auch thun, um die Welt nach allen Richtungen zu erschöpfen; der Künstler ist nur Künstler, der Held nur Held, weil der Eine ganz im Bilden und Darstellen, der Andere im energischen Handeln

aufgeht. Ja, zuweilen nöthigen ihre Zwecke ihr Erscheinungen ab, von denen man sagen möchte, daß sie, insoferne der Begriff des Individuums auf der harmonischen Verbindung aller Gesammtkräfte der menschlichen Natur zu einer neuen Form der Existenz beruht, gar keine Individuen sind, sondern, wie z. B. unser Zeitgenosse, der Rechenkünstler Zacharias Dase, schroffe Manifestationen der einen oder der anderen in voller Ungebundenheit waltenden Einzelkraft. Aber sie bedarf auch wieder der stillen Sammlung im Knotenpunkt, und einen solchen gewinnt sie nur im reinen Menschen, der den Ring abschließt. Daß dieser sich in keinem einzigen Gebiet schöpferisch erweisen wird, versteht sich wohl von selbst; er muß nothwendig auf's Empfangen und Wiederspiegeln beschränkt sein und jener Kristallkugel gleichen, die man zuweilen in einem norddeutschen Park angebracht sieht. Sie nimmt das Bild der Landschaft in sich auf und gibt es treu zurück, fügt ihr aber Nichts hinzu, als die Verklärung.

Ein Mensch und ein Begriff können sich nie vollständig decken; es wird daher Niemand erwarten, daß die eben gegebene Entwickelung in allen und jeden Stücken auf Feuchtersleben passen soll. Mag er aber den darin gezogenen Kreis hin und wieder, z. B. in seiner Psychiatrie, deren wissenschaftliche Würdigung ich dem Manne vom Fach überlassen muß, um viel oder wenig überschreiten; mag er ihn hin und wieder nicht ganz ausfüllen: im Ganzen und Großen paßt sie gewiß! Dies wird die nachfolgende Darstellung bestätigen.

Der Leser kennt die Skizze bereits, in welcher der Verewigte der Akademie über sein Leben Rechenschaft abgelegt hat. Es scheint, daß eine weitere Ausführung derselben in seinem Plane lag, wenigstens deutet eines seiner Tagebuchblätter darauf hin.

„Warum" — lautet dieses — „soll es mir jetzt, da es zu einer eigentlichen geistigen Produktion doch nicht mehr kommen wird, nicht gestattet sein, in Stunden eines solchen, vor dem Erblühen geknickten Bedürfnisses mein Leben als Gegenstand zu behandeln, und, so lange es noch dauert und ich es noch vermag, für mich selbst illusorisch festzuhalten? Ich sehe wohl selbst aus dieser Frage, daß ich die Lehre, die ich so oft wiederhole, nicht zu befolgen gelernt habe: sich selbst zu verleugnen, und, der Pflicht und dem Leben hingegeben, nichts zu fordern, nichts für sich in Anspruch zu nehmen; nur zu lieben und zu leisten. Sei es mir denn von mir selbst verziehen, daß ich, in seltenen Stunden, Stunden eines gezwungenen Ausruhens, in mich einkehre, und den illusorischen Anspruch, dessen Aeußerung ich mir längst verboten habe, den aber aufzugeben ich mich doch nicht stark genug fühle, den Anspruch: verstanden zu werden, bei mir selbst zu befriedigen suche. Eine allzugroße körperliche Zartheit und Empfindlichkeit, die mir eigen ist, mag diese Entschuldigung unterstützen; ohne alle Befriedigung fühle ich meine Kräfte zu sehr schwinden, und so scheint es sogar Pflicht, — um den Pflichten genügen zu können, — mir diese Befriedigung, welche die Welt nun einmal versagt, selbst zu verschaffen."

Es ist zu beklagen, daß diese Ausführung unterblieb, aber auch zu bezweifeln, ob eine wirkliche Biographie daraus geworden wäre. Denn ein Mensch, wie Feuchtersleben, geht immer auf's Allgemeine aus und verschmäht das Bedingte, Persönliche, selbst da, wo es die Hauptsache ist, wie bei der Biographie, die nun einmal auf dem Detail beruht. Jetzt bleibt jedenfalls nichts Anderes übrig, als die fragmentarischen Aufzeichnungen, die sich im Nachlaß vorfinden, zusammenzustellen und die Lücken nothdürftig zu ergänzen. Vielleicht gibt das ein Mosaikbild.

Schon aus den Knaben- und Jünglings-Jahren liegen dergleichen vor, an denen die Abwesenheit alles eigentlich Anekdotischen und das Vertiefen in Reflexionen, die sich sogar bis auf die körperlichen Zustände erstrecken, gleich auffällt. Sie werden am besten durch das erste Gedicht des Verewigten eingeleitet; es entstand im Jahre 1817 und ist für den Verfasser ebenfalls charakteristisch.

Dichtkunst.

Sie winkt, der Musen holde Schaar,
Und bietet mir die Reize dar,
Die Dichtkunst uns gebar.
Wohlan! ich folge ihr!
Da spricht zu mir: Willkommen hier!
Der Musen-Gott von seinem Thron:
Komm her! empfange deinen Lohn,

Und sei befreit
Von deiner Last
Der Sterblichkeit,
Weil du nach mir getrachtet hast!
Unsterblich sein, das ist der Dichtkunst Lohn.

Ich komme mir in meinen jetzigen Verhältnissen vor, wie Samuel Gulliver in den Netzen der Lilliputer. So ein armseliges Gewebe! Und doch hält es mich fest! Diese Vergleichung will nicht taugen. Gulliver konnte nicht, ich will nicht.

Meine Verhärtungen im Unterleibe, die mich bis auf diesen Augenblick quälen, machten mir öde Stunden. Spleen nagte, ein Wurm, an meinem Leben. Er fraß die Blüte. Und wird nun eine Frucht folgen? — Die Erinnerung an gewesenes Glück.

Ich hatte meine ersten Lebensjahre auf dem Lande verlebt. Hier athmete ich wohl mit der Gottesluft Liebe zur Natur und Freiheit ein. Man weiß nicht aller Folgen Urgrund. Ich bin hierin sehr Materialist. Denn tausend Fälle lehrten mich, daß oft eine Naturfolge ist, was man für Selbstwillen hält. Ich will nicht berechnen, wie vielen Einfluß mein frühes Landleben auf meinen Republikanismus hatte. Ich gehorchte keinem Zwang, als dem der Natur. Mir gehorchte Niemand, als die todte Natur.

Oft machte mir mein Bruder Vorwürfe, wenn ich meinen Namen einfach unterschrieb, und den Freiherrn ausließ. Ich that es aber nicht anders.

Ich war im katholischen Glauben getauft und erzogen worden Etwa in meinem fünfzehnten Lebensjahre dachte ich ernst über die Religion nach. Ich las viel darüber, sprach viel, wankte oft, und entschied mich damals für das Lutherthum, aus Liebe zu Luther, für den Calvinismus aus Gründen. Ja, es gab Augenblicke, besonders im kränklichen Zustande, da viel Katholicismus in meinem Gemüthe war. Dieses Wanken war der Anfang der Festigkeit. Auch begann vielleicht hier der Skepticismus, dem ich mich bald darauf in allen menschlichen Dingen hingab. Luther führte mich auf das deutsche Wesen. Hier war ich freilich bald zu Hause. Ich sammelte Stellen aus alten deutschen Büchern und schrieb den Titel zur Sammlung: „Stimmen der Altvordern." Es finden sich noch Blätter davon in meinen Schriften. Damals machte ich auch Lieder dieser Art. Doch alles dies in kranken, traurigen oder wunderlichen Stunden! Suchte ich mich, so fand ich mich stets in Rom und Griechenland. Dort war meine Heimat. Dort waren meine Götter. Rom und Griechenland: dies waren die ersten feierlichen Gefühle meiner Seele. Der Tod des Themistokles, das Leben des Aristides, waren meine Träume. Und was auf Erden ich groß und gut fand, erschien mir in jenen Gestalten. Menschheit, Vaterland, Bürgerthum. Die Trias meines Lebens.

Am Lesen fand ich früh Vergnügen. Mehr noch am Schreiben. Im Jahre 1823 machte ich einen Kalender der Menschheit. Ich schrieb zu jedem Tage des Jahres etwas, mir und der Menschheit Denkwürdiges, das sich an diesem Tage begeben. Er findet sich noch.

Einzelne Partien der Weltgeschichte waren mir vor allem lieb. Ich weilte darin gerne, und suchte sie nach meiner Art zu erzählen. Die Reformation, Kolumbus, die Freiwerdung der nordamerikanischen Kolonien, Pitt's Ministerium, Josef II. in Oesterreich, die französische Revolution, Sidney; Napoleons und des Alterthums will ich nicht gedenken.

Tagblätter las ich früh und gerne. Ich durfte nichts für meine Gründlichkeit fürchten.

In den Jahren 1821—23 las und sprach ich gern von Mesmers Magnetismus. Daß die Alchymie vorhergegangen war, versteht sich.

Ich verlebte einen Theil meiner Jugend in einer Akademie. Ich glaube, jene Zeit gut gebraucht zu haben; doch, ich hätte sie besser benützen können.

Ich besuchte gern das Theater, um heroische Tragödien zu sehen. Posa, Tell und Verrina waren meine Männer.

Das Erziehungssystem in der Akademie, in der ich manche Jugendjahre verträumt, war ganz verfehlt. Wie es in fast allen öffentlichen Erziehungsanstalten in Oesterreich der Fall ist. Pfaffen hatten die Erziehung auf sich; über sie war ein Soldat gesetzt. Ich sah die schönsten Anlagen junger Männer unter Pfaffenstolz und Rohheit verkümmern. Alle Tage wurde in die Kirche gegangen, öfters dreimal des Tags, oft zweimal; und so alle Religiosität erstickt. Unter den Pfaffen war Dummheit; wie sollten sie Wissenschaft lehren? Sie waren meistens Menschen, die nicht genug gute Säfte hatten, um Bauern, und nicht genug Verstand, um was anders zu werden. Was braucht ein Pfaffe mehr, als einen Narren vor'm Altar zu spielen, etwas Latein und Frechheit, zu lügen und zu überschreien? — Ueber diese war ein Soldat gesetzt, der sich mit ihnen über Alles zerzankte, nur darüber nicht, daß man die jungen Leute statt der Wissenschaften blinde Unterwerfung lehren müsse. So war unsere Erziehung. Aber der Mensch entwickelt sich, frei von Wind und Willkür. Und ich sah bei dieser Erziehung junge Männer aufwachsen, denen man Sparta oder Rom auf der Stirn ansah. Vielleicht, weil sich das Große durch Kampf gebärt, und im Kampfe bewährt. Aber die Majorität ward, wie man wollte — Staub und Koth.

Als ich zum erstenmale den Plutarch las, freute mich
ſen und Trinken nicht.

Im Jahre 1824 ſchrieb ich: „Sonſt war die Stoa
in Vaterhaus. Ich lebte in ihr. Sie iſt es noch,
er nicht mehr wie vor. Es gibt einen erhabenen Stoi-
mus und einen gemüthloſen. Es iſt groß, Luſt und
hmerz zu beſiegen; es iſt klein und thierähnlich, luſt-
s und ſchmerzlos zu ſein.“

Gern weilten meine Gedanken am Grabe Joſef's II.
n Oeſterreich. Ein Menſch, ein Mann, ein Bürger.
anche Stunde Umgangs mit dem Schauſpieler J. Lange,
: von dieſem Kaiſer erzählen durfte, waren mir Genuß.
h beſuchte gern die Anſtalten in Wien, die von Joſef
mmten, und was er Gutes geſtiftet. Das Kranken-
us, das Joſefinum, den Augarten u. a. Ich ſchäme
ch nicht zu ſagen, daß ich bei ſeinem Andenken naſſe
gen gehabt. Sein Denkmal auf dem Joſefsplatze ſah
ſtets mit Rührung an. Ich ſchrieb Manches von ihm
f und meinte, einſt ſein Leben zu beſchreiben.

Auf meinen jährlichen Herbſtreiſen gewann ich Manches.

Alle Bedienten und Untergebenen waren mir gut.
ı ich ein Knabe war, achtete ich ſie, weil ſie älter
ren als ich; da ich ein Jüngling wurde, weil ich ſah,

daß sie Menschen seien und unglücklich schon durch ihr Loos. Ich gab ihnen Liebe und erhielt Liebe.

Ich habe stets eine Scheu vor dem Alter gehabt.

Als ich mir einst, noch ein Jüngling, eingestehen mußte, daß ich noch wenig wisse, war ich stolz, zu wissen, daß ich wenig wisse wie Socrates.

Das Mittelmäßige haßte ich stets. Und so kam es wohl, daß ich als Jüngling oft auch das Gemäßigte haßte.

Den Robespierre vertheidigte ich stets. Ich hoffe, einst, was ich über ihn halte, zu schreiben.

In jenen Jahren machte ich eine Skizze von Algernon Sidney's Leben und las sie dem jungen Spiegelfeld vor. Ein Knabe von einiger Fantasie und Regsamkeit, auf den ich viel verwendete. Er verstand die Tendenz aber nicht, sondern blieb hängen an Sidney's Ruhmesflittern und einigen romantischen Scenen. — Einmal traf ich in der Lade dieses jungen Menschen, den ich fest genug an mich gekettet hatte, auf einem Papiere eine scherzhafte Unterschrift von seiner Hand, worin er sich zum Minister, Inhaber vieler Orden u. dergl. gemacht hatte. Ich erkannte leicht, daß das mit seinen Gedanken zusam-

menhing. Dies war genug für mich, um mich weiter nicht sein zu kümmern. Ich ließ ihn seine Wege gehen. — Das Gute hatte die öffentliche Erziehung in jener Akademie, daß man in einer kleinen, geschlossenen Welt lebte, darin es ging, wie in der großen. Menschenthorheit, Menschenerbärmlichkeit! Früh, zu früh hab' ich die gekannt. — Bei drei oder vier Menschen, denen ich eine bessere Seele zutraute, irrte ich mich gar arg.

Es gibt Stunden, da ich lebenssatt bin. Das ist das Entsetzlichste. Einige Male habe ich verzweifelt, oft war ich des Daseins müde; oft fürchte ich den Verstand zu verlieren. Vielleicht wäre mir dann besser.

Epiktets: „Wenn es im Zimmer raucht, so geh' ich hinaus," hat einen bleibenden Eindruck auf mich gemacht. Mein Trost. Mein Arkanum gegen den Spleen. Mein Schild gegen Tyrannen. Napoleon sagte in Helena: „Hängt denn der Mensch von seines Gleichen ab, wenn er nicht mehr will?"

Die deutschen Volksbücher: Genofeva, Till u. s. f. las ich stets gern: anfangs aus Einfalt, später aus Beurtheilung. Das Volksbuch unter dem Titel: „Genofeva, eine der schönsten und rührendsten Geschichten des Alterthums. Neuerzählt für alle guten Menschen, besonders für Mütter und Kinder. Mit vielen Holzschnitten. Linz.

bei Jg. Zierewald." dies Volksbuch, mit L. Tieck's Genofeva verglichen, behauptet einen unbestreitbaren objektiven, vielleicht auch einen subjektiven Vorrang vor dieser. Etwa wie die Natur vor der Kunst. Wie das Sein vor dem Scheinen.

Am 15. Juni 1824 zog sich der Rheumatismus, der schon lange meine Glieder geneckt, durch eine schnelle Verkühlung ins Gesicht. Eine Krankheit, deren ich mich, aus mancherlei Ursachen, mit Vergnügen erinnere. — Gesellschaft, frohe Zukunft, heitere Gegenwart, Natur, Fürstenberger Phosphor, und ich selbst — alles dies verbannte in jenen Tagen allen Spleen weit von mir.

Ich nehme jetzt Abschied von der Akademie. Als ein Knabe von siebenthalb Jahren betrat ich dies Haus; reinen, unverdorbenen Herzens, schuldlos, einfältig und froh. Nun, nach zwölf Jahren verlasse ich es wieder; nicht mehr schuldlos, nicht mehr einfältig, nicht mehr froh. Hier bildete ich mich zu dem, was ich geworden bin; hier lernte ich es an mir: nur aus dem Widerstreben geht Dasein hervor. In der Schule der Knechtschaft lernte ich frei sein, und mitten in der Finsterniß zwang ich, keck wie Prometheus, den Funken und nährte ihn. Der schnelle Kontrast von dem Frühling kindlicher Seligkeit zur Wintererstarrung der Seele machte mir beides zur Gewohnheit, und gab mir — worauf ich stolz bin — Macht über mich selbst. Dies ist der Triumph der

Freiheit, dies der Triumph des Willens, der Menschheit, Gottes. Die Menschen, die ich rechts und links von mir ihre Karten mischen sah, lehrten mich die ungeheure Größe ihrer Thorheit kennen, an die ich sonst nicht geglaubt haben würde; die Unzahl Bücher, die ich in dieser Klosterstille las, trug bei, meinen Glauben an die Menschendummheit zu bestätigen; und ich suchte die Weisheit beim Pöbel, und fand sie. Nach zehn Jahren der Dämmerung ward es licht. Da lernte ich, mir zu leben. Ich schien die Thorheiten der Menschen mitzumachen und arbeitete an ihrer Heilung. Man verstand mich nicht und deßwegen liebte man mich. Die ungewöhnlichen Mittel, die ich zu einem ungewöhnlichen Zwecke nehmen mußte, verhüllte ich unter der Maske der Originalität. Man gewöhnte sich nach und nach, mich allerlei Sonderbarkeiten thun zu sehen und fragte nicht, warum? Genug, daß ich es war. So galt ich dem A für a, dem B für b, dem C für c.

Ich habe diese Blätter ganz so gegeben, wie ich sie vorfand, und nicht einmal die kleinen grammatikalischen Verstöße ausgemerzt, die hie und da vorkommen, noch weniger aber die jugendlichen und also nothwendig unreifen Urtheile unterdrückt, so keck und scharf sie auch dastehen. Diese reformiren sich ja im Lauf des Lebens von selbst und es handelt sich hier um möglichst treue Veranschaulichung der Entwicklungs-Phasen, nicht um trocknes Aufzählen der Resultate.

Einen eigenthümlichen Charakter tragen schon diese Aufzeichnungen, trotz der sehr frühen Zeit, aus der sie herrühren; einen Charakter, in dem sich der spätere Mann bereits ankündigt. Die Begeisterung für Rom und Griechenland, für Natur und Freiheit, ist wohl immer die unzertrennliche Begleiterin einer tüchtigen Jugend; über den Plutarch wird jeder Knabe von einiger Phantasie Essen und Trinken vergessen und einen Kalender für die Menschheit wird auch Mancher in der einen oder der anderen Form anlegen, ja es werden sich in diesen Kalendern in der Regel sogar die nämlichen Heiligen zusammen finden. Aber dieß Alles pflegt ganz unbewußt und unter naiver Voraussetzung innigster Uebereinstimmung mit der ganzen Welt vor sich zu gehen, während der junge Feuchtersleben darüber reflectirt und das Allen so ziemlich Gemeinsame als etwas ihn allein Unterscheidendes betrachtet. Doch Naturen, wie die seinige, sind eben so geartet, daß sie sich unablässig controlliren und daß ihre allergeheimsten Regungen eine Resonanz im Bewußtsein hervorrufen, so daß sie jene Mittel-Zustände zwischen Traum und Wachen, die mehr, als man glaubt, in's Leben hinein spielen, gar nicht kennen, eben darum aber auch in Regionen noch Licht hinein tragen, in denen alle übrigen Fackeln erlöschen. Der Zug, der in dem Notat über das Auslassen des Freiherr'n-Titels beim Niederschreiben des Namens gipfelt, gibt dem jugendlichen Alter allerdings etwas Fremdartiges, fast Unerquickliches, man muß ihn aber

ja nicht mit der nichtigen Selbstbespiegelungssucht, die auch wohl schon sehr zeitig vorkommt, verwechseln, denn er hat mit ihr nicht die entfernteste Verwandtschaft, er ist das einfache Ergebniß einer gerade so und nicht anders beschaffenen Organisation. Uebrigens fehlt es in unserem Fall auch keineswegs an allem Gegengewicht. Wie ergötzlich ist nicht gleich die augenblickliche Verurtheilung des Schulkameraden, der sich aus eigener Machtvollkommenheit zum Staatsminister und Träger vieler Orden erhoben hat und welche schalkhafte Selbst-Ironie liegt nicht in der Bemerkung über die Aehnlichkeit mit Socrates hinsichtlich seines Wissens des Nichtwissens. Leider verlassen uns schon hier für lange Zeit die so wichtigen und unersetzlichen Tagebuch-Aufzeichnungen, und es findet sich nur noch ein Aufsatz des Jünglings über die Gründe zu seiner Berufswahl, der in die ethische Tiefe dieser Seele einen Blick gewährt.

Beweggründe für meine Berufswahl.

In den ersten Lebensjahren versprach meine körperliche Verfassung keine dauernde Gesundheit. Ein mehrjähriger Aufenthalt auf dem Lande fügte zu meinem Dasein das Leben. Ich genas; und wer die geheimen Wege der Menschen-Entwicklung kennt, wird es nicht unwahrscheinlich finden, daß dieß frühe Landleben jene warme Liebe zur Natur in mir erschuf, die stets ein Hauptbestandtheil meines Wesens war. Noch vor Vollendung meines siebenten Jahres ward mir das Glück, in eine

Anstalt zu treten, wo die Einrichtung des Studienwesens nicht minder, als der Lehrer persönliche Bildung, dem Knaben und Jünglinge reiche Gelegenheit zur Ausbildung geben. Hier entfaltete sich der Kindheit Saat. Die Wissenschaften von der Natur gewannen in mir bald den Vorrang, und lauschte der Knabe gern den Erzählungen von den Wundern der Naturgeschichte, so spürte der Jüngling emsig den unbetretenen Wegen des organischen Lebens nach. Aus einer nicht vollendet festen Körperbeschaffenheit, der Quelle größerer Reizbarkeit, und einem vielleicht zu frühen Hange zum strengeren Denken entstanden von Zeit zu Zeit kleine Kränklichkeiten. Nichts war natürlicher, als daß während dieser die stets thätige Beobachtung auf den Zustand des Kranken sich richtete, und so Selbsterfahrungen an Selbsterfahrungen sich reihten, die allmählig eine große Neigung zu tieferem Wissen von der Natur des Gesunden und Kranken in mir begründen mußten. Geweckt durch diese Beobachtungen nützte ich manche freie Stunde, um, dem frischen Hange folgend, mit Grübeln und Lesen über den Lieblingsgegenstand mich zu ergötzen. Das Beste, was ich bei all dem gewann, war vielleicht die nie schädliche Kunst, mich in jeder Lage zu beobachten, und Ursache und Wirkung jeder Aenderung in und an mir verstehen zu lernen. Wer dieß an sich kann, lernt es leicht auf Andere anwenden.

Als ich in die höhern Studien trat, die man so schön „Humanitätswissenschaften" zu nennen pflegt, hatt' ich das Glück, Professoren zu hören, die, wenn der Ausdruck erlaubt ist, in Rom und Griechenland zu Hause

waren. Wie jeden Jüngling, der nur irgend Lust hat, sich zu bilden, zog auch mich bald das klassische Alterthum, und mit ihm das Studium jener zwei Sprachen an, welche die gelehrte Welt seit mehreren Jahrhunderten für sich usurpirt hat, und die besonders der Heilkunde so hilfreiche Hand bieten. Hier kam mir zu statten, daß in der Akademie, die Maria Theresia's schönstes Vermächtniß an ihre Kinder ist, die Studien der Naturwissenschaften, und der griechischen Philologie nicht, wie an der hohen Schule, nur für eine Abtheilung Hörer bestimmt, sondern obligat sind; die ich also in den vorgeschriebenen drei Jahren Philosophie mit absolvirte. Nicht minderes Interesse gewann ich der Philosophie selbst ab. Diese Wissenschaft, besonders ihr psychologischer Theil, ist dem Arzte wichtig, ja unentbehrlich. Nur der denkende Arzt verdient diesen Namen. Ich glaube also nicht unvorbereitet eine neue Laufbahn zu betreten. Durch beinahe zwölf Jahre genoß ich bereits der akademischen Erziehung. Ihr danke ich die erworbenen Kenntnisse. Ich verlasse diese Anstalt nicht undankbar. Ich würde sie nicht verlassen, wenn nicht eine ungemeine Neigung meinen Wünschen den Weg zu einem Studium bestimmte, auf das die Akademie sich nicht ausdehnt. Der Werth des Bürgers wird durch das Maß seines Wirkens im Verhältnisse zu seiner Kraft bestimmt. Nach reifer Prüfung, glaub' ich, nach meiner Individualität im Stande des Arztes am besten wirken zu können. Es schien mir stets das Wünschenswertheste, meiner Mitbürger Wohl unmittelbar fördern zu können. Und stets trat bei die-

sem Gedanken das Bild des Arztes vor meine Seele, der auf der Menschen Leben und Wirken so offenbaren Einfluß hat. Und nicht alle, ja man darf sagen, nicht viele sind durch Verhältnisse berufen, so schöne Pflicht zu üben. Warum, wenn ich diesen Beruf in mir fühle, sollt' ich ihn ersticken, um einen andern, ob auch dem Scheine nach, glänzendern, vorzuziehen, dem ich dann vielleicht nicht in dem Maße genügen könnte? Warum besonders sollte der Oesterreicher die Gelegenheit versäumen, in den Hörsälen der medizinischen Fakultät, die bekanntlich bei uns einen so eminenten Rang stets behauptete, und noch behauptet, sich zu bilden? Um so mehr, wenn er den Vortheil genoß, in der so wohl bestellten Akademie sich so leicht und gründlich vorbereiten zu können, und wenn er, wie ich mir schmeichle, diesen Vortheil nicht unbenützt ließ. Darf ich hinzusetzen, daß mir bei all' Diesem Howards, Jenners und van Swietens Bilder vorschwebten, denen ich, wenn gleich nicht an Kraft, doch an Willen, zu gleichen hoffen darf, für Menschenwohl zu arbeiten? Die mir so oft entgegnete Betrachtung, die Akademie sei nicht bestimmt, Aerzte zu bilden, dürfte durch jene aufgewogen werden, daß die große Theresia gewiß noch weniger die Absicht hatte, die Zöglinge vom Studium der Medizin abzuhalten und sie in der Berufswahl zu hindern; besonders wenn diese auf reife Ueberlegung, auf entschiedene Neigung gegründet ist, was bisher schon mehrere veranlaßte, vor vollendeten Studien zu sehr verschied'nen Bestimmungen überzutreten. Ich wage, auf diese Gründe das Gebäude meiner Hoffnung

zu bauen, und hoffe, daß Sie, liebster Vater, meinem Plane nicht hinderlich, mir vielmehr darin behilflich sein werden.

Der Vater hatte anders bestimmt und gab seine Einwilligung zur Ergreifung des medizinischen Studiums nur nach langem Zögern und einigem Kampf; es scheint ein ernster Mann von strengen Prinzipien und seltener Resignations-Fähigkeit gewesen zu sein, der schon in der Mitte des Lebens viele bittere Erfahrungen gemacht haben mochte und die bitterste dennoch erst gegen das Ende machen sollte. Der Sohn hob einige seiner nachgelassenen Denkblätter als ein Heiligthum auf, und sie verdienten es; es sind schwer wiegende Resultate unerbittlicher Zustände und jeder Satz, möchte man sagen, hat ein Gesicht, wenn ihm auch der moderne Firniß fehlt.

Aus den Papieren meines Vaters.

Jedermann will gerne Gnaden verleihen. Begehrt also alles was Ihr mit Recht ansprechen könnet, nur als Gnade; nennt Euch, und scheinet sogar, dessen unwürdig, und Ihr werdet in der Regel alles Jenen wegschnappen, die den nähern Anspruch darauf haben, wenn sie es auch selbst aus Bescheidenheit nicht in Anschlag bringen, sondern, unbekannt genug mit den Welthändeln, das Ihrige von der jetzt leider! so selten thätigen Gerechtigkeit erwarten. Bittende Würmer werden über dieses oft als willkomm'ne Werkzeuge betrachtet, und besonders dann gerne

benützt, wenn sie Fertigkeit genug besitzen, tüchtige Räder der Maschine abzugeben, ohne die Fähigkeit durchblicken zu lassen: auch die Ordnung der Federn, die ihren Gang mehr oscillirend hervorbringen, beurtheilen zu können. Selbst die Verzichtleistung, dieses Urtheil sich zu erlauben, schützt nicht gegen Zurücksetzung. Schon die Existenz der Möglichkeit, durchblickt zu werden, ist den Treibern der Maschine lästig; sie macht ihnen die Bewegung der Federn unbequem, und läßt sie wenigstens nicht mit gleicher Sorglosigkeit jene Hilfe gewärtigen, die sie von Geistlosen so sicher erwarten können; jenen Beifall, den diese selbst mit gutem Gewissen zollen, weil sie es nicht besser wissen; und wer erntet nicht gerne Beifall?

Vergebens bist du brav und tüchtig,
Man will dich jetzt nur zahm und nichtig,

sagt mit Recht der Dichter.

Für gute Thaten erwarte keinen Dank, als den in deiner Brust. Nur wenn du zum Unrecht schweigst, es gar beförderst, kannst du auf Gegendienste rechnen. Das Gute macht dir so viele Feinde, als die Zahl Jener ist, die das Böse wollten, dem Guten wenigstens etwas anzuhängen wünschten.

Es läßt sich annehmen, daß ein solcher Vater dem Sohn die Grundbedingungen der menschlichen Existenz, die nun einmal zum größten Theil auf Entsagung und Selbstbescheidung beruht, nicht zu lange

verschleiert haben wird, und wie richtig es auch sein mag, daß der Mensch das Paradies nur so lange sieht, als er die Schlange, die darin herumkriecht, noch nicht sieht: ich halte es für ein Glück, wenn er der Nothwendigkeit früh in's Gesicht schauen lernt. Dieß Glück ist Feuchtersleben ohne Zweifel zu Theil geworden!

Aus seinen Jugendjahren werden von glaubwürdiger Seite noch folgende Züge berichtet. Sein Geschichtslehrer, Pater Bonifazius, ein Mann von Feuer und Geist, hatte bedeutenden Einfluß auf ihn. Er war es, der den Knaben in die Welt der Alten einführte. Wie sie auf ihn wirkte, beweist der Umstand, daß er es den Heroen, die er bewunderte, in seinem Kreise gleich zu thun suchte. Ohne, wie Hannibal, gegen die Römer im Felde zu liegen, leistete er auf sein Bett Verzicht und verbrachte die Nächte auf der nackten Erde; ohne, wie Alexander, in der Wüste zu sein und Mangel zu leiden, aß er sich nur halb satt und ließ seine Lieblingsspeisen unberührt; sogar die Einladungen in's väterliche Haus, sonst Lichtpunkte in einem Institute, wurden unter allerlei Vorwänden ausgeschlagen, um ein noch größeres Opfer zu bringen. Solche erste Proben von Willensstärke und Entsagungsfähigkeit werden im reiferen Alter gewöhnlich belächelt, sind aber, Kraft gegen Kraft gehörig abgewogen, den späteren oft vollkommen ebenbürtig. Als einst eine fremde Prinzessin das Theresianum besuchte, mußte Feuchtersleben ein Gedicht vor ihr recitiren. Es gelang ihm so wohl, daß die vor-

nehme Dame ihm zur Belohnung die Wahl eines Wunsches gestattete. Er besann sich nicht lange, sondern bat sich für sich und seine Comilitonen die Erlaubniß aus, in dem ihnen verschlossenen botanischen Garten, dessen fremdartige bunte Fülle sie reizte, spielen zu dürfen. Das wurde gewährt und Alle hatten einige fröhliche Stunden. Einmal wurde ihm, während er sich in der Classe befand, ein Teller mit Erdbeeren in's Zimmer gestellt, den der Vater als Ermunterung zum Fleiß in der heißen schwülen Sommerzeit geschickt hatte. Als er in Begleitung seines Stubenkameraden vom Unterricht zurückkehrte, verrieth der würzige Duft diesem das Obst und er verlangte gierig seinen Theil. Feuchtersleben, der es vermuthlich bis zum Abend aufsparen wollte, weigerte sich, etwas davon herzugeben und wurde nun natürlich von dem Lüsternen des Geizes beschuldigt. Zur Antwort nahm er die Erdbeeren und schüttete sie gelassen aus dem Fenster. Einst gefiel es einem seiner vertrautesten Freunde, eine Scene aus dem Don Carlos mit ihm aufzuführen; freilich mit umgekehrter Rollenbesetzung. Er beschuldigte ihn nämlich irgend eines nicht unbedeutenden Vergehens, um zu sehen, was er thun würde; Feuchtersleben, zur Verantwortung gezogen, bat um den Namen des Klägers und unterwarf sich, nachdem er diesen gehört hatte, geduldig, und ohne sich auf seine Unschuld zu berufen, der Strafe. Der Freund, dieß erfahrend, stürzt unter glühenden Thränen an seinen Hals und bittet ihn reuig um Verge-

bung; er erwiedert blos: es thut mir leid, daß Du einer Lüge bedurftest, um meine Freundschaft kennen zu lernen!

Mit Leidenschaft studirte er die Medizin. Ganz natürlich, denn er war für sie wie geschaffen. Menschen, die mit einer solchen Beobachtungsgabe ausgestattet sind, daß man sie Beobachtungs-Organe nennen könnte, müssen sich unwiderstehlich zu einer Wissenschaft hingezogen fühlen, welche sie zwischen den Mikrokosmus und den Makrokosmus in die Mitte stellt und es ihnen zur Hauptaufgabe macht, die Gesetze, die in beiden walten, zu enträthseln, und das Band, das sie mit einander verknüpft, in allen seinen Verschlingungen bloß zu legen. Wären Menschen solcher Art nicht so selten, so möchte man wünschen, daß sie allein sich der Heilkunde befleißigten, denn diese ist mehr, wie irgend eine andere Disciplin, in ewiger, die Systematisirung und überhaupt das zu Buch Tragen fast ausschließender Umgestaltung begriffen und eben deßhalb in der Ausübung auf ein Individuum angewiesen, das den allgemeinen Entwicklungsproceß unmittelbar in und an sich selbst erfährt. Nirgends war Feuchtersleben wohl so an seinem Platz, wie hier und nirgends wäre die Gefahr, die seine subjective Begabung unverkennbar mit sich brachte, durch die Objecte, auf die sie durch den Lebensberuf hingelenkt wurde, so gründlich beseitigt worden. Denn die Reflexion, maßlos nach Innen gewandt und auf das eigene Ich gerichtet, muß nothwendig Hypochondrie erzeugen, weil

sie das Wachsen, den geheimnißvollen Uebergang vom Seyn zum Werden, zu ängstlich überwachend und Tag für Tag zu Gericht sitzend, den Lebensstoff aufzehrt, wie er sich entbindet; wir sahen oben von dieser Hypochondrie auch schon höchst frühzeitig die bedenklichsten Spuren. Aber der Arzt, der unablässig mit der Natur zu thun hat, wird sich selbst Natur, seine eigenen Zustände werden für ihn Spiegel der fremden, aus denen er den größten Theil seiner Belehrung zieht und so erweist sich eine Richtung, die ihn sonst vielleicht nach und nach aufgerieben hätte, gerade in diesem Kreise anregend und fruchtbar. Hierin ist, um es beiläufig gleich zu sagen, auch der Grund zu suchen, warum Feuchtersleben medizinisch später im Gebiet der Psychiatrie sein Höchstes leistete. Neben den Berufsstudien wurden auch die philosophischen, schon früher mit Vorliebe ergriffen, fortgesetzt und ebenfalls die mannigfaltigsten poetischen Versuche gemacht. Und das Schicksal, das dem Jüngling einen furchtbaren Schlag nicht ersparen konnte, war ihm wenigstens in so weit gnädig, daß es diesen aufhielt, bis er die Universität hinter sich hatte. Aber kaum war die Doctorwürde erlangt, kaum athmete der so lange angestrengt gewesene jugendliche Geist ein wenig auf und wiegte sich im berauschenden Vorgefühl einer zwar unbestimmten, aber doch viel versprechenden Zukunft, als jener Schlag unter den erschütterndsten Umständen fiel. Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn war immer inniger geworden; das mußte wohl so sein, da der

Eine weit mehr leistete, als der Andere jemals hatte erwarten und fordern dürfen. Aber es konnte dem Sohn nicht verborgen bleiben, daß der Vater nicht glücklich war und auch der Grund blieb ihm nicht dunkel; der angehende Greis hatte einen Schritt gewagt, der nach dem funfzigsten Jahre stets bedenklich ist und in den seltensten Fällen, ohne daß darum auf irgend einer Seite gleich eine besondere Schuld zu suchen wäre, zum Heil ausschlägt. Nichts deutete jedoch auf einen solchen Grad der inneren Spannung hin, daß eine plötzliche und gewaltsame Entscheidung auch nur zu den Möglichkeiten hätte gerechnet werden müssen, denn ein ungewöhnlich beträchtliches Geldgeschenk, an einem Abend bei'm traulichen Beisammensein ohne bestimmten äußeren Anlaß dem Jüngling und seinem Bruder auf einmal dargereicht, fast aufgedrungen, konnte wohl auch als natürlicher Ausdruck väterlicher Zufriedenheit gelten und das um so mehr, als in solchen Fällen der beste Vater dem zartsinnigsten Sohn gegenüber beständig eine Art von Scham, ja von Schuld zu empfinden pflegt. Nun denke man sich den Morgen, wo der Sohn den Vater, der immer auf die Minute aufzustehen und in sein Amt zu gehen gewohnt war, vermißt; wo er, in das Schlafgemach des Greises eilend, nicht ihn, wohl aber seine goldene Uhr findet, die er niemals vergaß; wo er, verzweiflungsvolle Nachforschungen anstellend, zu seinem Entsetzen herausbringt, daß er im leichten Morgen-Anzug nach Nußdorf an das Ufer der Donau gefahren ist;

wo er sich endlich, alle Anzeichen mit Schaudern zusammenknüpfend, sagen muß, daß er ihn nicht mehr unter den Lebendigen suchen darf! Dieß war gewiß ein Moment, der den Menschen zerschmettert, oder gegen jedes Leid, das noch irgend kommen kann, stählt, und Feuchtersleben wurde, wie er es selbst in einem noch ungedruckten Gedicht energisch ausspricht, gestählt.

Nußdorf, Juli 1834.

„Glaubt Ihr, ich werde nun verzagen,
Weil diese breiten, stolzen Wellen,
Die einst in hoffnungsreichern Tagen
Mich Jubelnden so leicht getragen,
Nun über seinem Leichnam schwellen?
Meint Ihr, das hat mich mürb gemacht?

Wie des Gewässers stille Pracht
Die theuren Reste überfluthet, —
So fühl' ich Ruhe hier im Herzen,
Das Erdenjammer nicht entmuthet.
Auch diese Brust hat ihre Schmerzen,
Die Euer Stumpfsinn nicht begreift,
Weil Euer Blick am Boden schweift.

Von Eurer dummen Schlechtigkeit
Hat der Gepreßte ungeduldig
Durch einen Sprung sich hier befreit:
Nun steht Ihr da, und kreuzigt Euch,
Und Euer Pfaffe spricht das Schuldig,
Und gibt dem lieben Gott die Ehre,
Als wenn's das erste Opfer wäre,
Gefällt von der Gemeinheit Streich.

Die alternde, gedrückte Hülle,
Er warf sie Euch, den Hunden, vor, —
Der bange Geist schwang sich empor,
Und auf den Fluthen ward es stille.

Ruh' aus, mein Vater! ruh' nun aus,
In Deinem wohlbeschützten Haus!
Sie finden Deinen Leichnam nicht, —
Und kümmert Dich ihr Strafgericht?

Du warst zu weich für diese Welt:
Fest muß man steh'n — und sie zerschellt.

Zum Tragischen gesellte sich nun hinterdrein noch das Traurige, zum Erschütternden, wie die mitgetheilten Verse es nur zu deutlich ausdrücken, das Gemeine. Ich lasse hier, Ansichten ehrend, die ich freilich nicht theilen kann, den Schleier fallen und bemerke nur noch, daß die Söhne in Folge einer fast unglaublichen Verkettung von Verwicklungen und Zufällen nicht bloß den Vater verloren, sondern auch um sein Vermögen kamen. Dieß ging so weit, daß Feuchtersleben sogar in Folge der Versiegelung seine ganze Equipirung, bis zur Wäsche herunter, einbüßte und deshalb den einzigen Kampf, der den Menschen niemals fördert, den mit der nackten Misere, schon beginnen mußte, bevor die ihm geschlagene Wunde auch nur nothdürftig verharrscht war. Aber er beugte sich dem Schicksal nicht allein nicht, er hatte den Muth, ihm offen zu trotzen und in einem Zeitpunkt, der ihm den bisherigen Eck- und Grundstein seiner bürgerlichen Existenz so uner-

wartet unter den Füßen weggezogen hatte, unerschrocken das Loos über seine ganze Zukunft zu werfen. Er verheirathete sich nämlich bald darauf und wagte nach den Begriffen, die allgemein gang und gäbe sind, sogar doppelt bei diesem Schritt: er wagte sowohl durch den precairen Moment, in dem er seine Ehe schloß, als auch durch die ungewöhnliche Wahl, die er traf. Aber was den ersten Punkt betrifft, so war sein Vertrauen auf die eigene Kraft um so unerschütterlicher, als er sich zugleich schon einer seltenen Resignationsfähigkeit bewußt war, und was den zweiten anlangt, so dachte er mit Schiller: ich nehme meine Frau für mich selbst. Er folgte nicht den zweifelhaften Vorschriften der Convenienz, sondern den Fingerzeigen eines bekannten Hölty'schen Gedichts („an einen Freund, als er ein Landmädchen liebte") und der Erfolg bewies, daß er vollkommen Recht gehabt hatte. Denn mit einer Gattin, die allenfalls mit ihm Französisch parlirt, oder ihm die neuesten Opern-Arien vorgetrillert hätte, wäre ihm wenig gedient gewesen; er brauchte eine, die selbst mit anfaßte und ihm die kleine knappe Wirthschaft mit sichrer Hand aufrecht hielt. Allerdings war die Anfangs nicht geringe Kluft, welche die verschiedenen Bildungsgrade nothwendig mit sich brachten, bedenklich, aber sie wurde durch das Weiterleben nach und nach von selbst ausgefüllt, da Lehr- und Lernbegierde hier auf die erfreulichste Weise zusammentrafen; übrigens ging eine sechsjährige Bekanntschaft vorher. In einer Vorstadt wurde eine bescheidene Wohnung

gemiethet und die medizinische Praxis begonnen; natürlich war jeder Patient, der den jungen Arzt rufen ließ, arm, so daß nicht allein keine Honorare eingingen, sondern sehr oft auch noch für die Leidenden der Apotheker bezahlt werden mußte. Dieß allgemeine Loos traf Feuchtersleben um so eher und um so stärker, als der Baron-Titel, den er in der Jugend weggeworfen, dann aber wieder aufgenommen hatte, selbst Wohlhabendere abhielt, ihm klingende Bezahlung anzubieten, und sie veranlaßte, ihm statt einiger Banknoten einen überflüssigen Luxusgegenstand, eine Cigarrenspitze oder ein Etui, in zarter Emballirung zu überschicken. Das junge Ehepaar gönnte sich des Abends aus Sparsamkeit beim Zubettegehen nicht das Stümpschen Licht, um sich in den Schlaf zu lesen; man male sich's aus, wie angenehm es durch solche Zusendungen, die jedesmal eine stille Hoffnung auslöschten, überrascht werden mußte! Eine Ehe dieser Art hatte wenig Aehnlichkeit mit den gewöhnlichen Assoziationen zu gemeinschaftlichem Genuß, die man so nennt, sie war von vorn herein eine Bildungs- und Ziehschule und das soll die Ehe unter allen Umständen sein. Um die spärlich fließenden Quellen der Existenz zu vermehren, wurde zur Schriftstellerei, sowohl zur medizinischen, wie zur belletristischen, gegriffen. Da der Verfasser sich erst einen Namen erwerben sollte, so wurde er schlecht bezahlt, wie er denn für seine Diätetik der Seele nur vierzig Gulden erhielt. Aber seine Arbeiten waren in anderer Beziehung von

großem Nutzen für ihn, sie machten ihn bekannt und erwarben ihm zunächst die Anerkennung der Einsichtigen, dann das Vertrauen der Masse. So hatten sie einen entschiedenen Einfluß auf sein Schicksal und gaben demselben eine günstige und immer günstigere Wendung. Aus der Zeit des Ringens und Kämpfens, wie aus der Zeit der endlichen Befriedigung liegt eine Reihe von Briefen vor, die an die Gattin geschrieben sind. Als die unmittelbarsten Denkmäler jener Periode, die zugleich auch das zwischen ihm und ihr bestandene Verhältniß am lebendigsten abspiegeln, werden sie willkommen sein.

Nr. 1.

Freitag Abends. 25. Mai 1827.

Meine zärtlich-Geliebte!

Wie könnte ich die Stille des Abends würdiger genießen, als dadurch, daß ich mich im Geiste an Deine Seite versetze, von welcher die unfreundlichste Wirklichkeit mich neidisch wegriß? — Warum soll ich Dir's verhehlen, Geliebte, daß ich heute nicht in der fröhlichsten Stimmung von Dir schied? — — „Ist es mir nicht zu verzeihen, wenn ich einmal im Nachsinnen die Stirn strenger falte? Mir, den Jugend, Kraft, Wärme, Talent, den höhere Geburt mit allen Vorzügen, die in ihr wurzeln, zu Forderungen berechtigen, auf welche ein stummes, gedankenloses Schicksal mit Unverstand, Mißlingen und Krankheit mir bitter antwortet.“ — Diesen Monolog hielt ich

als ich in mißbehaglicher Schnelligkeit über die Straße ging. Allein auch dieser Tag, wie alle, ging, unbekümmert um die kleinlichen Klagen der Menschen vorüber, und ich sitze nun einsam an dem schweiglichen Tische, wo mir traulich die Kerze flimmert; der befruchtende Regen fällt rauschend auf die weiten Aecker, die sich vor meinem Fenster ausbreiten; alles um mich her ist ruhig, oder wenigstens still, und die Hand, die das ungeheure Getriebe führt, scheint eine Stunde lang zu feiern. In dieser Umgebung denke ich, liebe H., wie immer wieder, an Dich zurück. Wie anders erscheint mir nun Alles! Thöricht ist der Mensch, der, mit seinem beschränkten Blicke, mit seinem unbewußt schwankenden Streben sich wichtig genug dünkt, die Dinge auf sich zu beziehen. Welch ein kleiner, ganz verschwindender Punkt in der Unermeßlichkeit des lebendigen Alls ist ein menschliches Herz! Es klopft, es wogt, es zittert, — es bricht: und ruhig gleitet der alte, ewige Strom drüber hin. Allein es ist Etwas in uns, das über diese Erde hinaus will, und, wenn kein tyrannischer Gott sein Spiel mit uns treibt, auch hinaus reicht. So empfand ich eben und spürte die Lust in mir, einer Welt die Brust zu bieten, die den Gott verschließt, als ich, nicht ohne Erwartung, das Gedicht ergriff, das Du mir heute vertrautest. Konnte ich das liebe Blatt zur bessern Stunde in die Hand nehmen, an's Herz pressen, als eben jetzt? Das entzückende Blatt, in dem jede Zeile Ruhe, die heilige Ruhe athmet, welche nur Liebe dem Herzen geben kann? Wie dankbar war ich Dir in diesem Augenblicke!

Denn aller äußere Behelf, Geld, Gelegenheit, Mittel, lassen sich zu Preisen schätzen und zahlen: die innere Beruhigung aber, nur von der Liebe kommend, nur für die Liebe verständlich, läßt sich nicht anders erstatten, als durch Liebe. Und die sollst Du haben! Ja, bei Gott! das sollst Du! denn das fühl' ich tief und innig: daß ich Liebe geben kann im vollsten Maße, Liebe, wie man sie hier und jetzt nicht kennt, — und all, all diese Liebe Dir! Dir! — Du hast mich mir selbst zurückgegeben, als mich der Moment mir entriß, — und ich gebe mich Dir, stark und glühend, wie ich aus Deinen Händen mich empfing. Ich weiß es, Du nimmst mich an; Du erträgst den Redlich-Wollenden, wenn er auch nichts sein kann, — als Mensch. — Das, geliebte Freundin (erlaube mir diesen Ausdruck! bist Du mir nicht Alles?) das sind die Gedanken und Gefühle, die ich, Dir mitzutheilen, von einem unabweislichen Drange getrieben wurde. Nimm sie für das, was sie sind: Gedanken des neugebornen Geistes, den der Deinige von unwürdiger Mattheit befreite, die, wenn auch nicht neu oder interessant, doch wenigstens wahr sind, innig wahr. Und ist Dir ja dieser Brief zu wild, zu überschwenglich, so schreibe den jugendlichen Ueberfluß der Fülle abendlicher Einsamkeit zu, der erneuten Kraftempfindung, und vor allem dem allzubeseligenden Gefühle: von Dir geliebt zu sein.

Nr. 2.

Es sind heute in mir Gedanken darüber entstanden, ob es den Mann nicht entehre, in den Armen der Liebe zum Kinde zu werden. — Allein ist nicht die Liebe selbst ein Kind? Haben die Alten das nicht verstanden oder gefühlt, da sie den muthwilligen Amor als Knaben gestalteten? Und hat nicht der göttliche Weise gesagt: „Wahrlich, wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen Kindern, so könnet ihr nicht ins Himmelreich eingehen! —“ Nur im kindlichen Alter ist der Mensch noch ganz Mensch; später überrinden ihn Verstand, Leidenschaften und gesellschaftliche Verhältnisse allmälig so sehr, daß endlich der eigentliche Kern des Menschen nicht mehr sichtbar ist. Einfalt, Unschuld, Demuth, Glaube, alle die Kleinodien, die nur der Kindheit eigen sind, gehen im Mannesalter verloren, wenn nicht die himmlische Trösterin des menschlichen Geschlechtes: die Liebe, dem Glücklichen die verloren geglaubte Seligkeit der Kindheit wiedergibt. In ihrem Schooße findet der Mann seine Unschuld, seinen Frieden wieder, die er als Kind besaß, die ihm die Welt geraubt, ohne daß er darüber die Kraft des reiferen Alters einbüßte: er ist Mann und Kind zugleich. — Und so soll es auch von uns gehalten sein: Stark und siegreich will ich vor der Welt, als Mann, für unsere Liebe kämpfen; und in der Einsamkeit unseres Gemachs wollen wir schuldlos tändelnd unserer Liebe leben, wie Kinder.

Nr. 3.

Liebste Leni!

Ich kann Dir jetzt zum ersten Male mit einiger Bestimmtheit versprechen, Montag früh Dich umarmen zu können. Ich sage „mit einiger Bestimmtheit“ — denn wenn die Witterung allzu rauh wäre, müßte der traurige Aufschub verlängert werden. Wir Armen! Welche lange Einsamkeit! Ich wenigstens komme mir wie Einer vor, der übrig geblieben ist, als die Seinigen das Land verließen. Ich fühle mich so allein, und die wunderbaren Kräfte des Nachdenkens, der Erinnerung, der Selbstbetrachtung und des Tiefsinn's herrschen ganz in meiner, vom Schauplatze der Liebe entfernten Seele. Doch warum sollte ich Dich, die Du vielleicht eben jetzt heiter und unbefangen bist, in den unfreundlichen Kreis meines Ernstes mit hereinziehen? Laß mich vielmehr meinen Geist mit dem schmeichelnden Bilde Deiner Gegenwart täuschen und uns zusammen plaudern, als ob kein Raum zwischen uns wäre! — Schober war gestern wieder bis halb eilf (Nachts) bei mir. Er scheint Deinen Vorwurf wegen Unfreundschaftlichkeit durch diese Aufopferungen widerlegen zu wollen. Er hält es für ein Zeichen ausgezeichneter Urtheilskraft in Dir, daß Du die Schwäche des Kenilworth einsiehst, weil die ganze Modewelt diesen Roman bewundert; meint aber, es sei gut, daß Du ihn jetzt läsest, weil immer noch die schönsten Werke auf Dich warten. — Eben hat mir R. Deinen wunderschönen Brief gebracht. Wie soll ich Dir für alle die Glückseligkeiten danken, die Du

seit dem ersten Tag unserer Liebe auf mich geströmt hast! Es ist freilich nicht Dein Verdienst; denn Lieben ist eine Gottesgabe. Aber das kann ich Dir sagen, Geliebte, das in Deinen Briefen, was Du Schwärmereien nennst, ist so vernünftig, so herzlich, so empfunden, so innerlich wahr, daß Du schon deßhalb verdientest, von der ganzen Welt gekannt zu sein. Und doch wieder: nein! was thäte die Welt mit Dir, die Du zu schön, zu rein für sie bist. Bleibe für mich, für Deinen Ernst, der ja nur für Dich lebt! Es wird Abend, liebste Leni — ich sehe nur schwach mehr. — Lebe gesund und heiter, und morgen wieder ein paar Zeilen!

Nr. 4.

Liebste Leni!

Ich habe diese Nacht wilde Träume gehabt; vielleicht ist die Wirklichkeit desto besser; und ist die Wirklichkeit was anders als Traum? Calderon hat das schon vor dreihundert Jahren gesagt; ich weiß nicht, ob er's mehr erlebt hat, als ich; ich weiß nur, daß ich, in Bezug auf Dich und mich sagen kann: es träumt sich schön! Weißt Du, wie wir neulich von uns gesprochen haben? ist's nicht Traum? wenn er nur so lange dauert, als der Traum des Lebens; aber was zum Teufel lamentir' ich Dir da vor? Das muß Alles mündlich gesagt werden, damit sich's ausgleicht; schriftlich haften die Gedanken zu fest; mündlich bewegen sie sich und Bewegung macht gesund. Ich halte mich einstweilen an die Worte Shakespeare's:

O Trennung! welch' ein andrer Trost wohl bliebe,
Wär es nicht deiner bittern Ruh' verlieh'n,
Zu schwelgen im Gedankenreich der Liebe,
Die Zeit und Kummer täuscht im Traume hin!?

Das sei auch mein und Dein Trost! — Und so sei es. Ich wollte Dir schon diesen närrischen Brief nicht schicken; aber nimm ihn hin! von Liebe zeugt er doch! Es ist gut, daß man manchmal einsam ist, man gewinnt innerlich so viel! Ich will heute nichts lesen, sondern denken und mich erinnern! Besonders Shakespeare schwebt um mich; wie wir's oft zusammen machen, will ich heut allein die ewigen Bilder und ewigen Gedanken betrachten. Mit Ivanhoe bin ich fertig. Recht überlegt, ist Alles befriedigend und prächtig, wenn man auch über Manches gegen Ende sich wundert; z. B. die Entwicklung Guilberts, der im Ganzen ein herrlicher Charakter ist. Was mir besonders angenehm ist, das ist, daß mich während meiner Unpäßlichkeit niemand besucht, und daß ich nur mit Dir zusammenhänge; eine äußerst stärkende Betrachtung! Ich habe eben Dein Zettelchen erhalten, Dein liebes. Sei nur gut, liebe Leni, und harre aus: ich will schon Alles wieder gut machen, was ich nicht gut gemacht habe; verzeih' mir und habe gern Deinen Ernst.

Nr. 5.

Montag Früh.

Liebe Leni!

Ich habe heut einen lieben Traum gehabt. Es war wie jetzt; wir hatten uns lang nicht gesehen; da kamst

ı in die Stadt; (aber die Häuser waren viel schöner, Straße viel breiter) und Du standest unter'm Thor ʒenüber; da fand ich eine Gelegenheit, und husch! war drunten an unserm Hausthor; über die Straße durft' aber nicht; Dir so nahe und Dich nicht fassen zu dür- ! Da flog ein kleiner grauer Vogel zu Dir hin; ı fingst ihn und thatest ihm schön; „könnt' ich nur Dir ᛁ Vogerl hinüberbringen!" sagtest Du; und da es im- r schrie und zwitscherte, ließest Du es los, und — es ʒ in meine Hand; Du kannst Dir denken, wie schön ihm gethan habe! — Sonst erzählst Du mir Träume; ist einer von mir. Hab' ich Dir wegen Anschaffung er Lampe geschrieben? Ich brauche schon so nothwen- ein Briefchen von Dir; sonst werd' ich wieder krän- . Das letzte trag' ich immer mit mir herum. Ich ke doch, daß Du gesund und ohne Krämpfe bist. M. a. Herzlichen Dank für Deinen Brief. Aber er ist vas ernst, wegen Krämpfen u. s. f. Arme! Ich eile. lt' Dich gut! Wegen Meier und C. hast Du's recht ḉheit gemacht. Drei Biscoteln folgen mit. — Die tterung ist ja sehr unangenehm; Du mußt mich nicht ꞁmachen wegen Nichtkommen. Habe Geduld wie ich. er behalt mich recht gern.

Nr. 6.

Wien, 11. August 1835.

Liebe, Gute!

Von den hundert Namen, mit denen ich Dich, wie Muhamedaner seinen Gott, nenne, laß Dir diesmal

das „Liebe, Gute!“ genügen; dieser enthält wie „Jehovah“ das Heiligste. Ich sende Dir dies Blatt entgegen, wie der Sommer den Menschen die Schwalbe sendet: zur Vorbegrüßung. Dadurch, daß ich's schreibe, feire ich unser Vermälungsfest! es ist mir festlich, während Deiner Abwesenheit zu Dir reden zu dürfen. Von mir sage ich Dir für jetzt weiter nichts, als daß ich gesund bin und noch keine Nachricht aus Neustadt habe, obwohl es Mittag ist. Ich hoffe das Beste. Möchte Dir der Himmel solche Witterung zulächeln, wie uns hier! Von dem Detail meines Lebens in dieser Zeit sag' ich Dir nichts; ein beschriebenes Blatt wird Dir zu Hause davon einen Begriff geben; ich hab' mir's anders vorgestellt. — Mayrhofer ist heute früh angekommen und gleich in's Amt gegangen. Er ist ganz aufgefrischt. Aufgefrischt sind auch Deine Blumen; unter den wenigen Aufträgen an mich aber hast Du Einen vergessen: die Uhr in der Küche aufzuziehen; ich bin von selbst drauf gefallen, und so geschieht's. Das Essen ist sehr ökonomisch, wenn ich allein bin; denn ich bin gleich satt; ich hab's gleich bis an den Hals. Hilf bald, daß es anders wird! Deine Zimmer werden für Dich geschont, wie ich nur kann; und ich danke Gott, daß es schön Wetter bleibt, auch deßhalb, damit ein schmutziger Boden Deine Freude beim Wiederkommen nicht trübe. Meine Feder weigert sich, etwas Anderes zu schreiben, als: Komm! komm! komm zu Deinem Ernst.

Nr. 7.

Wien, 20. August 1839.

Du Liebe!

Zuerst einen Gruß des Herzens an Dich, gemischt aus allen meinen Gefühlen, Gedanken und Träumereien! Du verstehst ihn, und damit gut! Und nun à la Edouard, mein Tagebuch, bis auf diesen Augenblick: Vom Wagen fort, ging ich zu P—s, die mein warteten, und verrauchte ein Stündchen; dann zu S—o, wo ich nur ein Billet lassen mußte; hierauf zu S—é's, mit welchen ich mich für heute zu Zink bestellte; endlich zu P—a, wo ich mich opferte. Zu Hause angelangt, traf mich B—nn, der Grüße von mir an S. und E. holte, und nach ihm W., mit dem ich einen mündlichen Präliminar-Vertrag abschloß, kraft dessen er mir für die Ausfeilung und Correktur des Manuscriptes von Eble 200, oder, wenn der Neffe die Correktur übernimmt, 150 fl. CM. verspricht; ich will aber kein Narr sein und werde mir einen Theil der Summe früher auszahlen lassen, denn die Arbeit ist ganz eigentlich undankbar. Während ich nicht zu Hause war, kamen Billets für Dich von G. und V., und war R. da. Nachmittags machte ich mit P. eine erquickende Tour in's Lusthaus; der Prater ist saftig grün, weil er halb im Wasser steht; wir fanden einen Linzer Buchhaltungsbeamten, Freund K's., plauderten (schwatzten ungewaschenes Zeug), und bestellten uns für den Abend zur Stadt Amberg. Zu Hause hörte ich, daß Ed. da gewesen (er hatte die Tante des andern Ed. gebracht),

— endete den Brief an den Letztern, und, nachdem ich mich mit eiskaltem Liesinger in St. Amberg gelabt, entschlief ich unter den lieblichsten Gedanken an Dich. Gestern erwachte ich mit einem unbändigen Schnupfen, der eben in der Blüthe ist, (der letzte Kuß?) ward früh durch den jungen S. in Anspruch genommen; dann brachte der Buchbinder mein Werkchen für Br. Ed., und ich las in P—s Isfendiar (der besser ist als ich meinte), während ich Resi zur Tini geschickt hatte. Sie kam mit der Nachricht zurück, Tini sei die ganze Zeit krank gelegen, habe auch an den Helenentag gedacht, aber Niemanden zum Schicken gehabt. Ich holte mit Resi den Federhut, schnürte das Packet zusammen und sandte sie zum Postwagen, wo es allerlei dumme Anstände gab, die ein Hin- und Herrennen nöthig machten und den Vormittag wegnahmen. Ich hatte nur noch Zeit zu Ed. zu gehen und ihm einen Brief vom alten St. zu bringen, der inzwischen an ihn gekommen war. (Auch der junior schrieb, und in beiden Briefen war das Höflichste ꝛc. ꝛc. an Dich, aber keine eigentliche Gratulazion; weil Du's ja doch wissen wolltest!) Die Französin schildert Ed. als fein, anmuthig und ganz solid. — Als ich nach Hause kam, war S. da gewesen und hatte vergebens eine Weile auf mich gewartet. Nach einem höchst frugalen Mittagmale (in Amberg) ging ich mit P. nach Hütteldorf, fand die Sachen dort im Alten, lud mich für morgen auf Mittag ein und ließ mich dann von P. zu O— schleppen, wo ich dann das tägliche Brot der sogen. gesellschaftlichen Freuden zu schlucken bekam. Zu Hause erfuhr ich, daß E. und R. da waren. In

der Nacht war ein jämmerliches Geschrei von einem eingesperrten Hunde, aber ich machte es wie Kant, dachte an Cicero — und schlief ein. Wir hatten Abends Eure Gesundheit und Euer Reisewohlsein getrunken! — Heute war schon R. da und bittet um Empfehlung eines Neffen Goethe's bei T., um das Josefinum zu sehen. Die Resi habe ich zu Spitzka geschickt. Das Wetter scheint sich zu trüben. Und nun bin ich beim gegenwärtigen Augenblicke, in welchem die Sehnsucht nach ein paar Zeilen von Dir die Hauptsache ist. Beiliegendes Bildchen für die Resi hast Du vergessen. Vielleicht kannst Du ihr's noch in einem Briefchen zuschicken? — Von W. weiß ich noch immer nichts; heute wird zu seinem Andres gegangen; G. wird morgen auf der Hütteldorfer Reise (wenn der Donnerer und Regner gnädig blickt!) mitgenommen. Reserl küßt die Hände und ist brav; Vogi und Blumen haben zu essen und zu trinken. Und Dein Ernst denkt an Dich und wartet Dein. Sei froh und glücklich! sprich von mir zu den Bächen, Bäumen und Bergen! sei gewiß, sie verstehen Dich, — denn sie kennen mich alle. Grüße auch die Menschen dort und Deine Reisegefährtin, der ich nur eine gedeihliche Wirkung der kleinen Reise auf die Gesundheit herzlich wünsche! — Eben kommt Resi zurück. Die Hemden sind noch nicht fertig. Während ich schreibe, wächst die Sehnsucht nach Dir! Sei nur froh und gesund und gedenke Deines Ernst.

Nr. 8.

Linz, 28. Juli 1843.

Früh geregnet; jetzt dünn umschleiert, mit Sonnenblicken.

Diese Zeilen, Du Liebe, Gute, schreibe ich aus der Wohnung des lieben alten Kner, mit einiger Eile, weil ich noch die Linzer Gänge machen will und hier die Briefe um 11 Uhr aufgegeben sein müssen, wenn sie noch am selben Tage abgeh'n sollen. Sage das der Frau P—s, weil er, um ihr von H. zu schreiben, später aufgibt; ihr Brief kommt also später nach Wien. Nun läß Dir geschwind, nur in punktirter Kürze, erzählen, wie es bisher ergangen. (Die Feder zügelt meine Eile im Schreiben und Denken; sie ist altväterisch und provinziell kurz zugeschnitten, — auf eine zierliche, steife Schrift berechnet)... Also: die Gesellschaft auf dem Carl (d. i. das Dampfschiff) war gemischt genug. Graf M., G. sammt kunstreiterischen Mädeln, mit denen B. natürlich (Perdita's wegen!) gleich anband, ein gewes. Chirurg M., der mich von Randhartinger aus kannte, dessen Bruder (meinen einstigen Correpetitor) er in Ybbs, als fast Sterbenden, besucht, ein Doppelgänger Rückerts, der wunderthätige Fürst Hohenlohe (dick, Figur, Anzug, Gesicht und Wesen eines Landpfarrers, Pfeife im Munde, etwas Weiches, Sinnliches und zugleich bäurisch Verschmitztes im Blick, — ganz gemein); Engländer: Familie H. (englische Touristen, bekannte Sorte); Berliner: Herr und Frau, — er, wichtig, neugierig, freundlich um auszufra-

gen; sie noch neugieriger, obligat-empfänglich für Naturschönheiten, die früher im Reisebeschreiber gemeldet sind, sehr besorgt und furchtsam; Juden, ein Leipziger (der mich erkannte, da er mir einen Brief von Ritter aus Leipzig gebracht hatte; für die Gesellsch. d. Aerzte); rc. rc. ... denn die Gesellschaft war auffallend zahlreich, was wir, leider, durch die Unmöglichkeit, Schlafstätten zu arrangiren, doppelt erfuhren. In Krems (eigentlich Stein) stieß M. zu uns. Es machte sich, oder vielmehr, wir machten es, besser als ich dachte. Mündlich mehr. Die Witterung des ersten Tages wißt Ihr. Es „goß nimmermüde nach" Die Donau 10 Schuh! Auen und Inseln überschwemmt, die Uferstädte wie Venedig; man fürchtete, nicht durch die Brücke (bei Stein) zu kommen, sondern übernachten und auf das nächste Dampfschiff von oben warten zu müssen; allein der Capitän, am Maste stehend, (ein braver, vorsichtig-tüchtiger, freundlicher, gar nicht capitänischer, schwäbischer Mann) duckte sich — und es ging. Nur in der stockfinstern Nacht, wo man auf dem Verdecke buchstäblich nicht Einen Schritt vor sich sah, hielten wir 3 Stunden still; diese 3 Stunden schlief ich; halb sitzend, halb liegend. Die Beschwerden dieses Tags und dieser Nacht hatten das Gute, daß wir die ganze schöne Partie der Donaufahrt, die wir sonst verschlafen hätten, nun, (durch den Aufenthalt und die Langsamkeit) bei Tage im sich entfaltenden schönen Wetter machten. Herrlich! Wer die Dampfschifffahrt nicht auf diese Art gemacht, hat sie nicht vollständig kennen gelernt. Mündlich mehr. Am Wirbel ging das Schiff ei-

nen Moment zurück; die Strömung war zu stark; man steigerte den Dampf auf 120 Pferdekraft, welches, wie der Capitän sagte, bei diesem Schiffe nur 1/2 Stunde gewagt werden darf, ohne den Kessel zu sprengen; es gelang — und wir langten gestern (am 27.) um 8 Uhr Abends am Linzerufer an, wo uns schon von ferne (unter einer gehäuften Volksmenge) K. und F. K. begrüßten. Paulinens Vater gefällt mir überaus; er ist, wie ich mir ihn dachte; die Wohnung, die Bilder, die Alte, der ganze patriarchalische Zustand an und für sich, und doppelt in Bezug auf Pauline gedacht, hat für mich etwas sehr Rührendes und zugleich Erklärendes. Der gute Herr überhäuft uns mit Freundlichkeiten; ebenso F., der heute schon die Morgenvisite machte. Seine Frau war unpäßlich, wird aber heute schon ausfahren. Alle sind gesund und lustig und lassen die Ihren grüßen. Th. S. auch; sie wohnt uns gerade gegenüber; O., den ich jetzt besuchen will, wohnt, wo K. früher gewohnt hat. Mittags um 1 Uhr soll es mit dem Eisenbahnwagen nach Gmunden gehen, wo wir, statt dem überfüllten und übertheuern Ischl, übernachten wollen. Dann den folgenden Tag in Ischl Mittags, Abends in Aussee. So viel vom Wesentlichen, Aeußerlichen. Mündlich viel mehr! nach und nach. An Dich gedacht — immer, und wie! Meine Haupthoffnung ist jetzt Dein Brief, den ich in Aussee kriegen werde! Enns, vom Wasser hinüber, und der erste Anblick der oberösterreichischen Gebirge, beim Vordergrunde des jetzigen Hochwassers, ist herrlich. Strudel- und Wirbelgegend machten lange nicht mehr die Wirkung auf mich

wie vor 20 Jahren. A propos: damals wohnte ich in derselben Straße wie jetzt, vis-à-vis, beim Stuck. Nun genug für diesmal! Grüße Alles von uns, besonders Paulinen; ihr Bildchen hier in Vaters Zimmer ist des Teufels; Rudolph seines gehört in's Fegfeuer, das ihrer Mutter, in unserem Schlafzimmer, auch nicht in den Himmel; es ist (oder vielmehr sie war) hübsch, aber es hat keine Seele. In Ybbs dachte ich an unsere gute Susi. Grüße sie und schreib nur bald, daß Ihr Alle gesund seid! aber nicht, eh' ich in Aussee bin, sonst weiß E. daß ich komme! Tausend und tausend Küsse von Deinem Ernst.

Nr. 9.

Aussee, 31. Juli 1843.

Im Angesichte des Loser, theuerste Nelly, setze ich den Bericht fort, den ich in K's Wohnung begonnen. Ich muß mich aber sehr kurz fassen, und — aus mehreren Gründen — das Detail der mündlichen Erzählung überlassen, wozu die Schlagworte schon im Porte-feuille stehen. Nachdem ich den Brief an Dich auf die Post gefördert, ging P. zu H. und auf die Polizei, — ich zu O. Empfang, wie Du Dir denken kannst. Dann zu Pr's. Familie, und Mittags wieder bei K., wo wir mit F. K. der für uns geladen war, ein vortreffliches Diner, nur wie die Juden am Osterfeste (wegen der Eisenbahnstunde) verschlingen oder besser: halb stehen lassen mußten. Am Bahnhofe finden wir Pr's. Mutter und M., die Gelegen-

heit nützend, mit nach Wels, zu J. P. zu fahren. Die Mutter wie immer, M. in ihrer Weise rührend. Hier drohten dieselben Hemmungen wie auf der Donau; die Traun war zwischen Ebensee und Ischl ausgetreten; wir zweifelten Aussee zur gewünschten Zeit zu erreichen. In Wels setzt sich J. P. nach einem tollen Streiche mit in den Wagen, — bis Lambach. Die reizende Schönheit der Gegend bis Gmunden, bei schönem, kühlem Abendwetter, versetzt mich in eine herrliche, milde Stimmung und ich wünsche nur Dich zu mir, was sich zuletzt bis zum Schmerzlichen steigert. In Gmunden angelangt, können wir der guten Th. Schl. in Gedanken nicht genug danken, die uns, statt des preciösen „Schiffes" das gemüthliche Gasthaus Holzinger's empfahl. Die schönste Situation (der reißenden Traun gegenüber), die freundlichste Wohnung und Bedienung, der Morgen mit gutem Frühstück und dem Anblick der Gebirge, wie ich sie noch nie gesehen (im sonnigen Nebel, wie Silber) und eine unglaubliche Billigkeit (45 kr. CM.) gaben ein gründliches Behagen, das die schneidend kalte Luft auf dem See und selbst die eingepferchte Stellung im Gesellschaftswagen nach Ischl nicht zerstören konnte. Die Traun war wieder in ihrem Bette, und wir stiegen erfreut (erlöst) an der Post ab. Von Ischl laß mich lieber schweigen! Wir fanden W., der die Freundlichkeit selbst war, B., H., E., den dänischen Gesandten, Graf S., und Mittags (auf d. Post) Frau von K. und P. Du, und nur Du liebe Nelly, kannst mitfühlen, wie mir bei alle dem war; etwa wie zum erstenmale in Gräfenberg, in die erwärmten Glieder

eine kalte Traufe. Desto schöner durch Feenlandschaften in einer Postchaise (billig) nach Goisern, wo wir T. besuchten, dem ich über den Zustand seiner eben kranken Frau Aufschluß geben konnte. Von da, aussteigend, zu Fuße über die „Pletschen,“ wie sie Jos. Pr. nannte, — und vom Herabfahren gegen Aussee wirklich bis zur Rührung entzückt. Ankunft — Wiedersehn — nicht zu schildern. Innere Erschütterung, die sich durch Gelächter auf beiden Seiten nach Außen Luft machte. Das Erste — Du Liebe, Einzige, Falsche, Dein Briefchen an Ed. —! ich hätte Dich zehnmal umarmen mögen! wie gescheit, wie gut war das! und wie geschrieben! wart' nur! ... Noch denselben Abend im Prater, im Theater; bei H. (mit S.); gestern in der Kirche, Besuche und dergl. (Opfer für Ed.); heute an die Seen — Alles gut und schön, aber ... kein Brief von Dir? wird ihn R. bringen? wird er überhaupt kommen? über die jetzigen Zustände kann ich, dem Innerlichen nach, nicht schreiben. Das Alles mündlich. Ich werde nur die äußern Hauptbegebenheiten immer in Schlagworten melden. (Ed. treibt, F. kommt.) Es geht im Ganzen alles gut; Ed. ist gesund und lustig, Pr. thut das Aeußerste und gefällt Ed. sehr gut; M. ist gar brav; wir haben fast schon Alles besprochen; das Weitere künftig! von der Rückreise läßt sich noch nichts sagen; Dich grüßt Alles; wir grüßen auch Alle; Paulinen K. sag', wir werden unser Versprechen, ihr zu schreiben, schon halten; jetzt drängt die Zeit. Tausend Küsse, Liebe, Gute! wärst nur Du da! bei Deinem Ernst!

Nr. 10.

Aussee, 4. Aug. 1843.

Tausend, tausend Dank, Du Einzige, für das liebe Briefchen, das R. gestern gebracht hat, — und für Alles! Was sind alle Menschen gegen Dich!! ... Ich fahre nicht so fort, um nicht zu weich zu werden, und sage Dir nur schnell, weil nur die heutige Post noch übrig ist, das Nöthigste. Am 31. fuhr es fort zu regnen. F. machte mir seinen Gegenbesuch. Mittags auf der Post kritzelten wir unsre Schreiben an Paulinen und ein Spaziergang nach Lerchenreit war Alles, was dem Wetter abzugewinnen war. Am 1. August dachte ich wie täglich, wenn die Andern noch schliefen, früh morgens an Dich, als ich die Verse von Dir in Ed's. Album las, die mir fremd vorkamen. Ich schrieb, da das Wetter fortdauerte, sogar einen Geschäftsbrief von hier aus (an Prof. F. in Bern), machte Verse in H. Fremdenbuch, und mit Pr. einen auf eine Schießscheibe, welche dem Grafen S. mit seinem gewonnenen Besten von den Ausseern geweiht war. Mittags beim Uhrmacher H., wo B. zuletzt wohnte, und E. Nachmittags, bei zerreißenden Gewölken nach Alt-Aussee (mit Pr. allein); von da auf die Pflinzberger Alpe und zur Ruine Pflinzberg. Zwei Regenbögen übers ganze Thal. Jodeln der Schwoagerinnen. — Abends bei A. — Am 2. August Frühstück im Garten, in der Rosenlaube (gedacht: „o wärst Du da!") — Besuch bei A. (den ich etwas über meine Erwartung finde) und B. Nach einem Dejeuner bei H. mit Ed. (der hier-

durch das Größte seiner Kraft leistete) zu den Seen. Es war, nach dem Berichte der Schiffer, die uns auf einem schönen Kahne überführten, der schönste Tag in diesem Jahre. Den Toplitzsee (hinter'm Grundelsee), in den ein silberner Wasserfall stürzt, und den Kammersee, den ein wirklich avernusartiger Kessel einschließt, hast Du, denk ich, nicht gesehen. Abends fand ich bei Hackel Deinen ersten Brief. ... Du kannst Dir denken, mit welchem Gefühle; das sich aber durch ein Stummwerden nach Außen aussprach, so daß Ed. fragte: ob Du mir was Unangenehmes geschrieben? ich dachte hierbei gleich wieder, wie oft Gefühle am Scheine in der Welt verkannt werden. ... Am 3. August. Nach dem Gartenfrühstück mit Pr. allein über den Koppen nach Hallstadt; an den Waldbachstrub, wo uns während des Gehens beständig das Wettjodeln der Sennerinnen auf den Alpen begleitete. Am Wasserfalle, der zu den schönsten im Lande gehört, könnt' ich mich, trotz Pr., einer innern Andacht nicht erwehren. Eine höchst ur-väterliche Wirthin in Hallstadt, wo wir wieder Verse in's Fremdenbuch schrieben, unterhielt das fromme Gefühl. (Mit Dir!! ... Das ruft mir jeder Augenblick zu!) Beim Rückschiffen stieg hinten in den Echern ein Gewitter auf; der Regen traf uns, als wir uns Aussee näherten; und sieh da — der gute Hirtl kommt uns mit drei Parapluie's entgegen und Caro wedelt uns freundlich zu! Zu Hause — die Briefe! R. mit E. bei H., wo ein Clavier ist: Jubel, Musik, Gesang, Tanz, Geschrei — den ganzen Abend bis in die Nacht; heute dauert der Regen fort; ich sitze hier und schreibe,

R. plaudert mit Ed. in der Kanzlei. Da hast Du das Neueste. — Aus Deinem Briefe sehe ich, wie brav Du wieder warst. Gott lohn' Dir's! Gestern Abends fand ich Dein „Gott schütze Dich!" in der Wäsche. Meine Nelly! ich weinte, — und der Talisman soll mich durchs Leben begleiten. Auch ordinirt hast Du gescheidt, — und auch das Sonntagblatt (wegen Eduard) sehr klug geschickt. Bei der Hauptmauth Du selbst?! Das wird Dich sehr belästigt haben! Was Du von Paulinen andeutest, die ich wieder grüßen lasse und die mir viele Redensarten schrieb, ist nur zu wahr! ich hab' es oft genug mit ihr selbst zu bereden versucht, — und glaube mir, wenn ihre Gefühle nicht in's rechte Geleise kommen wollen, so ist es nicht meine Schuld; ich mein' es herzlich gut mit ihr und thue was ich weiß und kann. — Meine Gesundheit? Pr. sagt, ich sähe aus wie ein Löwe; die Zustände sind besser, aber noch nicht ganz vorüber. Ich lebe hier wohl vergnügt, aber nicht nach unserem Sinne; Du weißt schon! in den Wald; Schwämme suchen, dichten, lesen, mit Dir essen 2c. ... Mündlich viel mehr! nun das Wichtigste: wir fahren morgen, oder, wenn es heute (wie jetzt) fortregnet, übermorgen (6.) von hier fort und sind also Montag (7.) oder Dienstag (8.) mit dem Dampfschiff in Wien. Es fängt schon stark an, mich hinzuzieh'n. Ed., Pr., R., — M. und Alle grüßen! R. hat mit Ed. allein ganz begeistert von Dir gesprochen, was mir recht ist. Leb' wohl! recht innig wohl! frohes Wiedersehen Deinem Ernst!

Wie Feuchtersleben, wenn seine schon 1836 erschienenen Gedichte aus später zu erörternden Gründen auch nicht viel Eingang finden konnten, doch durch seine Beiträge zur Literatur und seine Lebensblätter oder vielmehr durch die darin neu gesammelten zerstreuten Aufsätze sehr bald im belletristischen Gebiet eine Instanz werden mußte, so erhoben ihn seine medizinischen Abhandlungen auch rasch zu einer wissenschaftlichen Autorität. Und wie seine Praxis sich mehr und mehr erweiterte, so wurde er nach und nach, aber in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit, Mitglied der Gesellschaft der Wiener Aerzte, Secretär derselben, Decan der medizinischen Facultät und Vice-Director der medizinisch-chirurgischen Studien. Er hat sich über diese Periode, in die auch sein Antheil an den der Gründung der k. k. Akademie vorhergegangenen Berathungen fällt, in der Lebensskizze ziemlich ausführlich ausgesprochen, jedoch nur in dem zurückhaltenden, sich auf bloße Andeutungen beschränkenden Sinne, wie es einer wissenschaftlichen Corporation gegenüber angemessen war. Auf welche Weise sie ihn mit ihren mannigfaltigen Vorkommenheiten innerlich bewegte, und wie sie, trotz des Vielen, was gelang, doch die Summe schmerzlichster Erfahrungen in seiner Brust bis zur Ueberwältigung vermehrte, mögen die Tagebuch-Aufzeichnungen zeigen, die gerade hier wiederkehren.

*
* *

Kein Würdiger, unerkannt oder geschmäht, den ich nicht öffentlich zu erkennen und zu vertreten den Muth hatte! Mit dieser Selbstgenugthuung darf ich mich schlafen legen. Und wer hat mich je vertreten? wer von denen, für die ich mich compromittirt habe, hat ein Wort verloren, als mich Knaben mit Koth bewarfen?

(Decanat 1845.)

Wo keine Intelligenz und keine Sittlichkeit ist, kann ich nicht wirken, viel weniger etwas bewirken.

Zehn Kluge mit einander machen Einen Narren aus.

Wie oft erntete ich Lob, wo ich mich im Innern tadeln mußte, — wie oft Tadel über das Beste, was ich dachte und vorschlug! wie oft wurde meine Meinung nicht im Geringsten verstanden, und ein Gespenst, das man sich statt ihrer davon gemacht hatte, gelobt oder getadelt!... wahrhaftig, wer öffentlich wirkt, hat es dringend noth, sich unerbittlich selbst zu controlliren; das allgemeine Urtheil verzieht ihn unrettbar, wenn er es nicht berichtigt.

(Wie die hiesige Akademie der Wissenschaften entstand.)

Der Gedanke dazu war bekanntlich alt genug (Leibnitz). Der Plan wurde lange (v. Littrow und Hammer)

gehegt. Hammer arbeitete wiederholt, aber — aus vielfachen Gründen — vergebens, an der Verwirklichung. Als die Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften (Haidinger) sich gebildet hatte und eine oberflächlich-populäre Tendenz bethätigte, fühlte sich Hammer von neuem angeregt. Er kam zu mir und erklärte seinen Vorsatz, neben diesem Naturforscherverein einen andern von wenigen Gelehrten zu bilden, die etwas zu schaffen und zu leisten im Stande wären. Er nannte sie. Es waren meistens Philologen und Historiker. Sie sollten nur um Erlaubniß bitten, zu existiren und ihre Arbeiten auf Staatskosten (durch die ärar. Druckerei) herauszugeben. Von einer Akademie sollte kein Wort verlauten, — um den Zweck nicht zu vereiteln. Kein Name, keine Besoldung 2c. — Doch sollte damit der Keim einer künftigen gegeben sein. — Ich schloß mich an, rieth aber, um nicht Partei gegen die Naturforscher zu machen, diese nicht zu Gegnern zu machen und um für jenen Keim einen breitern und bessern Boden zu haben, die Besten jener Gesellschaft und nebstbei noch andere gute Köpfe beizuzieh'n. Ettingshausen, Grillparzer, Littrow wurden beigezogen. Man versammelte sich — bei Hammer, bei mir bei Littrow. Endlicher erklärte: ohne Bar. Hügel beizuzieh'n, würden wir unsern Zweck (wegen Fürst M.) nicht erreichen. Man folgte dem Rathe, nach mancherlei Bemerkungen. Man wollte nun einmal existiren. B. Hügel trat ein, und der Sache ward allmälig eine andere Wendung gegeben. Andere Namen kamen zur Wahl; in vielen Punkten ward vom alten Plane abgegangen. Das

Memoire ward fertig — und dem Fürsten M. überreicht. Die Antwort lautete: „Ich bin so eben im Begriffe, eine Akademie d. W. zu gründen. Sie sehen also wohl, daß Sie nicht im rechten Augenblicke kommen. Indeß danke ich für die Behelfe, die mir Ihre Vorarbeit zu meinem Plane liefert." Unser Wirken war somit am Ende. Bald darauf enthielt die Wiener Zeitung: Se. Maj. haben ꝛc. Die Ernennungen folgten nach. Ich war nicht darunter.

Das ist die Geschichte der Entstehung unserer Akademie. Wir hatten den Weinberg für Andere gebaut.

So viel ist mir klar geworden, daß ich ohne Begeisterung (ohne ein Höheres im Gemüthe) nicht leben mag noch kann. Es ist der Aether für die innerste Kraft des geistigen, wie jener der Atmosphäre für die des leiblichen Lebens. Von diesem höheren Leben lebt das individuelle, und jenes in stiller Betrachtung festzuhalten, ist das höchste, das einzige wahre Glück in diesem.

Der Schatten, den diese Sonne des Lebens wirft, ist die Betrachtung: daß so viele Tausende sie nicht sehen. Nicht Menschenverachtung fließe daraus, sondern ein stilles Gefühl des Mitleids, von gerechter Zuversicht auf die Wege der Vorsehung gelindert.

Wie muß ich oft innerlich schmerzlich lächeln, wenn Andere meine Ergebnisse rühmen! Sie hätten sie ebenso

gut auch haben können; aber als ich die Wege dazu zeigte, glaubten sie mir nicht, oder gingen sie nicht.

Das Leben hat nur Interesse für mich durch die Pflicht und durch meine glückliche Ehe. (Ich würde noch die Schönheit der Natur hinzugefügt haben, wenn nicht die Natur, über alles einzelne Leben hinaus, vielleicht verklärten Organen noch in reinerer Schönheit strahlen dürfte). Den Tod wünsche ich nur deßhalb noch hinausgeschoben, weil ich so viel Versäumtes nachzulernen, weil ich noch so wenig geleistet habe und weil Helene zurückbleiben und harren muß.

Mein Hauptfehler ist wohl: daß ich mit bornirten und schlechten Leuten gar nicht zu verkehren verstehe und durchaus der Vernünftigen bedarf; — die doch nicht auf der Straße wachsen!

An W. lernte ich, wie man Geschäfte betreiben müsse. Nie habe ich, bei geringer Bildung, eine solche Thätigkeit, Assiduität und Umsicht gesehen. W. machte sein Loos; er gelangte vom Bauernsohne zum höchsten Einfluß, und würde Bewunderung verdient haben, wenn er in der Wahl seiner Mittel — ängstlicher gewesen wäre.

Man sucht immer das Geistige aus dem Menschen und seiner Organisation zu demonstriren und kann

die Zweifler schwer beruhigen, weil sich die lebendige, geistig-sinnliche Einheit unserer Erscheinung nicht trennen läßt; -- man muß aber von oben herab beweisen, — ... durch jenen unabweisbaren Bezug, ohne welchen alle Erscheinung für uns gar keinen Sinn hat. (In diesem Sinne hat Kant schon Recht gehabt) rc. ... Dem, wozu Alles ist, entsprechen alle Kräfte; dem, was wir ahnen können, unsere.

Ich kann mich einer gutmüthigen Ironie nicht erwehren, wenn mich gewisse Leute über das, was ich schreibe, beloben. Könnte ich ihnen doch begreiflich machen, daß sie eben so gut und besser schrieben, wenn sie glaubten, was ich sage und thäten, was ich rathe! Sie geben mich zu und negiren das, wodurch ich bin!

Jeder kann mich bestimmen, der mich überzeugt, daß, was er will, zum Besten der Sache, oder daß, was ich will, unmöglich ist.

Welche Situation für einen honetten Menschen, sich da gelobt zu sehen, wo er sich innerlich selbst mißbilligen muß, — vertreten zu müssen, was er nicht gutheißen kann! Das ist das republikanische Verdienst!

So oft ich meiner bessern Einsicht, meinem bessern Gefühle folgte, — bei jedem Worte, jeder Handlung, die

eigentliche Anerkennung verdient hatte, ... erwarb ich Gegner, Widerspruch, Tadel. Welche Prüfung für den Charakter! —

Ich habe das eigenthümliche Gefühl, — ich möchte sagen — keinem vis-à-vis gewachsen zu sein. Es gelingt mir nie, Andern unmittelbar gegenüber zu der ruhigen Auffassung meiner Gedanken und ihrer Festhaltung zu gelangen, die mir oft in der Einsamkeit oder höchstens im allervertrautesten Verhältnisse meines Lebens für Augenblicke so glücklich von Statten geht.

Gefragt, warum ich in meinen Gedichten so Manches stehen ließ, dem spätere, ethisch und philosophisch, widersprechen? erwiedere ich: damit man wisse, daß die reiferen Ansichten nicht aus Kälte stammen, sondern daß auch ich empfand. Das gewinn't dem Reiferen mehr Zutrauen.

Manchmal wie durch einen plötzlichen Lichtstrahl auf das Einst zurückzublicken — wie es in dir blühte und reifte, — was das für Früchte geben konnte, — was du dachtest, wußtest und fühltest, was vermochtest! ... und nun — ist die Erkenntniß da, oder nicht da: denn du frägst: welches von beiden ist die Täuschung?? Jugend, Alter, Gesundheit, Krankheit, Leichtsinn, Tugend ... Daseinszwecke!!

Komisch wirkt manchmal auf mich selbst das Mitleiden, das mich über mich selbst ergreift. Oder auch das, welches ich oft mit andern fühle, gleichsam statt ihrer selbst; ich meine, mit braven, tüchtigen Menschen, die sich nicht erkannt sehen und doch in einer halben Illusion fortarbeiten.

Vielleicht ist allzuviel Liebe für eine amtliche Aufgabe auch von Nachtheil. Vielleicht konnte man mir diesen Umstand zurechnen, da ich bei der Studien-Reform mit einer Leidenschaft verfuhr. Wenigstens tröstet mich der Gedanke, daß in diesem Vorwurfe auch schon die Entschuldigung liegt.

Wenn ich den Fehler habe, während des Schreibens fortzulernen, also, als öffentlich Schreibender, den gläubigen Leser mit-irren zu machen, — kann ich anders, wenn ich mich nicht bei mir selbst für fertig erklären will?

Der Dichter freilich hat's besser: er ist immer fertig und wahr, wenn er das Lebendige bringt; aber der Verstand ist nun einmal das Vermögen zu irren.

An die, welche wirklich gefördert sein wollen:

Ich sehe durchaus nicht ein, warum man nicht, zu einer Zeit, wo es Niemand der Mühe werth findet, sich über Jemanden klar zu machen, — ohne Besorgniß vor der Anschuldigung zu großer Selbstschätzung — diese Mühe des Klarmachens selber übernehmen sollte.

Diese Notate, allerdings nach Art des Mannes größtentheils ins Allgemeine gewendet, aber durch den bekannten rothen Faden, den ich hier einen mit Blut getränkten nennen möchte, eng mit einander verknüpft, beweisen, wie tief er noch im reifen Alter den unausgleichbaren Widerspruch zwischen den idealen Forderungen des Gemüths und dem stumpfen Realismus der Welt empfunden und mit welchem Recht er die oft an ihm bewunderte äußere Ruhe als das schwer errungene Resultat des heftigsten inneren Kampfes bezeichnet hat.

Im Jahre 1844 begann Feuchtersleben seine Vorlesungen über ärztliche Seelenkunde. Er selbst hat ausgesprochen, was ihm dabei vorschwebte, aber kaum angedeutet, wie weit er seinen Zweck erreichte. Da sich bei ihm die tiefste Einsicht und das reichste Wissen mit dem ansprechendsten Vortrage verband, so war der Zudrang ungeheuer. Der Umstand, daß die mit ihm zu gleicher Zeit lesenden Professoren eine andere Stunden-Eintheilung verlangten, weil er ihnen den Hörsaal zur Wüste machte, ist dafür ein schlagender Beweis. Ich habe oben darzuthun versucht, daß er vermöge seiner ganzen Organisation nothwendig in diesem Kreise sein Höchstes leisten mußte. Das war auch der Fall. Der Eindruck, den er erregte, wenn er gegen den Materialismus weniger kämpfte, als ihn durch ruhige Entwickelung des Gegensatzes ohne Schwertstreich beseitigte, war unwiderstehlich; ging nicht Jeder überzeugt aus seinem Collegium, so ging doch gewiß Kei-

ner ohne den Vorsatz fort, eine vielleicht seit Jahren für abgethan gehaltene Untersuchung noch einmal mit Ernst wieder vorzunehmen. — Die Witwe erinnert sich noch mit stiller Freude einer bezeichnenden Scene, die zu Hause in ihrer Gegenwart Statt fand. Ein alter Herr, der nur schlicht gekleidet war, aber viele Orden auf der Brust trug, trat nach einer Vorlesung zu Feuchtersleben mit den Worten ins Zimmer: „Nun kommt der alte Junge zum jungen Alten!“ Es war ein fremder Kunstgenosse. Die wissenschaftliche Frucht der Vorträge war das Lehrbuch, das bis auf diesen Tag in Deutschland, wie in England sein Ansehen behauptet. Interessant und fruchtbar wäre eine Parallele zwischen Feuchtersleben und Blumröder, die jedoch nur der Tiefeingeweihte wagen dürfte; da beide Männer, wie schroff sie einander auch gegenüberstehen, doch in dem einen entscheidenden Punkt zusammentreffen, daß sie das Faktum ehren und es nicht wie die Schubert u. s. w. auf der einen Seite, die Feuerbach u. s. w. auf der andern, verdrehen oder umbiegen, so dürfte das Resultat eine ungewöhnlich reine Darstellung des Dualismus sein.

Zu gleicher Zeit wurden fast alle früher aufgenommenen Studien fortgesetzt, ja noch manche neue ergriffen und nicht einmal diejenigen ausgeschlossen, denen sich der menschliche Geist in den späteren Jahren nicht leicht mehr zuwendet, wie z. B. die Beschäftigung mit den Sprachen. Auch das poetische Hervorbringen stockte nicht ganz; es entstand ein zweiter

Band lyrischer Gedichte, der zwischen freier Production und einem Tagebuch mit Glück die Mitte hält. Doch scheint Feuchtersleben jetzt weniger in der Entfaltung des eigenen, als in der Ermunterung des fremden Talents seine Befriedigung gefunden zu haben. Wie er seine älteren Dichterfreunde: Bauernfeld, Mayrhofer, Schober, deren er in der Lebensskizze erwähnt, nicht aus dem Auge ließ, sondern sie liebevoll auf Schritt und Tritt begleitete, so zog er begabte Jüngere, wie Otto Prechtler und Wilhelm von Metzerich wohlwollend zu sich heran und stand ihnen bei mit Rath und That. Die Anhänglichkeit an jene hat er, wie wir sahen, auf die mannigfaltigste Weise in Kritiken und Charakteristiken bethätigt. Die Theilnahme für diese geht aufs Rührendste aus einer bunten Reihe von Briefen und Zetteln hervor, deren Einsicht mir freundlichst vergönnt wurde. Es eignet sich natürlich nur Weniges daraus zur Mittheilung, da das Meiste sich auf ganz specielle Dinge bezieht und also dem Publicum unverständlich wäre; einige Proben sind jedoch nothwendig, damit man den vielseitigen Mann auch in diesem Verhältniß walten sehe.

Zunächst folge ein Brief an Otto Prechtler vom 21. Mai 1836, der sich selbst erklärt:

„Lieber Freund!

Der Zudrang mannigfacher Geschäfte, der mich einen Besuch, den ich Ihnen zudachte, von Tag zu Tag auf-

schieben macht, da doch die Angelegenheit urgirt, — und die Ueberzeugung, daß die Ruhe, mit der man ein geschriebenes Blatt, weit mehr als einen flüchtigen Discurs, übersinnen kann, meiner Absicht günstig ist, — veranlassen mich, Ihnen diese Zeilen zuzusenden. Ich muß kurz sein; aber ich hoffe, Sie werden mich verstehen und das Detail, besser als ich, auszuarbeiten im Stande sein.

Sie waren so freundlich, mir in mancher Hinsicht Ihr Zutrauen zu gewähren; ein Geschenk, dessen Werth in der Dürre des Lebens unschätzbar ist, und das ich nur mit meinem eigenen Innern, insofern ich es Ihnen ohne Rückhalt öffne, zu erwiedern weiß. Da ich nun Klarheit über alle menschlichen Verhältnisse für das höchste Glück halte, das uns erreichbar ist, — Sie aber seit einiger Zeit, wie es scheint, durch irgend etwas an mir gehindert werden, sich rein gegen mich auszureden, so treibt mich schon eine gewisse Selbstvertheidigungspflicht, diesen Knoten zwischen uns zu lösen und zu sagen, wie ich's meine. Nun aber lassen wir diesen Egoismus ganz bei Seite; reden wir blos von Ihnen. Der Antheil, den ich, seit wir uns kennen, an Ihnen nehme, ist zweifach: ich halte den Menschen werth und wünsche mir ihn dauernd zu gewinnen; ich achte den Dichter, und wünsche ihm, so viel an mir ist, förderlich zu werden. Ihr herzliches Verhältniß zu Marie überließ ich gleichsam meiner Frau zur Pflege. Sie theilte mir ihre Intention mit: vermittelnd zwischen die häusliche Prosa und die unbedingte Leidenschaft einzutreten; mitzuhelfen, daß durch das erleichterte Dulden des Einen Zustandes, der andere gelinder herbei-

geführt, und, wo möglich, eine Ausgleichung der heterogenen Elemente begründet werde. Ich stimmte bei; soll denn dem liebevollsten Wollen keine Einmischung gestattet sein? — Es schien auch eine Weile ganz gut zu gehen, — aber plötzlich sind Wolken da; und, seit unserem letzten Besuche bei Mariens Vater, höre ich Dinge, die mir gewissermaßen die Sache auf mein Gebiet zu spielen scheinen. Ich sehe den Menschen, den Dichter gefährdet; da rühre ich mich und rede. — In Allem, was ich bisher von Ihnen las, habe ich einen Lebenspuls aufgespürt, den ich „Beruf" nennen möchte; und ich hätte dies Blatt nicht angefangen, wenn ich ihn nicht gespürt hätte. Nur Ruhe und Klarheit aber bildet, wie den Dichter, so den Menschen, — und so wahr es ist, daß Sie etwas in sich besitzen, das Hunderten fehlt, so wahr ist es auch, daß Sie, wie Hunderte, verloren sind, wenn Sie sich aus der Verwirrung, in der Sie leiden, nicht herausarbeiten. Der Mensch ist seine Thätigkeit, der Dichter sein Talent der Welt schuldig, die ihn trägt und erhält. In diesem Sinne ist es Ihnen Pflicht, sich emporzuraffen: Pflicht gegen sich, weil nur inn're Vollendung beglückt; Pflicht gegen uns, weil wir um die Verwendung Ihrer Gaben fragen; Pflicht gegen ein Wesen, dessen Ruhe Ihnen theuer sein muß, — dessen Ruhe Sie nur stören dürfen, um sie schöner wiederherzustellen. Ich habe es an andern, und leider! an mir selbst oft genug erfahren, wie unser tiefstes Inn're, der Kern von unsern Kräften, unter den Gewalten leidenschaftlicher Zerrüttung erliegt; ich brauche nicht an Bürger's in Armseligkeiten zu Grunde gegangenes Ta-

lent, an Heinr. Kleist's zerstörtes Gemüth, an die Gefahr, in der selbst Schiller schwebte, zu erinnern; wir haben in unserer Mitte an einem Freunde ein trauriges Beispiel, daß geistige Auszehrung, und wenn kein rettender Schnitt in's Geschwür gemacht wird, — inn'rer Tod den Abschluß solcher Leiden machen. Hätte mir damals, als ich, im Taumel selbstsüchtiger Jugend, mein Heiligstes verkannte, ein Freund von der reinen Höhe des Lebens zugerufen, — ich hätte wahrlich den Sprung über den Abgrund nicht gescheut, der mich einen Entschluß auf Leben und Tod gekostet hätte, — und wäre drüben dem Retter herzhaft in die Arme gesunken. Ein glückliches Loos hat mir den Sprung erspart; — nun aber sehe ich zurück, und schaudere. Es läßt sich Keinem sagen, der im Labyrinth ist, was sein harrt; ihm ist wohl; ein Schritt lockt zum andern, — und erst, wenn er ganz umflochten ist, merkt er verzweifelnd, daß man ihm nicht mehr helfen kann. Das ist nicht übertrieben, nicht dunkel; Sie werden's wahr und hell sehen, wenn Sie's erleben. Auf Ihrer Brust liegt der Alp, der auch auf uns'rer lag; in tausend Gestalten liegt er auf jeder: der bittere Kontrast zwischen dem Idealen und Wirklichen. Daß das Ideale das eigentlich Wirkliche, und das Uebrige eine Lumperei ist, das behalten wir für uns. Aber: jeder Versuch, ein zartes, inn'res Verhältniß auch äußerlich gewaltsam durchzusetzen, ist vergebens. Er muß scheitern. Es liegt in der Natur der Dinge. Wird das Inn're, ohne Ziel und Absicht, nur so hin, fort und fort, behauptet, so lacht die Welt nur drüber, und, während

sie macht, was sie will, muß jenes Inn're sich mit schönen Worten begnügen. Es bleibt ihm nur zweierlei: auf Verwirklichung ganz verzichten, oder: einem durchdachten Zwecke plangemäß, still und allmälig in der Welt sich einen Boden zu erkämpfen, wo es ungestört blühen kann. Nie wird es gelingen, Menschen, die Natur oder Bildung durch eine ewige Kluft von uns geschieden haben, zum Verständnisse zu zwingen; — sie erbittern — bestärkt sie, und hilft uns nichts. Das ist Ihr Fall. Halten Sie das Entsagen für unnatürlich, unmöglich oder unrechtlich, — dann haben Sie sich in den Mitteln vergriffen, — sich entgegen gearbeitet. Meine Frau hat den rechten Weg erkannt: dem äußern Verhältnisse das inn're so lange scheinbar zu opfern, bis an ein Hinderniß nicht mehr zu denken war. Um so mehr, als es nicht nur um Ihre, sondern, wie ich schon sagte, um die Ruhe eines geliebten Wesens zu thun ist, deren Lage Sie nicht zerstören dürfen, ohne eine bessere verwirklichen zu können. Sie hätten ihr vielmehr die Duldung erleichtern sollen. Haben doch Frauen nicht die Ressourcen unseres Geschlechts! In ihre Sphäre eingegränzt, sind sie unsäglich elend, wenn ihnen auch diese noch verleidet wird. Kann Liebe das verantworten? — Sagen Sie nicht: Es ist leicht gepredigt, wenn man's nicht empfindet und nicht rathen kann, was nun geschehen soll! — Ich hab's auch empfunden; schmerzlich genug! wenn Sie meine Gedichte wie meine Sätze lesen, werden Sie finden, daß es Denkmäler des Entsagens sind, — Trümmer! — Und so fehlt es mir auch an Rath nicht, scheine er gleich allge=

mein und bitter. Das Allgemeine werden Sie in's Besondere übersetzen, — und, wo keine Bitterkeit ist, da bedarfs keines Rathes. Er ist im Vorigen erthalteu; ich rufe ihn Ihnen nur noch wiederholt zu: Entsagen, — oder: mit aufopfernder Beharrlichkeit, ohne tödtende Stürme, den Frühling herbeiarbeiten, die Wirklichkeit versöhnend, daß sie der Pflanze des höheren Lebens, freundlich gezwungen, ein stilles Plätzchen gewähre! — Der hoffnungreiche Hinblick auf ein heitres Ziel hat etwas so Heilendes, Belebendes, daß ich gewiß bin, wenn Sie sich resignirten, bald wieder in Ihnen den offenen Freund, den thätigen Menschen, den besonnen strebenden, leistenden Dichter zu begrüßen!

Ihr Freund."

Zeigt sich in diesem Briefe das wärmste und zugleich besonnenste Eingehen auf die Verwirrungen des Lebens, und erinnern die kritischen Randglossen zu Prechtler's poetischen Arbeiten im schönsten Sinne an die Sorgfalt, womit ein rechter Gärtner die ihm anvertrauten Gewächse pflegt, so beweisen die nachfolgenden Aphorismen, die durch entsprechende Reflexionen des Empfängers hervorgerufen worden sind, auf's Erfreulichste, daß auch Feuchtersleben die dichterische Entwickelung ausschließlich durch die allgemein menschliche Ausbildung fördern zu können geglaubt hat:

„Die vorigen Blätter enthielten Probleme, und ich versuchte sie zu beantworten. Die gegenwärtigen bringen freie Reflexionen, und ich unternehme sie zu begleiten. Wie

es das Lesen eben aufruft, so steh' es hier zu weiterer Anregung.

1.

Der wahre Dichter ist im tiefsten Grunde immer Eins mit seinen Werken. Auch wenn er darin ein Anderer sein wollte als Er selbst, — so könnte er es nicht einmal. Aber es wird ein tiefer, klarer, liebender Blick gefordert, ihn zu erkennen. Wie viele Leser gibt es, die diesen haben? und dann: wie viele wahre Dichter gibt es? hinc illae lacrimae —

2.

Es gibt gewiß, wenn ich so sagen darf, eine unbewußte Heuchelei, wie es eine bewußte gibt. Jener sind wir, als Menschen, unterworfen, und es ist wahrhaft menschlich, es damit nicht zu genau zu nehmen, wie denn läßliche Sünden eigentlich den Reiz des Menschlichen ausmachen: homo sum, humani nil a me alienum — — Ewig verdammlich ist nur die Sünde wider den heiligen Geist.

3.

Wie befremdet war ich, als ich nach zwölf Jahren ein ländliches Zimmer, das meiner Phantasie als ein Saal vorgeschwebt, worin ich als Knabe glücklich war, — wieder sah und klein und niedrig fand! Der Mensch ist für mehr als für die enge Gegenwart geschaffen; er reift höheren Verhältnissen zu, — und die Erde muß ihm einst werden, was mir mein Kindersaal!

4.

Die Natur spricht zu jedem Herzen seine Sprache. Da der Geist im Menschen ist, und nur in ihm, so wird der Idealismus dem menschlichen Denken ewig eigen bleiben. Spricht doch auch die Gottheit nur zum Göttlichgesinnten, — und wer weiß, welche Sprache der Dämon hat, die nur die von ihm Besessenen vernehmen!

5.

Die großen Menschengestalten der alten Poeten sind zu hohlen Formen geworden, ihre Tugenden zu abstrakten Phrasen, mit welchen die schale Enkelwelt wie mit tauben Nüssen spielt. Weder im Leben noch auf der Bühne wirkt die echte Trefflichkeit; der Pöbel fordert, aus Gewohnheit, die alten, schönen Tugendworte, — und wie das Leere und die Extension sich immer wechselseitig steigern, so müssen die pomphaften Fratzen immer pomphafter werden, je leerer sie inwendig sind. Bald wird der echte Mensch nur mehr dem Leichtfertigen Tugend zutrauen, dessen Mund nie ihren Namen ausspricht.

6.

Es gibt eine Bildung des Menschen. Sie muß also möglich sein. Nur ist Folgendes dabei zu bedenken: der Verstand ist nur ein Stück vom ganzen Menschen; mit bloßen Maximen wird man also nicht weit springen. Und: jeder Einzelne hat einen bestimmten Typus und kann nie aus sich heraus. Die Aufgabe bleibt also: dem ganzen Wesen des Menschen eine Richtung zu geben, — und zwar: eine dem Individuum angemessene Richtung.

Jeder strebe, das zu werden, was nur Er werden kann: irgendwo treffen wir Alle zusammen, denn uns Allen ist das Göttliche eingeboren.

7.

Der Mensch bleibt eben Mensch; auf einmal fällt keine Eiche, am wenigsten ein menschliches Leiden. Wie weit es die Kraft des Geistes bringen kann, weiß nur der, der nicht müde geworden ist, sie immer wieder in sich emporzurufen.

8.

Jeder weiß, wo ihn der Schuh drückt. Die gräflichen Leiden sind für den Grafen eben auch nicht so idealisch als sie auf dem Papiere aussehen. Es ist doch merkwürdig, wie mit gewissen poetischen Resultaten die ganze Menschheit getroffen ist; ich habe noch Niemanden gekannt, dem nicht die angeführten Verse Goethe's ein Symbol seines Lebens geworden wären. Hieher aber paßt es besonders, daß gerade eine Königin sie als den Text zu allen ihren Gedanken sich zu wiederholen pflegte.

9.

Gewiß ist der Dichter beim Empfangen passiv, Knecht; beim Bilden aktiv, Herr. So ist in allen Künsten die Conception Begeisterung, die Ausführung Besonnenheit; in allem Produciren etwas Mystisches und etwas Reflectives.

10.

Zwischen dem Philister und dem Poeten liegt die jämmerliche Halbheit; der, vom Idealen zum Realen elend

schwankende Dichterling. Ueber beiden der große, ganze Mensch.

*

* *

Und wenn nun auf diesem ernsten Weg, den ein Jeder unverdrossen wandeln muß, der etwas Rechtes leisten will, Stadium nach Stadium zurückgelegt und endlich ein übersichtlicher Punkt erreicht wird: wie weiß der treue Eckardt, der deutend und warnend voranzog, zu belohnen:

„Im Ganzen — heißt es am Schluß einer kritischen Musterung von Prechtlers Gedichten — muß ich ausdrücken, daß mir dieser Band große Freude gemacht hat, insofern ich mir daran etwas zuschreiben darf. Es entsteht, wenn man ihn gegen den ersten hält, das befriedigendste Gefühl. Hier ist etwas Gewordenes, in sich Einiges, Bestimmtes. Man nimmt tiefern Antheil und zweifelt nicht länger an einer völligen Entfaltung. Selbst die Eintönigkeit der vorwaltenden vierfüßigen Trochäen bildet gewissermaßen auch äußerlich ein Ganzes, eine Geschichte vor. Der Antheil des größeren Publikums wird auch nicht fehlen; es ist eben der rechte Lebenszeitraum für Lyrik: zwischen stürmischer Nacht und kaltem Tage; ein Dämmerzustand, in welchem die Mehrzahl der Menschen Zeitlebens verbleibt.“

Mit nicht geringerer Theilnahme wandte er sich Wilhelm von Metzerich zu. Auch mit diesem wurde ein reger Brief- und Zettel-Verkehr unterhalten, der nicht einmal während der Unterstaats-Secretariats-

Periode, auf die wir gleich kommen werden, völlig stockte; auch seine Dichtungen wurden auf das Sorgfältigste, Vers für Vers, kritisirt. In einer Beurtheilung der Sammlung heißt es:

„Es ist für uns Beide, als Dichter, ein schlimmes Zeichen, daß Aphorismen unser Letztes sind. Trösten wir uns mit Goethe!"

Interessant sind auch die Tagebuch-Aufzeichnungen über Bauernfeld, indem sie den in den Beiträgen zur Literatur über ihn gefällten Ausspruch näher zu begründen suchen:

Bauernfeld's Lustspiele.

So wirksam B's. Lustspiele auf der Bühne sind, so genießt und schätzt man sie doch nur noch mehr, wenn man sie liest. —

Die tiefe Sittlichkeit (wie in Frz. Walter).

Wann wird man die Tiefe blos in metaphysischen Spekulationen zu suchen aufhören? wann wird man ahnen, daß das leichte, frohe Wellenspiel des Sees, der Himmel und Erde in freundlicher Glätte spiegelt, die wahre Tiefe birgt?

Die tausend kleinen Züge, welche im Leben vorkommen, in denen sich des Menschen Innerstes herauskehrt, — die dem Psychologen vom Fache entschlüpfen. Gleichsam erhaschte Verrathe (!) des innern Lebens. — Jedes seiner Werke hat, wie es sein soll, eine bestimmte Farbe und Haltung, die aus dem Wesen des Stücks hervorgeht und sich im Zusammenklang der Charaktere, in ihrer durch-

gehends gemäßigtern oder kühneren Zeichnung, in dem mehr Innerlichen oder Materiellen der Erfindung, in der Gattung der Witze, und vielleicht am merklichsten im Dialog, der durchaus nicht einerlei in B's. Stücken ist, ausspricht. So herrscht in Frz. Walter durchweg eine gewisse herzliche Innigkeit, wie sie dem Leben der deutschen Handelsstadt (?) in jener Periode und dem ernsten, gefühlvollen Inhalte des Stückes gemäß ist; in den Bekenntnissen durchaus eine rasche Bewegung, ein städtischer leichter Ton, wobei im Witze Kühnheit mit dem Schicklichen sich verbindet; im Zauberdrachen ist alles burlesk; Gesinnungen, Gang der Fabel, Dialog, Späße, Charaktere, alles aus einer niedrigern Sphäre; und wie harmonisch und edel gestaltet sich Alles, bis auf die kleinsten Sätze, dem zarten und hohen sittlichen Sinne gemäß, in Helene! — Es waltet überall der Begriff eines Ganzen, eines Organismus. Die Vielseitigkeit, mit der dieses Verfahren verbunden ist, macht, daß die Urtheile so verschieden ausfallen, je nachdem der Leser Kapacität für die eine oder die andere Weise, die Dinge aufzufassen, hat oder nicht hat. Derselbe Leser, der von Fortunat entzückt ist, begreift nicht, was an Helene zu loben sei; und wen Frz. Walter im Tiefsten anregt, den ärgert der Zauberdrache, — wie denn erst kürzlich ein Recensent „die Bekenntnisse" für das beste deutsche Lustspiel, und „Bürgerlich und Romantisch" geradehin für schlecht erklärt hat. Warum wollen wir nicht lieber den Umfang unseres Auffassungsvermögens erweitern oder, wo das nicht geht,

schweigen, — statt zu verdammen, was außer unserem Kreise liegt?

Ein Brief über Grillparzer's „treuen Diener seines Herrn," an Metzerich gerichtet, offenbar durch die kalte Aufnahme des Stücks hervorgerufen, bilde den Beschluß:

„Wie sehr freut es mich, daß Sie den Werth meines Lieblingswerkes von Gr., „ein treuer Diener," besser zu schätzen wissen, als ein Publikum, dem freilich Gefühle und Gesinnungen, wie sie hier gefordert werden, weder geläufig noch bequem sind. Ich glaube Sie wohl zu verstehen, wenn Sie diese Gesinnung, die das Ganze durchwaltet, als besonders werthgebend hervorheben; aber auch der poetische Werth des Drama's scheint mir weit entschiedener als jener der früheren Werke; wenn nämlich das Poetische nicht in Worten und Bildern, sondern in der Lebendigkeit der Darstellung besteht. Ich weiß wenige dramatische Werke, die so ganz dramatisch sind wie dieses: wo Alles so ganz sich selbst darstellt, Alles Charakter, Handlung, Wirklichkeit ist, — wo, mit der kunstvollsten Oekonomie, ohne rhetorische und lyrische Behelfe, der ganze reiche und tiefe Gehalt an Verstand und Empfindung in Ereignisse umgewandelt, ganz eigentlich verkörpert ist. Nur das Wesentliche und Individuelle (der Kern aller dichterischen Wirkung) ist gegeben, mit einer Entsagung alles leeren Nebenschmuckes gegeben, die dem Kenner Ehrfurcht einflößt; denn dieser will die Gedanken und die Gesinnung des Dichters sich selbst aus dem Werke entwickeln; er will sie nicht in moralischen Phrasen

sich wie conventionelle Münze ausbezahlt sehen. So waren alle die großen, immer lebenden Werke des Alterthums, so werden alle sein müssen, die immer leben wollen, — denn Poesie ist nichts anderes als wahre, lebendige Darstellung, und beruht auf dem, was die Menschen, ewig und überall, sie mögen sprechen, denken und phantasiren wie sie wollen, ohne daß sie es wissen, ergreift und erhebt.

Aber das weiß ich und vertheidige es beständig gegen Gr., daß es Menschen und Zeiten und Orte gibt, die so elend sind, daß die Dichtkunst selbst sie nicht mehr finden und ergreifen kann.

Gott erbarme sich dieser und lasse uns Andern seinen Gnadenblick!

Es kam die Märzbewegung des Jahres 1848. Feuchtersleben dachte über Revolutionen wahrscheinlich wie Kant, der sie unter allen Umständen als Lotterien, in denen die Nieten in gar keinem Verhältniß zu den Treffern stehen, verwirft. Aber ein Anderes ist es, Revolutionen machen zu helfen und ein Anderes, nach gemachten Revolutionen auch unter den eingetretenen neuen Verhältnissen seine Pflicht zu thun. So glaubte denn auch Feuchtersleben zur Zeit allgemeinen Kampfes nicht der Ruhe der Götter pflegen zu dürfen und ein kleines, freilich nur aphoristisch geführtes Diarium gestattet uns einen Blick in die Art seiner damaligen Thätigkeit:

„Für den 13. März war die Ständeversammlung angekündigt.

Petition des Gewerbvereins. — Aehnliche vom Juristenverein, der mediz. Fakultät, der Gesellschaft der Ärzte, der Concordia ꝛc. — Die der Schriftsteller unterschrieb ich am 12. März, an der Spitze der übrigen (um Preßfreiheit).

11. März Abends 8 Uhr. Well kündigt mir die für morgen verabredete Zusammentretung der Studirenden an. Die Professoren werden aufgefordert, früh an der Universität, im Consistorialsaale zu erscheinen.

12. 8 Uhr früh. Kirchengang der Studirenden. Wir Vorstände im Consistorialsaale. Vorschläge: sie auseinandergeh'n zu heißen; sie zu theilen und zu beruhigen; zu warten, bis ein Theil in die Kirche gegangen ꝛc. Mein Vorschlag: ihnen einen Saal zu öffnen und sie zu fragen, warum sie sich versammelt. Angenommen; der große Saal wird geöffnet: Endlicher und Hye, als populär, jung und stimmkräftig, werden bestimmt, hinüberzugehen. Sie bringen den Wunsch der Studirenden, daß eine Petition derselben (um Preßfreiheit ꝛc.) dem Kaiser überreicht werde. Der Rektor Jenull und die zwei Professoren bieten sich an, den Auftrag zu erfüllen. Sie erlangen mit den größten Schwierigkeiten die Audienz. Endlicher berichtet mir spät Abends den — sehr unsichern — Erfolg.

13. früh. Ich lasse in meinen Collegien den mir gemeldeten Vorgang (als erfüllte Zusage) promulgiren. Die Studirenden bleiben theils ruhig, theils trennen sie sich und eilen in die Herrengasse zur ständischen Versamm-

lung. Vorfälle daselbst. Anfangs: Reden, Bewegung; Colloredo u. s. w. Dann der unglückliche Wurf eines Holzscheits auf den Erzherzog Albrecht, — und das Commando: Feuer! (aber nicht von ihm). Allgemeine Aufregung. — Nachm. die Studenten in die Zeughäuser um Bewaffnung. Erzwungene Beleuchtung.

14. früh. Nationalgarde und Preßfreiheit proclamirt. Die Studenten organisiren sich selbstständig, bilden Corps, halten Patrouillen und Wachen und sichern die Ordnung und Ruhe in den Vorstädten ꝛc. — In der Stadt sind sie selbst noch in großer Aufregung. Beleuchtung. Abends: des Hofkanzlei-Präsidiums wegen Bildung der Nationalgarde und des Studentencorps. Ich berufe schleunigst für den folgenden Tag die andern Vicedirektoren und meine Professoren.

15. früh um 8 Uhr erscheinen sie. Ich führe sie, von der Stud.-Garde geleitet, zum Commandirenden, Grf. Hoyos. Dort wird zur Nationalgarde eingeschrieben und wir eilen an die Universität zurück. Hier suche ich die Mediziner zu ordnen, finde sie zum Theil schon unter Rotten getheilt und suche die Anordnung unter Schulvorständen mit der schon gemachten zu vereinen. Prof. Hyrtl, Assist. Schneider, Dr. Flögl, Dr. Fischhof übernehmen Cohorten, Prof. Wattmann bildet sich ein chir.-ärztliches Hilfscorps. Allgemeine Zufriedenheit. Hye, Schilling, Köck, — jeder thut zum Commando das Seine. Endlicher übernimmt eine Art Oberkommando. — Nachmittag um 4 Uhr: Proklamation der Constitution. Allgemeiner Freudentaumel. Beleuchtung. Umzüge. Abends erscheinen die Ungarn.

Reden an der Universität. Neue Aufregungen. Widerstand. Gerüchte. Ruhe.

16. Der Kaiser erscheint an der Universität, empfangen vom Rektor und uns (mit Erzherzog Leopold). — Sedlnizki dankt ab. Abends ziehen wir (mit Fackeln) durch die Stadt.

17. früh. Te Deum in der Universitätskirche. — Deputation der Stände an die Universität. — Rede des Grafen Montecucoli. Czapka ab. (Kaiser nochmals. Wagen trag.), Nachm. Leichenzug der Gefallenen. Ich versammle das Consistorium zur Mitte, mit den Pedellen. — Heintl und ich holen Colloredo und s. Begleiter. — Zug. Reden. — Abends: Rückzug; Serenade vor Hoyos Wohnung; dieser herab und begrüßt uns.

18. Verantwortliches Ministerium.

19. Meine Petition (des mediz. Lehrkörpers um Lehrfreiheit), früh die Professoren beisammen. Dann Te Deum bei St. Stephan; dann zu Montecucoli mit Wattmann und Rosas. — Die Zusicherung der Mitwirkung der Stände an der Universität angekündigt.

20. (Bauernfelds Erkranken). Gleichsetzung der Confessionen (Petition der Studirenden) von mir unterzeichnet. — Verkündigung der Lehr- und Lernfreiheit durch mich an der Universität.

3. April. Ich werde in der Sitzung der Fakultäten mit Akklamation zum Volksvertreter nach Frankfurt gewählt; nehme aber die Wahl nicht an, um hier fortzuwirken (und nicht mit N. N. zu gehen).

Es kann nicht meine Aufgabe sein, ein Gemälde jener Periode zu geben, wenn sich ein solches überhaupt schon geben läßt. Daß sie dem Chaos glich, ist Jedermann noch im Gedächtniß: Ministerien wurden zusammengesetzt und wieder aufgelöst, bevor sie noch Gelegenheit gehabt hatten, sich zu organisiren. Das ist ja der Fluch aller Uebergangszeiten und darin sehen sie sich immer ähnlich, daß Ungeduld und Mißtrauen sie gleichmäßig beherrschen und daß Alles sein, aber Nichts werden soll. Als im Juli eine ähnliche Krisis eintrat, wurde Feuchtersleben zum Unterrichtsminister erkoren. Den entfernteren, wie den näheren Anlaß dieser Auszeichnung hat er selbst in seiner Skizze hervorgehoben; eine schon im Jahre 1847 von ihm als Decan gehaltene Rede, worin er auf die nothwendigen Reformen der Universität hinwies, hatte in den weitesten Kreisen Aufsehen gemacht und ein Antrag auf Lern- und Lehrfreiheit, den er gleich im Anfang der Märztage einleitete, hatte das Andenken daran wieder aufgefrischt. Aber er faßte den Moment viel zu richtig auf, um auf die Berufung einzugehen.

„Je mehr ich — schrieb er erwiedernd am 16. Juli 1848 — die Größe des mir geschenkten Vertrauens fühle, desto ernster wird auch die Mahnung, die damit verbundene Aufgabe rein und vollständig in's Auge zu fassen. Es ist, in einem solchen Momente, eine heilige und unabweisliche Pflicht, mit völliger Selbstverläugnung, ernst und redlich, mit sich zu Rathe zu gehen, um nicht durch einen unverstandenen, vielleicht aufopfernd gemeinten, Schritt

unbewußt zum Verräther an seinem Vaterlande zu werden. Ich habe, als ich die ersten Stimmen des Rufes vernahm, der mich nun trifft, diese Prüfung in meinem Innern, mit reiflicher Erwägung aller mir zugänglichen Verhältnisse, ernsthaft und streng gegen mich selbst, vorgenommen, — und es hat sich mir die Ueberzeugung ergeben: daß es, unter den gegenwärtigen Verhältnissen, meine Pflicht sei, unbeirrt von dem etwaigen Vorwurfe mangelnder Theilnahme oder unzeitiger Bescheidenheit, — um Enthebung von einer Mission zu bitten, welche es mir, nach meiner innigsten Einsicht, unmöglich machen würde, in Zukunft dem Vaterlande in dem meinen Kräften angemessenen Kreise, nach der, meiner Gesinnung entsprechenden Art, wahrhaft nützlich zu sein.

In dem jetzigen, großen, entscheidenden Augenblicke handelt es sich weniger um den Minister — als um das Ministerium. Nicht die spezielle, zwar viel umfassende, aber nur allmälig und in ruhiger Entfaltung zu vollendende Aufgabe der Neubildung des Unterrichts kann jetzt mit Erfolg in Angriff genommen werden; jetzt, wo das noch immer provisorische Ministerium eine allgemeinere, eine dringendere Mission hat; keine andere Mission, — wie es in einem öffentlichen Blatte treffend ausgesprochen ward, — als die: als Ministerium des Augenblicks das Schiff des Staates vom Untergange zu retten, und die stillerer, reiferer Erwägung bedürftigen Fragen dem Ministerium der Zukunft zu überlassen; jetzt, wo — wie es selbst eingestand — „die größte Schwierigkeit sich der Bildung eines neuen Ministeriums entgegenstellt, welches

einen Tag vor der vorläufigen Eröffnung des Reichstages nicht weiß, wird es sich auf eine Majorität in der Kammer stützen können, und doch auf irgend eine Art zusammentreten muß!“ ... jetzt ist nicht die Stunde für das eigentliche Wirken eines Unterrichtsministers, — diese Stunde wird erst schlagen, wenn der konstituirende Reichstag seine Sendung erfüllt haben wird. Jetzt bedarf es weniger einer in's wissenschaftliche Detail eingehenden Sachkunde, als eines entschiedenen, reifen, thatkräftigen, politischen Charakters. Auch selbst als Minister des Unterrichts hat er vorläufig nur die Aufgabe, gewisse, keiner weiteren Berathung bedürftige, entscheidende Schritte zu thun und zu verantworten, welche derjenige am leichtesten und am sichersten thun wird, der in die speziellen Verhältnisse bisher am wenigsten selbst mit-verwickelt war, der außer, der über den Parteien steht. Er wird frei, er wird leicht, er wird entschieden handeln. Diese speziellen Verhältnisse ihm darzulegen, dazu kann der Sachkundige berufen werden; das wird den Minister stützen und sein Wirken fördern. So sehe ich das Erforderniß des Augenblicks an, und keine Illusion der Selbstsucht, auch nicht die Furcht vor wohlmeinendem Vorwurfe, sich, wo es Noth thut, dem Vaterlande zu entziehen, kann mich in der Erkenntniß meiner Stellung beirren. Wäre das Aufopferung, wenn ich mich derjenigen Stellung entzöge, in der ich doch noch vermittelnd zu nützen hoffen darf, in der ich mich jetzt befinde, — und jene ergriffe, von der ich voraussehe, daß sie mir unmöglich machen wird, jetzt ihr und sodann selbst meiner jetzigen, von mir ver-

lassenen, zu genügen? Gebe der Himmel, daß Ueberschätzung der eigenen Kräfte Niemanden mehr Verantwortung bereite als mir die Bescheidenheit, deren man mich beschuldigen wird! „In England kamen Minister in die Lage, es sich verzeihen lassen zu müssen, daß sie Minister wurden. — Die Zukunft, die nahe Zukunft vielleicht wird zeigen, daß ich es ehrlich gemeint und daß ich gut gesehen habe. Jedenfalls ist meine Kraft nicht wichtig genug, um darüber zu viele Worte zu verlieren. Es handelt sich um die Sache, nicht um die Person. Gelingt jene, so wollen wir Alle dem Himmel danken und Jener mag Ruhm und Segnung für sich haben, den das Geschick an diese Stelle setzte. Daß in diesem Augenblicke, wo die erschöpfendste Thätigkeit Pflicht würde, auch meine Körperkräfte so, von frühern Anstrengungen, mitgenommen sind, daß ich eben im Begriffe bin, mir einen kurzen Landaufenthalt zu gönnen, will ich gar nicht weiter berühren. Möge mein Vaterland in diesem kurzen Bekenntnisse meine Treue und mein Pflichtgefühl erkennen, das sich oft mehr in der Entsagung als in dem Ergreifen einer wichtigen Stellung ausspricht und bewährt!"

Waren jedoch entscheidende Gründe für ihn vorhanden, das Ministerium abzulehnen, so fehlte es an allen und jeden, sich auch dem Unterstaats-Sekretariat zu entziehen. Dieß übernahm er daher ohne Weigerung und stand ihm bis zu der traurigen Oktober-Katastrophe mit Aufbietung aller seiner Kräfte in angestrengtester Thätigkeit vor. Ueber die Resultate seiner Wirksamkeit hat er selbst am 17. Dezember 1848

in der Wiener Zeitung umständlich referirt; ich lasse dieses Aktenstück nebst zwei von ihm auf der Aula und in der Akademie der bildenden Künste gehaltenen Amtsreden und einem schon früher von ihm in die Oesterreichische Donauzeitung gegebenen Aufsatz, der vielleicht seine Ansicht der Dinge am klarsten darlegt, als Beilagen A. B. C. D. folgen. Wie die Erfahrungen, die er zu machen hatte, sein Inneres berührten, zeigen seine Tagebuchblätter:

„Ich darf wohl sagen, es gab keine Stelle im Staate, die meinen Kräften, meiner Neigung, meinen Wünschen, meinem ganzen Wesen so gemäß, so entsprechend gewesen wäre, als die im Ministerium des öffentl. Unterrichts. Es schien einmal im Staatsleben und im Leben des Einzelnen etwas gelingen, — es schien ein glückliches Zusammentreffen sich einmal ergeben zu wollen: für eine große Aufgabe war der Mann, — für den Mann die rechte Aufgabe gefunden. Ergriffen von diesem Gefühle, wagte ich den Versuch; — allein die Zeit, — die Menschen ließen ihn nicht an's Ende führen. Das Schicksal gewährte mir das hohe Glück, mitten unter tausend Schwierigkeiten, die Fülle und Größe der Aufgabe, — die Wonne, ihr gewachsen zu sein, — herauszufühlen, — das noch höhere Glück, ihre Lösung zu beginnen, — und ich bin zufrieden damit. Vidi, vixi et vigni. Der Becher ward mir von der Lippe genommen; möge er sich für eine bessere Zukunft wieder füllen! Ich allein weiß und übersehe, was ich dem Vaterlande, der Welt hätte sein können; ich habe das Meine gethan, es zu versuchen.

Aber ich weiß nun auch, wie wenig die Welt dem höher Berufenen sein kann; weiß, was sie ihm geben kann, — und trete ruhig und ergeben von dem unvorbereiteten Schauplatze ab, auf dem ich mich für einen besseren vorbereitete oder wenigstens innerlich vollendete. Denn dieses beständige innere Bilden und Lernen war doch der einzige, reine und wahre Gewinn."

„Ich bin für keine Aufgabe des Streites gemacht. Ich kann mich nur dann entwickeln, zeigen und wirken, — wenn man mir vertraut. Vor einem Publikum, welches dich hören will, spricht sich's gut und kräftig; vor einem mißtrauenden wird Geist und Zunge gelähmt. — Ich bin für keine Aufgabe gemacht, die nicht mit langsamer oder doch besonnener Folgerichtigkeit gelöst werden kann. Das Hetzen, das Ueberstürzen macht jeden wahren Fortschritt unmöglich."

„Ferner ist an kein reines Wirken zu denken, wenn man (wie ich im September 1848) nicht seinem Gewissen, sondern dem ungestümen Drange einer lebhaften Majorität gegenüber verantwortlich gemacht wird. Wer leiten und schaffen soll, darf nie als bloßer Mandatar betrachtet werden; man muß ihm den Wirkungskreis freilassen, den man ihm aus Vertrauen zu seiner Einsicht angewiesen hat."

„Ein Mann, der es mit einer übernommenen Mission redlich meint, muß sie erfüllen, — oder — wenn man ihn daran hindert — abtreten. Eine Stellung blos der Ehre und Besoldung wegen zu behalten, die man blos dem Scheine nach, aber nicht wirklich behauptet, — ist Verrath an der guten Sache."

„Ich habe das Meine gethan! mögen Jene den Erfolg vor der Zukunft verantworten, die ihn gehindert haben!"

„Jetzt muß und kann das Heil nur von der Mitte ausgehen; ich meine von der selbstständigen Thätigkeit eines jeden intelligenten Staatsbürgers in seiner Sphäre; da die Leitung von oben, durch die Gewalt von unten unmöglich gemacht ist! Innere Wirksamkeit muß dem äußern Angriffe widersteh'n; nehme sich jeder Einzelne zusammen, und thue — ohne Rücksicht auf die Gesammtströmungen — in seinem Kreise das Seine!"

„Vor Allem müßte die Wissenschaft vom Staate gehörig gelehrt werden. Vollendet ist sie ohnehin auch für den Gelehrtesten noch nicht, — aber ihr Umfang, ihre Bedeutung, ihre Fragen, ihre Probleme können und müssen dem Jünglinge deutlich gemacht werden. Darin allein liegt das wahre Vorbauungsmittel

gegen die Thorheit der Revoluzionen, — das wahre Radikalmittel einer gründlichen Reform."

„Man beschuldigt den Minister, wenn er eigenmächtig handelt, man beschuldigt ihn, wenn er Rath einholt. — Man beschuldigt ihn, wenn er den Wünschen der Majorität nachgibt, man beschuldigt ihn, wenn er energisch, nach seiner Ueberzeugung, verfährt. — Er scheitert an dem Unsinn, dem Mangel an gutem Willen, dem Manoeuvre der Herrschsüchtigen und der Kasten. Jedes reine, frohe, freie Wirken wird ihm getrübt. — Welche Lust wäre es für mich, — welchen Gewinn hoffte ich dem Staate versprechen zu können, wenn man mich ruhig, nach meiner Ueberzeugung walten ließe! wenn ich aber nur immer hören, berathen, die Forderungen jeder Partei befriedigen und gleichsam im Gewühle der Schlacht die stille Frage der Erziehung abthun soll — was ist da zu hoffen? Man hat mir Vertrauen geschenkt. Was heißt das? nicht Vertrauen zu dem, was ich denke und bilde, — Vertrauen, daß ich jeden eigensüchtigen Wunsch erfüllen würde! — Alles soll zugleich geschehen. Das ist nicht gut. Denn da geschieht gar nichts recht. Ich habe nicht Zeit genug, die Eingaben gehörig zu lesen und zu prüfen, — und soll sie erledigen, ehe es möglich ist!

Antwort auf **alle** Interpellationen.

Es handelt sich nicht mehr um Ja oder Nein, Dies oder Jenes; es handelt sich — um Unmögliches. Ich

habe nicht die Zeit, die Eingaben und Proteste auch nur zu lesen, — geschweige etwas darüber zu schreiben."

„Um das Vertrauen der Majorität zu gewinnen und, bis über die stürmische Entwicklungszeit hinaus, zu behalten (was nothwendig war, wenn an ein Bleiben, d. h. an eine künftige Wirksamkeit zu denken sein sollte), mußte vor Allem — Energie bewiesen werden. Diese mußte sich in der Entschiedenheit zeigen, mit welcher man eine Radikalreform prinzipiell bekannte und — faktisch in Angriff nahm. Dieser Angriff kann immer nur in der Negation bestehen. Zuerst muß das Alte niedergerissen werden, — bevor es möglich wird, das Neue hinzubauen. Das Niederreißen ist der schwierigste, der schmerzlichste, der undankbarste Theil der ganzen Reformaufgabe. Ich begann ihn, mit Vorsicht und Besonnenheit, — aber mit Muth und Entschiedenheit. Während des Niederreißens wurden auch schon, im Stillen, alle Pläne des Aufbaues erwogen, überdacht und allmälig vorbereitet. Daß persönliche Gegner, daß gekränkte Kasten und Parteien diese Periode benützen würden, mein Wirken zu hemmen, zu verdächtigen, mich zu untergraben, war vorauszusetzen. Ich arbeitete nur desto schneller fort und freute mich des Augenblicks, — wo der Aufbau (mein eigentliches Werk) beginnen sollte. Im November sollten — und konnten dazu die ersten, deutlichen Schritte geschehen. Sie waren vorbereitet, und der Plan des Ganzen in meinem Innern bereits fertig, im Einzelnen schon auf dem Papiere. Da

tritt der Augenblick des allgemeinen Kampfes in Wien ein; an eine geordnete Wirksamkeit ist nicht mehr zu denken; die Lösung der Aufgabe — ist unmöglich geworden. Was wird geschehen? wird mein Nachfolger, der meine Intentionen nicht kennt, in der Lage sein, auch nur das Geringste zu unternehmen? wäre ich es — trotz der wohlüberlegten Pläne — bei dem allgemeinen Kriegszustande? bei der gegenwärtigen Finanzlage? bei der bevorstehenden Zukunft? Die Reform des Unterrichts ist unmöglich geworden. Das Ministerium kann nur mehr die Aufgabe festhalten, einen Nothstand zu erhalten."

„Ich habe, erschöpft von den Ueberanstrengungen, denen ich mich kurz vorher, in der illusorischen Hoffnung, meine Mission nicht vergebens übernommen zu haben, — unterzog, die eingetretene Geschäftspause zu einem Urlaube benützt, und erwarte, in der ländlichen Ruhe, — ob es möglich sein wird, meinen Wirkungskreis wieder anzutreten, oder ob es Pflicht sein wird, eine Stelle nieder zu legen, in welcher ich nur die Besoldung einstecken und den Titel, aber nicht auch den Zweck meiner Berufung bewahren kann."

„Der Minister dem Interpellanten:

„Sie können meine Antwort nicht verstehen;" — oft vielmehr: „Sie sind nicht unterrichtet genug, mich passend zu fragen" .... Wehe dem Volke, das einem

Minister vertraut, der es mit schnellen, stets bereiten, stets befriedigenden Antworten abfertigt, — der immer für den Reichstag schlagfertig dasteht, — nach Außen, statt nach dem Innern seines Gebietes, gewendet! Wozu habt Ihr ihm Euer Vertrauen gegeben? zum Reden oder zum Handeln? wofür ist er verantwortlich? wem? dem Interpellanten?"

„Das reife öffentliche Leben im Staate fängt dort an, wo man bereits den feurigen Redner mitten aus dem Sturme des Beifalls seiner entzückten Hörer — „zur Ordnung" ruft und dem stimmschwachen, wortkargen Manne, der mit wenigen, vielleicht nicht am besten gesetzten Worten, eine Wahrheit sagt, ein mächtiges „Hört" zujauchzt. — Schön ist es, daß auch hier, wie so oft in der Natur, die Krankheit das Mittel sich erzeugt. Ich war Zeuge, wie die Lärmer einer Corporation, die zuerst in ihr ein reges Leben weckten, durch dieses Leben, als es reif geworden, zum Schweigen gebracht wurden."

„Man hat ein eigenthümliches (nicht eben das behaglichste) Gefühl, wenn man zur Leitung von Angelegenheiten berufen ist, die man (bei der bescheidensten Selbstbeurtheilung), weil man sie zum Lieblingsgegenstande gemacht hatte, völlig zu verstehen gewiß ist; über die man sich Pläne und schöne Hoffnungen gebildet hat; — und wenn man nun an Collegial-Berathungen und Majoritäts-Voten angewiesen ist, — von Menschen, die es zum Theile

wohl recht gut meinen und ihren speziellen Kreis auch recht gut verstehen mögen, aber vom Ganzen keine Ansicht haben und Dein Streben nicht begreifen!"

1849.

„Traurig, unwiderstehlich gedrückt ist jetzt meine Stimmung, — und es geschieht, daß ich mich an meine eigenen Schriften besserer Tage festhalten und anklammern muß. Das Vertrauen zu den Einzelnen ist durch die letzten Erfahrungen gewichen; ein Ekel — ein persönlicher, körperlicher vor den Personen eingetreten. So oft ich an's Ganze denke, fühle ich mich beruhigt und gehoben, — der Mensch ist mir theuer und werth, wie je; aber die Menschen haben mich gegen sie selbst unbillig gemacht; wie ich sie einzeln vor mir sehe, stockt mir der Muth meiner Hoffnungen. Ich sehe mich einsam und muß mich zusammenfassen."

„Ich nahm Mayrhofer's Gedichte und sein ganzes Wesen wieder vor mich hin, — wie damals (bei meines Vaters Tode) — und siehe da! die alte Wirkung! Thränen der Rührung fließen, das Eis der gefrorenen Zwischenzeit schmilzt, wie vor einem heißen Sonnenstrahle, — ich habe mich wieder. O mög' es kein Augenblick sein! möge durch des Himmels Segen mir bleiben, — rein und geläutert bleiben, — was ich schon verloren wähnte! Die alte Kraft der innern Dichtung, der Fluß

des Lebens in allen Adern, — der erstarrt schien, weil ich sah, daß unsere vereinten Stimmen — Stimmen in der Wüste waren, — möge er wieder fließen, — und ich, unbeirrt von den Finsternissen des äußeren Tages wieder im freien Anschauen (im Innern) des Sternes, zu dem wir beteten, genießen!"

Die Motive, welche ihn bestimmten, seine Entlassung zu nehmen, entwickelt eine öffentlich erschienene

Erklärung an Freunde und Theilnehmende.

Ungewohnt und abgeneigt, von mir selbst zu sprechen, muß ich es unter die Opfer zählen, die ich dem gegenwärtigen Augenblick überhaupt zu bringen habe, — daß ich mich jetzt dazu verpflichtet sehe. Mehrfach an mich gelangte Fragen, Zweifel, ja Mißverständnisse, scheinen es, im Interesse der Sache, zu meiner Schuldigkeit zu machen, mich über das Aufgeben meines bisherigen Wirkens eben so frei und öffentlich auszusprechen, als ich es über mein Wirken gewohnt war. Das Vertrauen, dem man sich nicht versagte, hat Ansprüche auf Rechenschaft, wie man es erwiederte. Dasselbe Vertrauen, übertrieben in der Anerkennung, verleitet selbst zu unbilligen Vorwürfen, wenn es annimmt, daß man die eigene Kraft zu gering geachtet, daß man zu bald auf sie verzichtet habe. Endlich können selbst Mißverständnisse einem unerwarteten Schritte Deutungen unterlegen, die hintanzuhalten in einer öffentlichen Stellung Ehrensache werden kann.

Man findet beim Rückblick auf die fragliche Epoche des Wirkens keinen Grund unzufrieden zu sein; man sucht also anderweitige, nicht in der Sache selbst liegende Motive. Dieß die Gründe einer öffentlichen Erklärung über eine persönliche Angelegenheit. Es kommt zuvörderst Alles darauf an, mit welcher Zusage man eine Mission übernommen hat, um darüber absprechen zu lassen, wie weit sie erfüllt oder erfüllbar sei. Man ist bei gewöhnlichen Dienstleistungen dem Staate für eine, unter den verschiedensten Verhältnissen gleichmäßige Pflichterfüllung verantwortlich; bei einer übernommenen, ungewöhnlichen, ausnahmsweisen Aufgabe ist man es seinem eigenen Gewissen und dem Vertrauen Derer, denen die Zusage geworden ist. Der letztere Fall war der unsere. Eine kurze Zeitfrist war bei der Uebernahme einer großen Verpflichtung gegeben; innerhalb dieser sollte, nach öffentlicher Anerkennung jener Gründe, welche der Ausdruck des Bedürfnisses unserer Zeit und ihrer Völker sind, die That beweisen, daß man diese Grundsätze nicht nur auf dem Papiere bekannt habe, — daß man entschlossen sei, sie auch ins Leben einzuführen. Dieser Beweis konnte nicht durch lange Berathungen, — er konnte, in der gegebenen Frist, nur durch reif überlegte, aber dann energisch und ohne Säumniß, ohne Berücksichtigung des zu erwartenden Vorwurfes der Eigenmächtigkeit, entschieden ausgeführte Schritte, geliefert werden; Schritte, ohne welche an keine andern, — also auch an kein „Vorwärts" zu denken war. Daß diese Schritte bei jeder Umstaltung, wenn sie eine wahre Umstaltung und kein Flickwerk sein soll, zuerst ver-

neinender Natur sein müssen, weiß Jeder, der Leben und Geschichte kennt. Der Altbau muß erst geläutert sein, bevor der Neubau beginnen kann. Daß das Alte sich nicht gutwillig zu dem Opfer seiner selbst bequeme, weiß auch Jedermann. In dieser Voraussetzung, von vorneherein auf Widerspruch mehr als auf Dank gefaßt, da jener im Interesse der Gegenwart, dieser nur in dem der Zukunft lag, arbeitete man nur um so rastloser fort, um über diese schmerzliche Epoche bald hinauszukommen, und endlich — gesühnt und befreit — des schönen Augenblicks zu genießen, in welchem es ans Bauen gehen sollte! ein Augenblick, der so ferne nicht mehr schien; da er durch wohlüberdachte Pläne, welche schon die Epoche des Verneinens tröstend begleitet hatten, vorbereitet war. Da traten jene Ereignisse ein, die ich für Keinen von uns allen, die sie erlebten, näher zu bezeichnen brauche, — und an ein Bauen weiter zu denken, wäre wohl die großartigste Ironie gewesen. Selbst die Durchführung der schon in Angriff genommenen Maßregeln zur festgesetzten Zeit war unmöglich geworden. Jetzt erschien es als Gewissenspflicht, jede verzeihliche Selbsttäuschung aufzugeben, und eine Stellung ungesäumt zu verlassen, in welcher es — mindestens für jetzt — nicht möglich war, die gegebene Zusage zu lösen. Es erschien als Pflicht, mit Ehre abzutreten, wo man nicht mit Ehre fortzuwirken vermögend war; als Pflicht, einen Rang und eine Einnahme nicht länger anzusprechen, deren Verdienst man nur dem Scheine nach zu heucheln, nicht durch Wirken zu behaupten im Stande war. Dies ist, einfach und bestimmt, ohne

in tausendfache Details einzugehen, die sich ein denkender Leser sehr leicht selbst hinzumalen kann, — das wesentliche Motiv meines Abtretens. Ich denke, es kann und wird der Oeffentlichkeit genügen. Ob andere Motive etwa noch mitwirkten, ist und kann ihr gleichgiltig sein. Genug, kein Unmuth über Verkennung oder Undank, keine äußere, keine persönliche Rücksicht haben meinen Entschluß bestimmt; sondern einzig und allein meine eigenthümliche Ansicht von dieser Stellung, die man vielleicht seltsam finden mag, aber als eine freie, achten und gelten lassen muß. Es galt hier nicht zu prahlen, es galt, zu entschuldigen. Mag also ein Rückblick auf den kurzen Zeitraum dieser ministeriellen Thätigkeit für sich selbst reden und so manches öffentlich erschollene, wohlwollende Urtheil bestätigen! mögen alle Jene, die mich mit Rath und That vielfach und aufopfernd unterstützten, im Namen des Vaterlandes hier meinen Dank annehmen! möge die Folge mancher im Anfange schmerzlichen Maßregel, allmälig in ihrer wahren Bedeutung sich herausstellen und mit dem Anfange versöhnen, wovon schon jetzt freundliche Zeichen erscheinen! Das neue Ministerium hat nicht mehr die Aufgabe jener hastigen und schwer zu regelnden Thätigkeit, welche das vorige in die schwierigste Lage verwickelte; möge sein Wirken, vom vertrauensvollen und zweckbewußten Geiste der Nation begleitet, unterstützt, gefördert, zum Segen der nächsten bedeutungsvollen Zukunft werden!

Es bleibt nicht viel zu sagen übrig. Feuchtersleben hatte bald nach dem 6. Oktober einen ihm schon früher vom Minister bewilligten Urlaub angetreten und war nach Aussee gegangen, um dort im Umgang mit der Natur und einem geliebten Bruder seine geschwächte Gesundheit und sein empörtes Gemüth wieder herzustellen. Von Aussee aus reichte er bereits sein Gesuch um Entlassung ein, denn finster sah er in die Zukunft und kein Lächeln kam mehr auf seine Wangen. Aber wenn es dem Manne ziemt, auf den Wink des Schicksals den Pflug stehen zu lassen und den Feldherrnstab zu ergreifen, so ziemt es ihm nicht minder, den Feldherrnstab wieder abzugeben und zum Pfluge zurückzukehren. Dies that auch Feuchtersleben; er wandte dem großen Bau, den er nur beginnen aber nicht vollenden sollte, mit stiller Resignation den Rücken und arbeitete seine Vorlesungen über Anthropologie aus, um auf die altgewohnte Weise mit Selbstverläugnung sein Scherflein zu dem schweren Werke beizutragen. Doch nun sollte er erfahren, welch ein Fluch den Unglücklichen trifft, der eine Reformation nur halb, nicht ganz durchführen kann. Natürlich hatte er als Unterstaatssekretär durch die gebotenen Entlassungen und Ernennungen mannigfaltige Privatinteressen verletzt und gekreuzt, und man braucht nicht Staatsmann gewesen zu sein, um zu wissen, daß der Dank, den auch der Gerechteste in solchen Fällen auf der einen Seite erntet, den Haß, den er auf der andern aussä't, niemals aufwiegt. Der Mensch lebt nur dadurch, daß

er sich für nothwendig hält; er denkt, wenn er sich plötzlich erhöht sieht: dem Verdienste seine Krone! und macht eine kühle Verbeugung; er ruft, wenn er nach seiner Meinung erniedrigt wird: Asträa flieht zum zweiten Male zu den Sternen! und ballt grimmig die Faust. Auch richtet er seinen Dank gern unmittelbar an das unkörperliche Schicksal, von dem alles Gute kommt, und seinen Haß an das Werkzeug desselben, das sichtbarlich in Fleisch und Blut vor ihm steht. Man hätte nun freilich glauben sollen, daß Feuchtersleben wenigstens gegen offene Kundgebungen der durch sein amtliches Walten hervorgerufenen feindlichen Gesinnungen geschützt gewesen wäre, denn einen längst mit Ehren genannten Jugendfreund, dessen Talent und Wissen wohl Niemand bezweifeln konnte und für den sich eine Lehrkanzel vorfand, stellte er gerade nicht an, und das hieß die Unparteilichkeit doch gewiß auf die Spitze treiben. Aber kaum war er wieder in Wien, kaum machte er Miene, sein Vicedirektorat der medizinisch-chirurgischen Studien wieder zu übernehmen, als sich der ganze Lehrkörper in einer wenig bemessenen Eingabe an das Ministerium erhob und gegen seinen Wieder-Eintritt protestirte. Es ist stark zu bezweifeln, ob man diesem Proteste allerhöchsten Orts Folge gegeben hätte, denn Se. Majestät, der Kaiser, bewilligte später der Witwe des Verstorbenen trotz seiner nur viermonatlichen Bekleidung des Unterstaats-Sekretariats aus Gnaden eine Pension, und darin lag eine Anerkennung, welche durch die

huldreichen Worte des Monarchen: „Ihr Mann diente nur kurze Zeit, aber er hat viel geleistet!“ noch erhöht wurde. Doch Feuchtersleben fand sich bewogen, der Entscheidung zuvorzukommen und freiwillig auf seinen Posten zu verzichten; was hätte er in einem Collegium auch noch ausrichten können, das so gegen ihn aufgetreten war? Ich glaube nicht, daß in dieser herben Kränkung eine Mitursache seines Todes gesucht werden darf; daß sie ihm das ohnehin schmerzliche Krankenlager bis an sein Ende noch mehr verbitterte, ist gewiß, denn er kam immer wieder darauf zurück und das noch zu einer Zeit, wo ihn das Irdische kaum mehr berührte. Er fing unmittelbar darauf zu kränkeln an und konnte bald das Zimmer, dann das Bett nicht mehr verlassen; ihm wurde Nichts erspart, nicht einmal die furchtbarste aller Charakterproben: den Tod vier Monate vorher heranschleichen zu sehen und seine Schritte zu zählen! Er bestand auch diese, doch schloß er sich von dem Momente an, wo er sich niederlegte, vorahnend bereits in die Einsamkeit des Grabes ein und ward für alle seine Freunde schon damals so unzugänglich, wie er es jetzt ist. Seine Krankheit war eine namenlose und mag wohl in jener Lebensmüdigkeit ihre Wurzel gehabt haben, die das traurige Ergebniß unseres letzten Schiffbruches sein muß und die keinem Mittel mehr weichen kann, weil der Wille des Menschen auch dem besten nicht mehr entgegen kommt. Was die Wissenschaft vermochte, um ihn der Welt zu retten, geschah;

der jetzige Professor, Romeo Seligmann, sein schon früher erwähnter Jugendfreund, der seinen Organismus kannte, wie er selbst, behandelte ihn mit aller erdenklichen Sorgfalt und ward bereitwilligst von seinen Collegen unterstützt; auch nahmen seine Lippen willig den Trank, den die Liebe ihm bot, aber die Hoffnung auf eine bessere Zukunft elektrisirte seine Nerven nicht mehr, und so war Alles umsonst. Ganze Tage lag er, die Augen starr auf einen Punkt gerichtet, und sprach kein Wort; des Nachts dagegen unterhielt er sich gern und viel mit der treuen Gattin, nahm Antheil an Allem und Jedem und hatte sogar noch Anflüge von Humor und Fröhlichkeit. Es war, als ob seine Lebenskräfte mit dem Abend wuchsen und mit dem Morgen wieder wichen, als ob die Sonne aufgehört hatte, ihm segensreich zu sein und der Sternenhimmel ihre Stelle vertrat. Zwei Momente vor Allem sind der Witwe aus diesem geheimnißvollen Tag- und Nachtleben unauslöschlich eingeprägt geblieben. Sein Bett war so gestellt, daß sie ihn vom nächsten Zimmer aus sehen und überwachen konnte. Einmal bemerkt sie, daß er das Gesicht krampfhaft verzieht und die Finger in die Decke gräbt. Sie eilt zu ihm und fragt ihn, ob er Schmerzen habe. „Nein!" erwiedert er sanft und blickt sie so freundlich an, als ob ihm wirklich nichts fehle. Und in der Nacht, die seinem fünfzehnten Vermählungstage vorherging, rief er heiter aus: „Morgen trinken wir Champagner!" und sang die erste Strophe aus Mozarts Trinklied im Don

Juan. Aber gerade dieser Tag wurde der schrecklichste von allen, denn dreimal verfiel er während desselben in Todesschlummer, die letzte Oelung mußte ihm gereicht werden und der Priester, der nicht wußte, ob er mit einem erst Verscheidenden oder einem schon Verschiedenen zu thun habe, ließ das Sterbeglöcklein über ihn läuten. Dennoch sollte er noch fast einen ganzen Monat aushalten, ohne Schlaf, so viel, wie Nichts genießend, und zuletzt die ihm gebotene Suppe mit auf den Mund gedrückter Hand, wie einen Feind abwehrend. Der dritte September des Jahres 1849 setzte seinen Leiden endlich das Ziel; er entschlief Nachts um Ein Uhr, ohne daß auch nur ein Seufzer den entscheidenden Augenblick angekündigt hatte; die letzten bedeutenden Worte, die aus seinem Munde kamen, lauteten: „Ich gehe fort, auf einen Stern, auf einen helleren!" So bewegt die Zeit auch noch war: die Kunde seines Todes erregte nicht allein allgemeine Theilnahme, sie verbreitete Bestürzung; der Verlust wurde nicht blos tief empfunden, er wurde unmittelbar mit der großen Weltkrisis zusammengeknüpft. Unaufgefordert und ohne Verabredung folgten ihm die Notabilitäten der Kunst und der Wissenschaft, so weit sie anwesend waren, zum Grabe; Adolf Schmidl hielt mit bewegter Stimme eine unvorbereitete Rede, die aus dem Herzen kam und zum Herzen ging, und Keiner verließ den Friedhof, ohne erschüttert zu sein. In England wurde dem Abgeschiedenen bald nach dem Ableben die erste Todtenfeier gehalten, das Doktoren-

Collegium der medizinischen Fakultät zu Wien veranstaltete am 27. Mai 1851 die zweite, ausgezeichnet durch angemessene Worte der Erinnerung von Moriz Heider und einen höchst gediegenen Vortrag unseres vaterländischen Dichters Ludwig August Frankl; auch ließ es zu seinem Gedächtniß eine Medaille prägen. Aus Frankreich lief noch lange nach der Bestattung ein Diplom für ihn ein.

Sein letztes Gedicht lautet:

Aussee, am 15. Oktober 1848.

Was rauscht des Waldes Strom mir zu?
„Bei mir, sonst nirgends, suche Ruh!“
Was nicken mir die grauen Berge?
„Wir sind der Hoffnung stille Särge.“
Was brauset mir der hohe Forst?
„Ich bin des Aar's, des Geistes, Horst.“

Ihr trauten Stimmen, seid gegrüßt!
Wie Ihr des Jünglings Lust versüßt,
Beschwört nun auch des Mannes Leiden,
Der von des Lebens Gipfel scheiden, —
Der des gelobten Landes Gruß
Vernahm — und ihn verschweigen muß!

Der Verfasser dieser Umrisse sah und sprach Feuchtersleben nur zweimal, und zwar erst kurze Zeit vor den Märztagen. Seine Schriften fielen mir sehr spät in die Hände, aber ein Wort über Heinrich von Kleist, das ich irgendwo fand, gab mir gleich den Beweis,

daß ich hier mit echter Bildung zu thun habe, denn für ein so verwickeltes ethisch-ästhetisches Problem, wie der genannte wunderbare Dichter es ist, findet die Halbheit nie den Schlüssel, und das um so weniger, als sie sich auf Goethe berufen zu können glaubt, weil sie vergißt, daß dieser aus des Aethers goldenen Höhen herunterspricht und sie aus Qualm und Nebel hinaufstammelt. Sigmund Engländer machte uns auf gegenseitigen Wunsch mit einander bekannt. Der zartgebaute Mann mit feinem Gesicht und gesenktem, etwas seitwärts geneigtem Haupt, machte bei der ersten Zusammenkunft einen Eindruck auf mich, als ob er das Gefühl seines Werths und seiner Bedeutung mit Gewalt bis unter sein Bewußtsein hinabzudrücken suche; für ruhig und innerlich unbewegt hätte ich ihn nie gehalten. Ich wußte von einem gemeinschaftlichen Freunde, daß er mich zwar eher gelten ließ, wie manches andere Talent der Gegenwart, daß er mich aber für den reichen Mann im Evangelium hielt, dem seine Schätze zum Verderben gereichten, weil er einen unverantwortlichen Gebrauch davon machte. Dies fand ich natürlich, denn die dichterische Entwicklung hat nun einmal Stadien, die nicht in einer reinen Blüthe aufgehen und die das Individuum dennoch nicht überspringen kann; wer soll sie richtig deuten und würdigen, bevor das Resultat sie erklärte und ins rechte Licht rückte? Ich suchte die Unterhaltung daher gleich ins Allgemeine zu spielen; das gelang mir auch, aber sie behielt trotzdem den Charakter eines Vorposten-Ge-

sprächs, wobei man sich vielleicht höflich einen Trunk reicht, aber gewiß die Waffen nicht aus der Hand legt. Wie wir uns zum zweiten Male sahen, traten wir uns schon näher und begegneten uns namentlich so sehr in unserer etwas dissentirenden Ansicht über einen vielgefeierten Poeten des Tags, daß alle Berührungspunkte unserer zwar verschiedenen, aber doch nicht entgegengesetzten Naturen auf einmal offen hervortraten und wir uns beim Abschiede warm die Hände schüttelten. Der Grund zu einem fruchtbaren Verhältniß schien gelegt, aber die bald darauf hereinbrechenden Stürme der Zeit ließen es nicht mehr aufkommen. Hier, wo es sich um die Persönlichkeit handelt, trete der ehrwürdige Grillparzer, der langjährige und zwiefach berufene Freund des Verewigten, ergänzend und berichtigend ein:

„Ich bin mit Feuchtersleben verhältnißmäßig spät bekannt geworden. Ich weiß daher — besonders da unsere Beziehungen vorzugsweise literarisch waren — von seinen früheren Lebensverhältnissen so gut als nichts, und muß mich daber darauf beschränken, von seinen Charakter- und Geistes-Eigenschaften, überhaupt von demjenigen zu sprechen, worin wir der Beurtheilung Anderer unterliegen und worauf auch nur entfernt hinzudeuten, ihn selber eine, nicht geheuchelte, sondern mit seinem innersten Wesen verbundene Bescheidenheit unter allen Umständen gehindert hätte.

Schon daß wir uns so spät kennen lernten, deutet auf eine Grundverschiedenheit in unserem beiderseitigen

Wesen hin. Ich war durch meine poetischen Arbeiten, wenigstens unter meinen nächsten Landsleuten, zu Achtung und Geltung gekommen, und doch fühlte Feuchtersleben, der sich so gerne anschloß, kein Bedürfniß, mir näher zu kommen. Er mochte wohl in dem Verfasser der „Ahnfrau" Lebens- und Kunst-Ansichten voraussetzen, die mit jenen allerdings etwas baroken Ausbrüchen in einem nächsten Zusammenhange stünden. Ja, als ein gemeinschaftlicher Freund uns zum ersten Male einander gegenüber brachte, waren Feuchterslebens Aeußerungen und Haltung nicht frei von einer gewissen oppositionellen Schärfe, die er sich fruchtlos Mühe gab, zu verhehlen. Aber ein erstes Gespräch reichte hin, uns in geistige Gemeinschaft zu bringen; obwohl er gewissermaßen in sich fertig, und ich nicht geneigt war, von meinen Ueberzeugungen, irgend Jemand zu Liebe, auch nur ein Haar breit nachzugeben. Wir waren Freunde, ehe wir's wußten; wobei der Unterschied der Jahre in keine Rechnung kam, da das Systematische seiner Bildung seinem Alter voraneilte, indeß von meiner Seite die poetische Anschauung immer etwas Jugendliches mit sich führt.

Ich will aber nicht von mir reden, sondern von ihm. Von seinen Lebensumständen also ist mir nichts bekannt, als seine beispiellos glückliche Ehe. Mit einer Frau verbunden, die, bei freilich vortrefflichen Eigenschaften, doch an Lebhaftigkeit, an Gewohnheiten, von vorneherein sogar an Bildung, das Gegentheil seiner selbst war, hatte er sich doch durch Nachgeben und Beharren, durch geistigen Einfluß und harmloses Sichgehenlassen, ein Muster-

bild von Ehe geschaffen, wie es ein zweites Mal nicht leicht vorkommen wird, und indem es allein schon seinen Charakter verbürgt, ihn als das bezeichnet, was er war: als Weisen in der That.

Die Grundlagen seines Charakters waren: Rechtschaffenheit, Wahrhaftigkeit, Wohlwollen und Bescheidenheit.

Er hat mit Recht von sich selbst gesagt: ich habe mir Alles erkämpfen müssen! denn nie ist ihm ein Vortheil geworden, den er durch Aufgeben einer Ueberzeugung oder durch Abweichen von dem strenggezogenen Pfade der Rechtlichkeit sich erworben hätte. Manche sind zwar in der letzten Periode seines Lebens irre an ihm geworden, aber da war er nicht mehr blos Feuchtersleben, der Mensch, sondern mit der Sorge für Andere betraut; und auch der pflichtgetreue Schiffer wirft im Sturme anvertraute Ballen über Bord, wenn er dadurch das Fahrzeug zu retten hofft. —

Wenn ich von seiner Wahrhaftigkeit sprach, so meinte ich dabei nicht die gegen Andere, denn diese ist wohl schon an sich in der Rechtschaffenheit mitbegriffen, ich meinte die in unsern Zeiten, besonders in Deutschland, selten gewordene Wahrhaftigkeit gegen sich selbst. Er hat sich nie große Ideen angelogen, Ueberzeugungen erkünstelt oder Bedürfnisse eingebildet. Nicht nur sein Denken, auch seine Empfindung war einig mit sich und wahr. Er kannte die Grenzen seiner Begabung, und nie ist es ihm eingefallen, darüber hinauszugehen, wenn ihm auch hundert Journale dafür eine papierene Geltung angeboten hätten.

So war das erste Streben seiner Jugend ein poetisches. An Verstand und Gefühl stand er so manchem Dichter voran, aber die Phantasie ging nicht gleichen Schritt. Darauf haben ihn nicht Andere aufmerksam gemacht, sondern er selbst hat es bei reiferen Jahren erkannt, und er war ein so strenger Richter seiner selbst, daß er sich geradezu jedes poetische Talent absprach. Hundertmal mochte ich ihm sagen: das Reflective und Gnomische sei zwar nicht die Poesie, aber auch Poesie; er blieb unerschütterlich und verurtheilte sich selbst.

Beinahe kein Feld des menschlichen Wissens blieb ihm fremd. In der Philosophie war Kant sein Mann. Diese Philosophie der Bescheidenheit, die das demüthige „Ich weiß nicht" an die Spitze des Systems stellt, das Gegebene, als eines Beweises eben so wenig fähig als bedürftig, zum Ausgangspunkte nimmt, völlig zufrieden, wenn sie das logisch Richtige, Würdige und Allen Förderliche damit in Uebereinstimmung bringen kann; die, gerade weil sie dem Denken seine Grenzen setzt, der Ahnung und Empfindung möglich macht, die leergewordenen Räume als Religion und Kunst auszufüllen — Kants Philosophie war die seinige. Daß er als Arzt, ohne eine Spur von Materialismus, gar zu gerne Brücken zwischen der Physiologie und Psychologie gebaut hätte, ist wohl begreiflich.

Das Ziel seines Strebens und der Mittelpunkt seines Wesens war übrigens die Bildung, insofern damit die möglichste Erweiterung und harmonische Durchdringung aller Fähigkeiten und Erkenntnisse gemeint ist. Die ent-

gegengesetzte Ansicht, daß jedes Wirken und jedes Talent eine gewisse Einseitigkeit, ein Uebergewicht nach Einer Seite, voraussetze, gab er zwar zu, war aber nicht geneigt, die Uebereinstimmung seines Innern einer solchen, wenn auch geistreichen, Störung preiszugeben.

Daß unter diesen Umständen Goethe sein Ideal sein mußte, leuchtet von selbst ein. Nie ist vielleicht der Cultus für diesen allerdings Größten aller Deutschen weiter getrieben worden als von ihm. Er war nicht geneigt, einen Werth-Unterschied zwischen den früheren und späteren Arbeiten des außerordentlichen Mannes zuzugeben; ja, ich habe alle Ursache zu glauben, daß ihn die späteren mehr befriedigten als die früheren; wie denn auch Goethe als Mensch und Mann bis zu seinem Ende immer im Fortschreiten begriffen war, nur daß die Bildungskraft, schon nach Naturgesetzen, eben so sehr abnahm. So weit es Feuchtersleben bei seiner Gutmüthigkeit möglich war, grollte er mir vielleicht ein wenig, wenn ich jenen Unterschied, nach seiner Meinung zu sehr, hervorhob. Wir ließen uns daher über diesen Punkt nicht leicht in ein Gespräch ein. Freunde müssen auch Geheimnisse vor einander haben.

Seiner Begeisterung für die Kunst machte er — da er sich die eigene Begabung unbilliger Weise selbst absprach — dadurch Luft, daß er sich dem Streben Anderer auf das Innigste anschloß. Nicht auf jene in Deutschland beliebte Weise, daß man sich in irgend einen großen Schriftsteller hineinbegibt, und nun von der fremden Höhe auf alles Andere mit wegwerfender Verachtung herabsieht.

Gerade das Gegentheil. Er war mit der hingebendsten Liebe vorzugsweise dem Streben seiner Zeitgenossen, ihm näher Stehenden zugewendet. Auf die Bildung junger Talente einzuwirken, aber auch bei Werken, die ganz unabhängig von ihm entstanden waren und eine solche Hingebung nur irgend vertrugen, jede gute Seite hervorzukehren, jede Wendung, jeden Gedanken zur Geltung zu bringen, überall ein Tieferes vorauszusetzen, zu suppliren, zu ergänzen, sich ganz in das Fremde hineinzuleben; er war unermüdet in solch liebevollem Anerkennen. Diese seine Weise hatte für Einzelne seiner Freunde sogar etwas Gefährliches, und ich selbst mußte auf der Hut sein, seine optimistischen Deutungen in Bezug auf meine eigenen Arbeiten, bei mir selbst auf ihre wahre Geltung zurückzubringen.

Das ist, was ich das Wohlwollen des Mannes nannte. Und diese selbstvergessende Liebe war es, was ihm, verbunden mit seinen übrigen Vorzügen, den Stempel der vollkommensten Liebenswürdigkeit aufdrückte.

Als ein Solcher wurde er in die Bewegungen des Jahres 1848 hineingeworfen. Ich weiß, wie sehr die Annahme der von ihm bekleideten Stelle seinem Inner'n widerstrebte und daß man sein ganzes vaterländisches Gefühl in Anspruch nehmen mußte, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Er wäre für ruhige Zeiten der bestgedenkbare Unterrichtsminister gewesen. Hier aber kam er mit Etwas in Conflict, was seiner Natur rein entgegengesetzt war: mit der Rohheit. Wie er in dieser Zeit — wo jede Bitte eine Sturmpetition und jede Ver-

weigerung der Anlaß zu einem Aufstande war, — wie er also in dieser Zeit seiner Amtsführung gewirkt, wie weit er beharrt oder nachgegeben, bewilligt oder versagt hat, kann ich nicht angeben, denn seine Ueberhäufung mit Geschäften hatte eine Lücke in unserem Verkehr zur Folge. Aber das weiß ich, daß das Bewußtsein, nicht immer das Beste haben thun zu können und nothgedrungen mancher seiner Ueberzeugungen untreu geworden zu sein, ihn getödtet hat. Er ist vom Geiste aus gestorben. —"

Abschließend folge noch Feuchterslebens Testament. Er hat es schon im Jahre 1835 aufgesetzt und es 1845 bestätigt:

Mein letzter Wille.

Da die Möglichkeit, unerwartet aus diesem Leben abgerufen zu werden, zur Vorsorge verpflichtet, so finde ich, bei noch ungetrübtem Bewußtsein, Folgendes zu bestimmen:

1. Mein Leichnam soll, nach gewissenhafter Sicherstellung gegen Scheintod, mit Vermeidung jedes Kostenaufwandes in der Stille beigesetzt werden.

2. Zur einzigen und Universalerbin meines gesammten Nachlasses ernenne ich meine Gattin Helene, geb. Kalcher, mit der mich ein, in der Welt vielleicht einziges, Eheglück verband. Sie wird für meinen lieben Bruder und für meinen Vetter Karl irgend ein passendes Andenken ausfindig machen; sowie ich andererseits das Schicksal meiner Gattin diesen meinen Verwandten an's Herz lege. Kein Vermögen und kein äußeres Glück würde je die Liebe be-

lohnen, die sie mir bewiesen, mit der sie ihr ganzes Dasein mir gewidmet und das meinige, das von so manchem Schlage des Schicksals erschüttert ward, zu einem glücklichen gemacht hat. Sie allein versteht den inneren Dank in den dürftigen Worten, und Gott allein weiß, was ich ihr schuldig bin.

Scheint nun noch eine kurze Charakteristik des Schriftstellers geboten, so leuchtet von selbst ein, daß wir Feuchtersleben als Dichter, als Kritiker und als Populär-Philosophen zu betrachten haben.

Der Dichter hat sich nur im Lyrischen versucht, denn die Arabesken, welche die Beiträge zur Literatur, die Lebensblätter und die Confessionen einfassen, sind dem Tieck'schen Phantasus so ängstlich nachgebildet und dabei so völlig farblos geblieben, daß sie nur im negativen Sinne in Betracht kommen können. Aber auch auf den Lyriker läßt sich das Wort:

„Diese Stunde thut mir kund:
Alles muß Dir heut' gelingen!
Doch das Herz hüpft in den Mund
Und ich kann nur eben singen."

womit ein ausgesprochenes Talent unseres Vaterlandes den schöpferischen Moment des Gemüths so schön, als tief und wahr bezeichnet, nicht anwenden. Wenn man die Gedichte, wie sie uns jetzt gesammelt vorliegen, flüchtig durchläuft, so findet man freilich Alles beisammen, was man sonst beisammen zu finden pflegt; von der Ballade an bis zum Epigramm herunter ist jede Gattung vertreten; ein ziemlich weitschichtiges

Fragment lenkt sogar in's Drama ein. Aber diese äußere Mannigfaltigkeit ist keineswegs Ausdruck und Ausfluß einer höheren innern, und bringt es deshalb nicht zum lebendigen Reiz; das an sich reichlich genug zuströmende Gefühls- und Gedanken-Element geht nicht von selbst in diesen Formen auf, es wird mehr nur versuchsweise in sie hineingelegt und nimmt darum auch nicht die geheimnißvolle Rückwirkung von ihnen an, die es erst seines verborgensten Zaubers entbindet. Die Balladen, deren Stoffe fast immer mit Glück gewählt sind, haben keine Stimmung, die Lieder keinen Ton und selbst die Epigramme sind in der Regel nur zusammengezogene Aphorismen, die man lieber in anderer Gestalt vor sich sähe. Nichts destoweniger wird im Einzelnen, besonders wo es sich um Natur-Eindrücke handelt, die Grenze des Poetischen zuweilen gestreift oder gar überschritten, wie ich denn unsere Anthologisten auf die Stücke: Höllthal, Ergebnisse, einige Sonette, ein Spaziergang, Kronos, der Tempelbau, Memnon, Bellorophon, vorzugsweise aber auf die Distichen und Resultate aufmerksam machen zu dürfen glaube. Im Ganzen aber sind die Gedichte nur als ethische Denk- und Merkzeichen eines rastlos fortstrebenden Geistes schätzbar und gleichen den Baum-Einschnitten, womit ein Wanderer, der sich durch einen dunklen, vielverschlungenen Wald zu Licht und Freiheit hindurchwindet, für die Nachfolgenden den Weg zu bezeichnen sucht. Wenn Feuchtersleben daher nie zur eigentlichen poetischen Produktion gelangte, so lag es

nicht, wir er in seiner Lebensskizze ausspricht, an der Wahl seines Berufes, an äußeren Ereignissen oder gar an dem Widerspruch der herrschenden Geschmacksrichtung mit seiner eigenen Tendenz. Kein Beruf der Welt begünstigt die Entwicklung des Dichters mehr, wie eben der ärztliche; äußere Ereignisse, seien sie auch noch so schmerzlich, verwandeln sich dem Auserwählten von selbst in Poesie und verlieren dadurch zur Hälfte den Stachel; wenn aber die Geschmacksrichtung nichts taugt, so ist es die nächste Aufgabe des Talents, sie umzustimmen, und es beweis't seine Nachhaltigkeit nur dadurch, daß ihm dieß gelingt. Der Grund ist hier, wie in allen ähnlichen Fällen, darin zu suchen, daß der treibende Nerv doch eigentlich fehlte, denn was schwanger ist, muß und wird gebären, gleichgültig, ob eine goldene Wiege oder eine Krippe voll Stroh für das Kind bereit steht.

Viel höher, wie der Dichter, ist schon der Kritiker zu stellen, ja der Dichter kommt eben durch den Kritiker erst zu seiner besten Geltung, indem die Kraft, die für das selbstständige schöpferische Bilden nicht ausreicht, das Reproduktionsvermögen natürlich steigert und ergänzt und daneben nicht selten in reinster Eigenthümlichkeit hervortritt. Doch zeigt sich auch hier eine Schranke, auf die hingewiesen werden muß, wenn nicht mancher handgreifliche Widerspruch unaufgelöst bleiben soll. Der Begriff der Form wurde nie recht lebendig in Feuchtersleben, er wurde wenigstens nicht fruchtbar in ihm. Zwar finden sich allerlei Aus-

sprüche, welche dieser Behauptung schroff entgegen zu stehen scheinen, z. B. Seite 252 (Band VI.) in der Biographie Friedrich Schlegels. Aber ich verweise auf die Randglossen zu Eckermanns Gesprächen mit Goethe in den Beiträgen zur Literatur und namentlich auf das bei Gelegenheit eines höchst bedeutenden Wortes des deutschen Dichterfürsten abgelegte nackte Bekenntniß. „Sie haben Recht — äußert Goethe gegen seinen Zuhörer — es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnißvolle Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner römischen Elegien in den Ton und die Versart von Byrons Don Juan übertrüge, so müßte sich das Gesagte ganz verrucht ausnehmen." Und Feuchtersleben commentirt: „Woran ich sehr zweifle. Sache bleibt Sache, Form bleibt Form; ein blaues Kleid macht keinen Derwisch, ein grüner Turban keinen Emir. Aber weil wir zuerst den Derwisch im blauen Gewande kennen gelernt haben, vermuthen wir nun, sobald wir ein blaues Gewand sehen, den Derwisch dahinter. Ich denke, es ist Gewohnheit und weiter nichts." Diese Stelle überwiegt aus psychologischen Gründen alle übrigen und sie selbst ist gewiß keiner Doppel-Deutung fähig. Feuchtersleben hatte Goethe vor sich, den Mann, der ihm über Alles ging, und Goethe sprach über ein Mysterium, das er, weil es innere Erfahrungen ganz eigener Art voraussetzt, besser kennen mußte, wie irgend Einer; dennoch opponirt er seinem Herrn und Meister, und dies bis zu einem Grade, daß er ihm ins Gesicht ganz ent-

schieden das Gegentheil behauptet. Der Zug gereicht ihm ethisch zur Ehre, denn er beweis't, daß er seine Selbstständigkeit auch in der größten Versuchung nicht aufgab, er ist aber eben darum nur um so entscheidender für die Frage. Feuchtersleben hatte offenbar keine Ahnung davon, daß, wie der Organismus in der Natur, so die Form in der Kunst der reinste Ausdruck für jene unbegreifliche, fast eigensinnige Mischung des Zufälligen und Ewigen ist, aus der das individuelle Leben entspringt, und daß eben deßhalb die eine mit der andern nie vertauscht werden kann. Hieraus geht nun von selbst hervor, daß seine Urtheile überall mit Vorsicht aufzunehmen sind, wo die Form entscheidet, also im ganzen ästhetischen Gebiet. Wenn man diesen Gesichtspunkt festhält, wird man sich Alles bei ihm leicht zurechtlegen können. Man wird es zunächst erklärlich finden, daß er in Goethe selbst zwischen der Jugend- oder vielmehr Mannes- und der Alters-Periode nicht unterschied, oder doch, wenn er es that, eher zum Vortheil als zum Nachtheil der letzteren; er ging ja nicht auf den specifisch-dichterischen, sondern nur auf den intellektuellen, allgemein menschlichen Gehalt aus, und dieser fiel ihm aus den weitgestrickten allegorischen Netzen der frostigen Alters-Produktionen ganz von selbst in die Hände, während er den Jugendwerken so mühsam abgewonnen werden muß, wie Erde, Feuer, Luft und Wasser, die einfachen Elemente, dem organisirten Menschenleibe. Man wird sich nicht mehr verwundern, wenn er neben Goethe

auch Wieland und Herder aller Zukunft vindiciren zu dürfen glaubte, ohne sich an das Verdict zu kehren, das schon die letzten Zeitgenossen dieser um ihr Jahrhundert allerdings hochverdienten Männer, Kant und Schiller, ja zum Theil Goethe selbst mit eingeschlossen, über sie aussprachen; auf seinem Standpunkt standen sie ja nur dem Grade und nicht der Art nach hinter dem Schöpfer des Faust zurück. Man wird es ebenfalls begreifen, daß er das Gesetz, z. B. das der Lyrik, zuweilen auf's Treffendste ausspricht und es gleich darauf durch Erscheinungen zu erläutern sucht, die dazu wenig tauglich scheinen, so wie, daß er Autoren, die wohl Streben und Richtung, aber nicht Talent und Vermögen mit einander theilen, wie den gar nicht genug zu schätzenden, von strotzender Lebensfülle überströmenden Walter Scott und den schattenhaften Salvandy, nah zusammenrückt. Man kann daher von Feuchtersleben sagen, was noch von manchem andern Kritiker gilt: hat er ein durch die Zeit bereits gestempeltes Objekt vor sich, das nicht erst in Herz und Nieren geprüft zu werden braucht, so wird er ihm jedes Mal eine neue Seite abgewinnen und Betrachtungen anstellen, die oft zu den wichtigsten Aufschlüssen führen; soll er aber selbst über die Existenzfrage entscheiden, so ist er nicht gegen Irrthümer geschützt. Doch fehlen natürlich auch hier die Abstufungen und Uebergänge nicht. So ist sein Auge ohne Zweifel viel heller und ungetrübter, wo es sich um die bildende Kunst handelt, als im rein poetischen

Kreise; seine Reproductionen von Gemälden und Bildwerken gehören theilweise zum Besten, was wir besitzen, und seine praktischen Vorschläge sind so wohl erwogen und bezeichnen die zwischen einem stumpfen Realismus und einem ungebändigten Idealismus zu haltende Mittellinie so haarscharf, daß ich sie für maßgebend erklären zu dürfen glaube. Auch gereicht es ihm in dieser Beziehung nicht wenig zur Ehre, eins der eigenthümlichsten und markigsten Talente, welche seit lange aus Oesterreich, ja aus Deutschland, hervorgingen, gleich in seinen ersten Versuchen mit Sicherheit erkannt zu haben; ich meine den jetzt allgemein gewürdigten Historienmaler Rahl, den Schöpfer der großartigen Christenverfolgung und der noch großartigeren, wegen Mangels eines deutschen Pantheons wahrscheinlich unausgeführt bleibenden Cimberschlacht, über den auch der strenge Cornelius gegen den Herausgeber das glänzendste Urtheil fällte. Noch reiner wird sein Blick, wenn er literatur- und kunst-historische Zustände aus der Vogel-Perspektive beleuchtet und charakterisirt, wie dies in den Beiträgen mehrmals geschieht; hier, wo das Detail von selbst zurücktritt und es nur auf die scharfe Zeichnung der Umrisse ankommt, liefert er oft das wahrhaft Vortreffliche. Seine Grundüberzeugung ist, daß alles Schreiben, Dichten und Bilden die Folge des Thuns, des nach Innen oder nach Außen gewandten, sein soll und dieser Wahrheit kann man nicht genug Verbreitung und Eingang wünschen, denn die Verderbniß, über die

man überall klagen hört, rührt gerade davon her, daß so Wenige sie erkennen wollen. Auffallen kann die consequente Herbheit, mit der er sich, im Drama wie in der Lyrik und im Roman einen willkürlichen Grenzstein setzend, bei jeder Gelegenheit über die moderne Literatur ausläßt und die ihn sogar verführt, ihre mitunter unläugbare Ungeheuerlichkeit nicht selten durch eine noch unläugbarere Trivialität balanciren zu wollen. Aber das hat einfach darin seinen Grund, daß er sie nicht kannte, daß er sie, zuerst durch die allerdings wenig einladenden Anfänge abgeschreckt, dann durch seine anderweitige vielfache Thätigkeit abgehalten, in ihrer Entwicklung nicht verfolgte. An Empfänglichkeit für das, was sie bewegt und treibt, fehlte es ihm so wenig, wie an treuer Hingabe; das beweisen seine Würdigungen der Rahel und Bettina, die in der Anerkennung eher zu weit, als nicht weit genug gehen. Doch dürfte ein kurzgefaßtes Wort über diese Literatur hier um so eher am Ort sein, als einige bittere Aussprüche über ein Paar Hauptrepräsentanten derselben mitgetheilt werden mußten, die ein Gegengewicht erheischen. Man zieht gewöhnlich ohne alle Ueberlegung zwischen der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit eine Parallele, verrückt aber dadurch ganz und gar den Standpunkt, auf dem ein billiges oder auch nur ein gerechtes Urtheil möglich ist. Wenn man einmal vergleichen will, so vergleiche man die laufende Periode mit der Periode Klopstocks und Lessings, denn es handelt sich jetzt, wie damals, um die Bewältigung

ganz neuer historischer Elemente, und es ist etwas Anderes, ob ein Gebäude mit dem Fundament oder mit dem Thurm versehen werden soll. Wer etwa glaubt, daß die Kunst sich um diese Elemente nicht zu kümmern brauche, der widerlege Shakespear's Ausspruch über das Drama im Hamlet, das durch die ganze, überall auf den „Spiegel des Jahrhunderts und den Körper der Zeit“ ausgehende Praxis des großen Dichters bekräftigt wird; wem der Muth dazu fehlt, der mache sich den von mir hervorgehobenen Unterschied recht deutlich und frage sich dann, ob der unbefangene Betrachter der modernen Literatur sich bei der Schwere der Aufgabe nicht mehr darüber verwundern muß, daß doch Manches schon gelang, als darüber, daß so Vieles mißlang. Fast jedes der hervorragenderen Talente, die zu ihr gehören, hat es nach längerem oder kürzerem Läuterungsproceß zu einer wirklichen und nicht selten zu einer bleibenden Leistung gebracht. In der Lyrik fand Heine eine Form, worin die desparatesten Töne, der Ausdruck einer vom Krampf ergriffenen Welt, gellend zusammenklingen, um als reizende Musik wieder davon zu säuseln; seine Liedersammlung mahnt an den fabelhaften ehernen Stier des Phalaris, welcher nach der Sage so eingerichtet war, daß das Verzweiflungsgeschrei des Sclaven, der in seinem glühenden Bauche den Tod erlitt, als schmeichelnde Harmonie zur Ergötzung des Königs hervordrang, und die Ergötzung ist hier um so erlaubter, als Quäler und Gequälter in einer und derselben

Person zusammenfallen. Freiligrath malte Wüstenbilder, die frisch und energisch genug sind, um ihm für sein unreifes und ideenloses „Glaubensbekenntniß“ selbst dann Verzeihung auszuwirken, wenn er das zarteste seiner Gedichte: „Der Blumen Rache“ nicht geschrieben hätte. Und Dingelstedt vollbrachte eine wahre Midasthat, indem er in seinem Nachtwächter die dürre Prosa der einst so stark grassirenden politischen Lieder-Dichterei in das reine Gold echter Poesie verwandelte; durch das einfache Mittel, daß er keine Epigramme zuspitzte und keine rhetorische Pointen ausschliff, sondern mit jener Kraft, die später in dem erschütternden „Nachtstück“ und im ersten Akt seines „Barneveldt“ noch siegreicher hervortrat, dramatisch in die Zustände hineingriff und das Allgemeine durch das Besondere, kernhaft in sich Zusammengeschlossene, anschaulich zu machen verstand. Im Drama lieferte Immermann sein „Trauerspiel in Tyrol,“ Gutzkow sein „Urbild des Tartüffe“ und Laube seine „Karlsschüler;“ Stücke, von denen das erste, trotz der verunglückten sentimentalen Brandstifterin, so urdeutsch ist, das zweite der mehr und mehr zusammenschrumpfenden Komödie eine so weite Perspektive eröffnet, und das dritte unser kränkelndes Künstlerdrama so glücklich ins gesunde cultur-historische auflöst, daß jedes in seiner Art doch wohl Achtung gebietend dasteht. Und im Roman haben Immermann und Gutzkow Werke hingestellt, die in ihrer Tragweite noch gar nicht zu berechnen sind. Der

Münchhausen, ungenießbar, schemen- und schattenhaft, mitunter läppisch, in der einen Hälfte, hat mit der zweiten, der westphälischen Hofschulzen-Wirthschaft und ihrer Dorf-Poesie einen wahren neuen Welttheil in die Literatur geschleudert, der bis jetzt, merkwürdig genug, nach Analogie Amerikas, nicht den Namen des Entdeckers, sondern den des ersten Ansiedlers, des behenden, übrigens wacker talentirten, Berthold Auerbach trägt. Die Untersuchung, wie Immermann sich gegen seine Vorgänger, Pestalozzi, Jungstilling und den vor Allen respektablen Ulrich Hegner verhält, und wie seine Nachfolger, die in der Regel freilich mit fast alleiniger Ausnahme von Jeremias Gotthelf, nur seinen Urwald ausholzen, zu ihm stehen, ist interessant, und werde auf einen andern Ort verspart. Die Ritter vom Geist, äußerlich an Eugen Sue anknüpfend, erheben sich zu einer solchen innern Selbstständigkeit und bethätigen Gutzkow's bewundernswürdigen Instinkt für das geheime Walten und Weben der zukunftschwangern Gegenwart auf so glänzende Weise, daß die seltene Produktion nicht bloß als Roman, sondern auch als historisches Daguerreotyp einen hohen Rang in Anspruch nehmen darf, und daß jeder Redliche sich freuen muß, die reiche, bisher in buntester und oft erschreckender Vielseitigkeit aufgegangene Entwicklung des Verfassers so überraschend im gesättigten Fruchtknoten zusammengehen zu sehen. Ich habe hier kein Literatur-Gemälde zu geben, sondern nur den Beweis zu

liefern, daß auch die letzte Bewegung auf diesem Gebiete, so wild und ungebändigt sie anhob, nicht ohne Resultat geblieben ist und daß namentlich die Männer, die Feuchtersleben persönlich angriff (z. B. in den Gedichten, Band II. Seite 213), in reichlichem Maaß das Ihrige dazu beitrugen *). Ohne allen Zweifel hätte das Ende ihn mit dem Anfang ausgesöhnt, wenn sein Blick nicht von dem ganzen Prozeß zu früh abgezogen worden wäre. Ich muß hier auf mein Bild von der Kristallkugel in den nordischen Gärten zurückkommen: Feuchtersleben hielt sich an das, was theils mit ihm selbst jung gewesen, theils im Laufe des Lebens unmittelbar an ihn herangetreten war und stellte, indem er dieses mit fast enthusiastischer Hingebung umfaßte, das liebenswürdigste Gegenstück jener von Tag zu Tag mehr um sich greifenden Vandalen-Kritik auf, die jede Blume mit Vitriolsäure bespritzt und jeden Keim im Werden selbst zertritt. Uebrigens stimme ich ihm vollkommen bei, wenn er die nächste Regenerirung der deutschen Literatur von Oesterreich erwartet. Daß sich hier am meisten ungebrochener Boden findet und

*) Wem um ein vollständiges Literaturgemälde zu thun sein sollte, den verweise ich auf Mundt's Geschichte der modernen Literatur, ein Werk, welches besonders in seiner zweiten Auflage an Reichhaltigkeit, wie an Eleganz der Darstellung alle ähnliche Versuche dieser Art weit hinter sich zurück läßt und sich nicht weniger dadurch auszeichnet, daß es die dem Werdenden gebührende Schonung und Vorsicht mit der dem Fertigen, Abgemachten und Zukunftlosen gegenüber nöthigen Entschiedenheit aufs Glücklichste zu vereinigen weiß.

daß selbst die hier so häufige Racen-Kreuzung ein bedeutendes Gewicht mit in die Wagschale wirft, leuchtet von selbst ein. Aber es hat sich bei dem Ernst und der mehr und mehr aufs Tiefe gehenden Richtung der jüngeren Generation auch bereits eine Fülle vielversprechender Talente angekündigt, die hauptsächlich deßwegen große Hoffnungen in mir erregen, weil sie schon in ihren ersten Proben, seien diese nun lyrischer, dramatischer oder novellistischer Art, ganz frei von dem bisherigen überflüssigen Bilderluxus erscheinen, der so oft die klaffende Leere verdeckte oder den wirklich vorhandenen Gedanken erstickte. Wer weiß, wie bald diese über Deutschland einen neuen Frühling heraufführen!

Am höchsten steht der Populair-Philosoph. Dieser legte auch gleich in der so früh erschienenen Diätetik der Seele sein Meisterstück ab. Es ist nicht, wie der Verfasser bescheiden meint, ein Zufall, daß dieses Buch, welches schon zehn Auflagen erlebte, so allgemeinen Eingang fand; es ist die nothwendige Folge seiner Vortrefflichkeit. Nirgends ist der Weg, den der Mensch durchs Labyrinth des Lebens nehmen muß, an allen Abgründen, die links und rechts drohen, vorbei, so sicher und zugleich so gefällig vorgezeichnet worden, wie hier. Nicht mit der Hippe, die so mancher berufene oder unberufene Cicerone dem Tode abborgt, um sich Ansehen zu verschaffen, deutet der freundliche Führer auf die Schrecken der Tiefe; eine leichte Handbewegung, ein ausgestreckter Finger, genügt ihm, denn er will nicht jenen bedenklichen

Schwindel hervorrufen, an den sich so oft der unmittelbare Untergang knüpft, weil er die Sinne verdüstert und das Gemüth mit hoffnungsloser Verzweiflung erfüllt; er will nur jenen heilsamen Schauder erwecken, der den Fuß beflügelt und der beklemmten Brust höchstens noch das Athmen ein wenig erschwert. Das gelingt ihm auch jedes Mal und kaum ist die Gefahr überstanden, so pflückt er rasch die erste Blume, die sich seinem Blick bietet, um uns durch die Farben, in denen sie glüht und den Duft, der ihr geheimnißvoll entströmt, an all das Schöne, das sich zwischen Himmel und Erde findet und wegen dessen es sich der Selbsterhaltung verlohnt, wieder zu erinnern. Die Diätetik der Seele ist kein moralisches Rezeptbuch, sie will dem Menschen überhaupt nicht von außen zu Hülfe kommen und dies oder das in ihm herstellen, sie behält fest und unverrückt, wie es sich ziemt, die Totalität seines Wesens im Auge und sucht ihn von der tiefen Wahrheit zu überzeugen, daß die Vollkraft des Ganzen, wenn sie nur gehörig zusammengefaßt wird, jedem Angriff auf das Einzelne siegreichen Widerstand leisten kann. Das ist, wie weich und geschmeidig es auch ausgedrückt sein mag, wahrhaft antik gedacht und in einer Eisenquelle dieser Art wird die sieche Menschheit sich baden müssen, wenn sie es dereinst wieder zu einer Achilles-Haut bringen will. Neben der Diätetik der Seele, die ich keinen Anstand nehme, dem Vorzüglichsten beizuzählen, welches aus der österreichischen Literatur jemals in die deutsche überging, ragen vor

Allem die Aphorismen hervor, ja sie spinnen sich recht eigentlich aus diesem Werke heraus, um in buntester Reihe und wechselnder Gestalt durch fast alle Publikationen des Verfassers fortzulaufen. Es ist natürlich, daß Geistern, die sich fortwährend mit poetischen und philosophischen Problemen beschäftigen und nach dem ihnen innewohnenden unwiderstehlichen Bildungstrieb beschäftigen müssen, ohne doch selbst eigentlich Dichter oder Philosophen zu sein, gerade diese Form so bequem ist, denn sie hat etwas Lyrisches und Dramatisches zugleich, sie fügt sich jeder Stimmung und gestattet die Einseitigkeit. Darum griffen Lichtenberg und Novalis, deren Romane nie fertig werden wollten, und die es ebenso wenig zu einem zusammenhängenden Gedankensystem brachten, instinktmäßig zum Aphorismus und legten, vielleicht in der Meinung, nur Stoff für die Zukunft aufzuspeichern, ihr Bestes in ihm nieder. Ebenso ist es Feuchtersleben ergangen und man dürfte ihm in der Mitte dieser beiden Vorgänger, denen er an Witz und Phantasie nachsteht, die er aber, was die Beobachtungsgabe anlangt, im Allgemeinen erreicht und nach mancher Seite hin übertrifft, seinen Platz anweisen.

Das neue Ministerium des öffentlichen Unterrichtes in Oesterreich.

(Geschichtliche Skizze.)

Es dürfte den Lesern dieser Zeitung willkommen sein, eine bündige, chronologisch-sachliche Uebersicht der Geschichte des Ministeriums des öffentlichen Unterrichtes in Oesterreich, von seinem Bestehen bis auf den gegenwärtigen Uebergang zu erhalten. Wir sind in der Lage, eine authentische Darstellung derselben hiermit zu geben, wobei wir uns möglichst an die Thatsache zu halten, und nur durch sie und ihre nöthigste Erklärung dem öffentlichen Urtheile den Stoff zu bieten gedenken.

Als mit dem denkwürdigen Patente vom 15. März 1848 unserem Vaterlande eine constitutionelle Gestaltung wurde, waren zuvörderst noch die Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts dem Ministerium des Innern zugetheilt. Am 30. März übernahm, in Folge Kabinetsschreibens vom 27., Baron Sommaruga das hiermit selbstständig creirte Ministerium des öffentlichen Unterrichts, und leitete die Geschäfte desselben bis zum 18. Juli des-

selben Jahres. Was während dieses ersten Zeitraumes verfügt und geleistet wurde, findet sich sorgfältig und treu in den von Dr. Heintl veröffentlichten „Mittheilungen aus den Universitäts-Akten" (Wien, bei Sommer) aufgezeichnet, und wir dürfen, um Wiederholung zu vermeiden, den Leser nur auf diese Sammlung verweisen.

Die wesentlichsten Schritte, welche diesen Zeitraum des Beginnens bezeichneten, waren: die gleich in der Antrittsrede des Ministers öffentlich ausgesprochene Ankündigung des Grundsatzes der Lehr- und Hörfreiheit für die hohen Schulen, und mehrfache, diesem Grundsatze entsprechende Maßregeln, welche sogleich, ehe noch die weiteren Studienpläne berathen waren, provisorisch in's Leben gerufen wurden; eben solche Maßregeln für das Volksschulwesen und die Gymnasien, welche ganz geeignet waren, die später anzugreifende radikale Umgestaltung vorzubereiten, und welche wir unten in ihrer Fortführung wieder aufzunehmen haben; und die Veröffentlichung eines „Entwurfes der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtes in Oesterreich," welche in den letzten Tagen dieser Epoche erschien, die Ansichten des Ministeriums dem öffentlichen Urtheile zur Prüfung darlegte, und dem neuen Ministerium dadurch eine Grundlage verschaffte, den begonnenen Bauplan, im Sinne der öffentlichen Meinung und eigenen Ueberzeugung zu vollenden, und an die Ausführung zu schreiten.

Dieses neue Ministerium *), am 18. Juli 1848 ge-

*) Minister Doblhoff; Unterstaatssekretair: Feuchtersleben.

bildet, hielt es für seine Pflicht, seine Thätigkeit sogleich an den so eben angeführten Anhaltspunkt zu knüpfen. Es veröffentlichte ein Programm, in welchem es sich über seine Aufgabe und den Sinn aussprach, in welchem es sie zu lösen sich vorsetzte. Das Ministerium erklärte sich in diesem Programme als das Organ der Volksvertretung in den Interessen der Wissenschaft und Bildung, und versprach Oeffentlichkeit und Rechenschaft in allen seinen Schritten; ein Versprechen, welches es redlich gehalten hat. Das Programm enthielt zugleich eine indirekte Andeutung über den erwähnten Gesetzentwurf des vorigen Ministeriums. Allein das zweite Ministerium fand es nöthig, sich über diesen Entwurf direkt und ausführlicher auszusprechen, und that dies, indem es in einem besonderen Aufsatze die Prinzipien desselben beleuchtete, und die Punkte, in welchem es mit ihnen nicht übereinstimmte, offen und bestimmt bezeichnete.

Die Punkte, wie sie das neue Ministerium wünschte, waren: Die anzusprechende Theilnahme des Staates an dem Volksschulunterrichte; die Befreiung der Schule von der Bevormundung durch die Kirche (ohne Ausschließung des Klerus vom Unterrichte); die Einführung von Fachlehrern für die Klassenlehrer in den Mittelschulen; die wünschenswerthe Vereinfachung der letzteren durch ein harmonisches Verhältniß der humanistischen und Realbildung; die Regelung des Verhältnisses der Lehrkörper zu den wissenschaftlichen Corporationen; die Hebung des Institutes der Docenten, und die Festhaltung der Rechte, die aus dem Begriffe der Universitäten entspringen. In dem-

selben Sinne sprach sich der Unterstaats-Sekretär bei seinem Erscheinen auf der Aula der Universität gegen die Studirenden aus, und forderte sie auf, das Ministerium in der großen Aufgabe der Reform durch ihren theilnehmenden Eifer zu unterstützen.

Der erste Schritt, der Zeitfolge nach, den das Ministerium, nach diesen Einleitungen in Angriff nahm, war nebst Organisationsveränderungen in seinem innern Haushalt, die hier nicht zu erörtern kommen, die Aufhebung der Konvikte. Diese Anstalten, welche im völligen Widerspruche mit den Grundsätzen der freien Entwicklung, während der Herrschaft des früheren Systems einen nachtheiligen Zwang ausübten und noch dazu mit sehr beträchtlichem Aufwande erhalten werden mußten, waren längst ein Gegenstand gerechter Klagen. Ehe noch diese Klagen laut, und die Presse und der Reichstag zu ihrer Abhilfe in Anspruch genommen wurden, war die Initiative bereits im Ministerium des Unterrichtes ergriffen. Manche, ja bedeutende Hindernisse dämmten sich der Durchführung entgegen. Dem ungeachtet erfolgte die Aufhebung der Konvikte zu Prag, Gratz, des Innsbrucker Theresianums, der Managetta'schen Stiftung, des Konviktes zu Lemberg, des Josephstädter und des Kremser, wie des Wiener-Stadtkonviktes, in einem Zeitraume von wenigen Wochen. Die Einführung von Handstipendien für die bisherigen Konviktoren hat auf Zöglinge und Eltern den besten Eindruck gemacht und die den letzteren gebliebene Freiheit, ihre Söhne Anstalten anzuvertrauen, die ihren Wünschen entsprechen, versöhnte mit einem zeitgemäßen, aber Vielen

unerfreulichen Verfahren. Daß damals die dem Fortschritte des freien geistigen Aufschwunges so hinderlichen Seminaria puerorum nicht mit aufgehoben werden konnten, bleibt sehr zu bedauern.

Der ersten entschiedenen Maßregel folgten je nach Erforderniß des Augenblickes mehrere einzelne, kleinere, zum Theil auf Ansuchen betheiligter Personen und Stände, während man im kurzen Berathungswege wichtigere Reformen im Unterrichte vorbereitete. Unter jene sind zu zählen: der Erlaß vom 3. August 1848, in welchem Wiederholungsunterricht, als Vorbereitung künftiger Ferialschulen in einer Art empfohlen wurde, die freilich nicht jedem Lehrer munden mochte, der sich nach Ruhe sehnte; der Erlaß vom 7. August, durch welchen die Gubernien beauftragt wurden, angemessene Einleitungen rücksichtlich der Baulichkeiten, der allgemeinen Benützbarkeit der liberaleren Administration, der Beiziehung und Nutzbarmachung kleinerer Sammlungen für die öffentlichen, dem Unterrichte gewidmeten Bibliotheken zu treffen; die Aufhebung der früher bestandenen Vorschrift, welche allen Angestellten das gleichzeitige Studiren untersagte (13. Juli); eine Aufhebung, wodurch dem Staate und seinen Beamten gleichmäßig genützt wurde; die Bewilligung der vom Wiener bürgerlichen Handelsstande angesuchten Gründung einer Handelsschule auf eigene Kosten und eigenen Plan des Gremiums (3. September); der Erlaß vom 10. September an die Landesstellen, in welchem die Wege und Einleitungen vorgezeichnet wurden, durch welche das für unsere Zeit so wichtige und unerläßliche, anschauliche und

praktische Studium der Naturwissenschaften, auch für die Mittelschulen, durch Sammlungen und Apparate ermöglicht werden soll; die damit zusammenhängende Anordnung vom 18. September, daß die Naturgeschichte in der ersten Lyceal-Klasse nicht mehr, wie bisher nur für Jene, die kein Unterrichtsgeld zahlen, sondern für alle Hörer ein obligater Gegenstand sei, endlich die für Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien, Tirol, Küstenland und Dalmatien erlassenen Verfügungen, welche dahin zielten, den sanctionirten Grundsatz der Gleichberechtigung aller Nationalitäten Oesterreich's, rücksichtlich der Unterrichtssprache ungesäumt ins Leben treten zu lassen. In Bezug auf die vollständige Beantwortung einer so wichtigen, tief greifenden, mit Lebhaftigkeit debattirten Frage mußte sich das Ministerium wohl noch weitere Erhebungen vorbehalten, wenn es nicht in die Gefahr kommen wollte, gelegentlich wieder Rückschritte machen und Staatsauslagen veranlassen zu müssen. Vielleicht hat es diese Gefahr schon jetzt bei seinem durch den Drang der Verhältnisse beschleunigten Verfahren nicht vermieden.

Nebst diesen Maßregeln mehr specieller Bedeutung folgten ohne Unterbrechung die weiteren großen und ins Ganze wirkenden Schritte, welche die Reform des Unterrichtes forderte. Das Volksschulwesen verlangte in Oesterreich vor Allem eine ernste Rücksicht. Seine Hauptbedürfnisse sind klar, aber im Augenblicke nicht zu befriedigen: besserer Unterricht, und, damit man diesen erziele, bessere Stellung der Lehrer, und damit diese begründet werde: Bildung der Lehrer, und damit diese möglich sei,

— Befreiung der Volksschule aus der bisherigen Bevormundung und Sorge des Staates für ihre Anstalten. Das Ministerium erkannte, daß in dieser großen Angelegenheit nicht voreilig zu handeln sei. Es behielt sich die großen, radikalen Anträge für den gesetzgebenden Reichstag vor; aber es bereitete vor, was vorzubereiten war. Eine provisorische Verfügung vom 2. September ordnete die vorläufige Methode des Volksschul-Unterrichtes an, welche den Geist des Fortschrittes und der Verbesserung athmet. Der Unterricht in der Muttersprache, der Vorzug lebendiger Uebungen im Anschauen, Denken und Sprechen vor dem Auswendiglernen, die Organisation von Lehrerversammlungen bilden ihren wesentlichen Inhalt. Der wichtigste Punkt in dieser Sache bleibt freilich die Bildung geeigneter Lehrer-Seminare. Das Ministerium, von der Ansicht ausgehend, daß es wohl möglich sei, Anstalten mit diesem Namen, nicht aber die Sache jetzt schon herzustellen, gab einstweilen, um eine Wirksamkeit auch in dieser Richtung einzuleiten, durch Erlaß vom 21. September eine Anordnung zur verbesserten Einrichtung des sogenannten Präparanden-Curses, welche für den Anfang genügt, wenn die aufgeforderten Kräfte ihren Dienst nicht versagen.

Die Betrachtung, daß das Lehramt als eine Bildungs-, nicht als eine Versorgungsanstalt anzusehen sei, veranlaßte das Ministerium, den bis dahin unter gewissen Bedingungen gestatteten Gebrauch des Abtretens des Schuldienstes an Verwandte, mit Verordnung vom 28. August einzustellen. Die Wahrnehmung der niedrigen Stufe, auf

der sich das Volksschulwesen des griechisch nicht unirten Ritus in der Bukowina, trotz eines vorhandenen, reich dotirten Religionsfondes, der auch für die Schule benützbar ist, noch befindet, erregte gleichfalls die Aufmerksamkeit des Ministeriums, und es wurden durch Erlaß an das galizische Gubernium, im August, die zur Förderung dieser Sache nöthigen Schritte eingeleitet. Um endlich die Grundreform für das Volksschulwesen anzubahnen, hielt es das Ministerium für zweckmäßig, dem hiesigen Lehrstande über die außer Oesterreich befindlichen Volksschulen und Volkslehrer-Bildungs-Anstalten die gewünschte anschauliche Kenntniß zu verschaffen, um daraus heilsame Resultate für unser Vaterland zu erzielen; denn weder die Pläne herberufener, mit unsern Zuständen unbekannter Fremden, noch die Vorschläge der mit den gerühmten Einrichtungen des übrigen Deutschlands unbekannten Einheimischen, konnten ein zweckmäßiges Ergebniß liefern. Es wurde also zu jenem Behufe eine Deputation hiesiger Schulmänner abgesendet, welche eine, freilich unruhig bewegte Zeit so gut als möglich benützte, und wie man hört, namentlich aus der Schweiz treffliche Muster zur angemessenen und nicht kostspieligen Bildung von Schullehrer-Seminarien gebracht haben soll. Das Gelingen dieses letzteren Unternehmens wäre wohl die beste Gewähr einer schöneren Zukunft. Einen leider nicht mehr zur Ausführung gelangten Schritt dieses Ministeriums, der das Wohl der Lehrer im gegenwärtigen Augenblicke zum Zwecke hatte, haben wir, der Zeitfolge wegen, am Schlusse dieser Zeilen anzuführen.

Die Gymnasien, das im Zusammenhange des Unterrichts-Systemes wichtige Mittelglied des Ganzen, boten dem Ministerium der Reform in Oesterreich einen weiten Spielraum; ihr Zustand verlangt eine tief greifende Umstaltung. Sie war, abgesondert von dem Plane der Gesammtreform, nicht möglich. Das Ministerium erließ, bei solchen Verhältnissen, am 28. August provisorische Anordnungen, welche allgemein erkannten Mängeln unserer Gymnasien abzuhelfen wohl geeignet waren. Sie betrafen das Studium der Naturgeschichte, der deutschen Sprache und der Landessprachen im Sinne der Nationalbildung, der alten Sprachen, in einem freiern, nicht wie früher pedantischen Sinne, den Uebergang vom Classen- ins Fachlehrersystem, liberalere Einrichtung des Prüfungswesens und überhaupt eine dem Begriffe der Humanität entsprechendere Färbung dieser Anstalten. Da die Gymnasien größtentheils dem geistlichen Stande, namentlich dem Piaristen-Orden anvertraut sind, hat es das Ministerium für nöthig befunden, die willkürliche Besetzung ihrer Lehrkanzeln durch die Ordensvorsteher, dort wo sie üblich war, mit Dekret vom 20. September abzustellen. Was zur Förderung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes in den Mittelschulen geschah, ist schon oben erzählt worden; daß auch der humanistische nicht vernachlässigt werden sollte, zeigen Schritte, die noch anzudeuten sein werden. Uebrigens scheint es die Absicht des damaligen Ministeriums gewesen zu sein, auf Vereinfachung des Systems der Mittelschulen durch möglichste Verbindung der Real- und Idealbildung hinzuwirken. Eine Maßregel, welche das

Ministerium im Sinne des vom vorigen Ministerium gearbeiteten Entwurfes mit Beharrlichkeit und großer Entschiedenheit fortsetzte, obwohl sie vielfachen Widerspruch fand, war die Verschmelzung der bisher bei uns philosophisch genannten Studien mit dem Gymnasium, welches durch die Anfügung dieser zwei Lyzealklassen zu einem achtjährigen Gymnasium werden sollte, wie es die preußischen sind. Unsere Aufgabe ist hier nicht, zu raisonniren, sondern zu reassumiren. Das Ministerium hat sich nach seiner gewohnten Art öffentlich oft genug über diese Frage ausgesprochen; das Publikum wird sich seine Meinung gebildet haben, und die Zukunft wird lehren, welche die richtige war. Die Nöthigug, die ein so anerkannt freisinniges Ministerium zu dieser Anordnung in sich fühlte, muß allerdings das Urtheil behutsam stimmen.

Rücksichtlich der Universitäten, als der höchsten und eigentlich wissenschaftlichen Bildungsanstalten, scheint das Ministerium den Grundsatz festgehalten zu haben: zwar die Pflicht der Obsorge des Staates für den höheren Unterricht nicht zu verkennen, aber die Selbstständigkeit des Universitätslebens zu achten und namentlich auf die Möglichkeit hinzuwirken, die hohen Schulen verschiedener Provinzen und selbst Staaten in einen Einklang zu bringen, der die Freiheit ihres Besuches und ihre Gleichberechtigung zur Folge hätte. Es wurden deßhalb mit Verordnung vom 7. August Abgeordnete zu den in Jena versammelten Deputirten gesendet und die hiesigen zum Theile vorliegenden Vorschläge einstweilen in suspenso gehalten, bis sich die Gestaltung des Universitätslebens

m übrigen Deutschland deutlicher herausstellte. Nur einige Einrichtungen traf das Ministerium unverzüglich, um gewisse Hemmnisse weiterer Entwicklungen zu beseitigen. So wurden mit Erlaß vom 4. August die schon seit Langem so vielfach beanständeten Konkurse zur Erlangung erledigter Lehrkanzeln abgeschafft und mit Erlaß vom 23. desselben Monats die vorläufige Maßregel des provisorischen Besetzungsverfahrens angeordnet, wobei die Dozenten und akademischen Corporationen nebst den Lehrkörpern betheiligt und die Berufungen freigestellt werden. Ferner wurden über Antrag der Wiener medizinischen Fakultät am 4. August die veralteten Formalien der Disputationen und Dissertationen abgeschafft und Oeffentlichkeit der strengen Prüfungen eingeführt. Das Verbot des unmittelbaren Briefwechsels mit sogenannten ausländischen Hochschulen wurde als Ausfluß der frühern Censureinrichtung mit Erlaß vom 13. September als aufgehoben erklärt. Was endlich die Zahl und Verhältnisse der Universitäten Oesterreichs überhaupt betrifft, so geht aus mehrfachen Aeußerungen des Ministeriums hervor, daß Vermehrung, Vervollständigung und möglichste Gleichstellung der Universitäten für alle Nationalbedürfnisse in den verschiedenen Provinzen in seinen Wünschen lag.

Namentlich aber war es das ärztliche Studium, dem bei seiner großen Bedeutung für das öffentliche Wohl das Ministerium eine besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Unter diesem Ministerium geschah bekanntlich durch die Verordnung vom 19. August 1848 der von den Aerzten fast aller europäischen Staaten so vielfach gewünschte Schritt,

durch welchen Einheit des ärztlichen Studiums und Einheit des ärztlichen Standes erzielt werden sollte: die Aufhebung des sogenannten niedern chirurgischen Studiums. Diesen Schritt, von welchem auf der einen Seite gesagt wurde: „wenn das Ministerium nichts gethan hätte, als ihn, so hätte es sich ewig verdient gemacht," — auf der andern Seite: „es habe ihn leider nur halb gemacht," — auf der dritten: „es habe damit eine Ungerechtigkeit gegen einen achtbaren Stand begangen," — dieser Schritt ist oft genug öffentlich besprochen worden, um ihn hier weiter erörtern zu sollen. Es scheint, die Meinungen darüber haben sich bereits einigermaßen berichtigt und vereinigt. Der Grundsatz scheint zur allgemeinen Anerkennung gelangt zu sein, und über die Art, wie diejenigen, denen aus den Consequenzen seiner Durchführung etwa ein Nachtheil erwüchse, zu entschädigen seien, sind vielfache und angemessene Vorschläge gemacht, im Falle sie da nöthig erachtet werden, wo das Wohl des Ganzen ein Opfer des Einzelnen, bei neuen Gestaltungen der Verhältnisse in Anspruch nimmt. — Im Zusammenhange mit dieser Maßregel, obwohl auch durch specielle anderweitig bedingte Rücksichten geboten, war auch die von diesem Ministerium schon lange betriebene, aber erst nach vielfachen Hemmnissen und Verzögerungen, im September 1848 durchgesetzte Aufhebung der, zu ihrer Zeit einem dringenden Bedürfnisse höchst angemessenen, zu unserer Zeit aber, nach allgemeinem Erkenntnisse, nicht mehr entsprechenden sogenannten medizinisch-chirurgischen Josephs-Akademie. Das Institut hatte sich überlebt, die feldärztliche Bildung läßt sich auf minder

kostspieligem Wege erzielen, die Räume der Akademie sind Bedürfniß geworden. Ein weiterer Schritt, einer der letzten in der Wirksamkeit des betreffenden Ministeriums, welcher, dem Scheine nach, als auf das medizinische Studium berechnet, beurtheilt werden könnte, bleibt uns noch später, bei den Andeutungen über die begonnenen Schritte zu erwähnen.

Wohl aber muß noch ein Verhältniß angeführt werden, an das sich manche angenehme Hoffnung knüpfte. Das Ministerium ergriff nämlich den geeigneten Anlaß, die Akademie der bildenden Künste in den Bereich seines Wirkens zu ziehen, und die dort am 24. August d. J. gesprochenen Worte des Staatssekretärs bezeichnen die Richtung, die man sich zur Förderung der Kunstbildung bereits vorgebahnt hatte, und welche wohl geeignet war, für die so lange gefesselte Kunst bessere Tage zu versprechen.

Hier ergibt sich für unsere übersichtliche Darstellung der geschichtsgetreue Uebergang zu den Andeutungen über jene Einleitungen, die, so viel aus dem Zusammenhange sich ergibt, erst im Angriff waren und eigentlich erst dann zu beurtheilen wären, wenn ihre Vollführung dazu berechtigt hätte. Allein die Geschichte ist nur zu oft in der Lage, bloß Anfänge mittheilen zu können, und da wir in der günstigeren sind, wenigstens ihre Richtung zu verfolgen, so soll sich diese Darstellung durch sie vervollständigen. Das Ministerium, dessen Geschichte wir erzählen, sah sich zwar bereits genöthigt, die Wiedereröffnung der

unterbrochenen Studien in Wien über den üblichen Zeitpunkt (Oktober) hinaus zu verschieben; allein es kündigte dieselbe mit Entschlossenheit für den November an (19. August 1848). Vielleicht hat ihm das Bewußtsein: die Universität auf eine, jede billige Forderung befriedigende Weise eröffnen zu können, diese Entschlossenheit eingeflößt. Um aber dies Bewußtsein nähren zu können, war noch eine große, entschiedene und rasche Thätigkeit nöthig. Vor Allem — darüber gab's nur Eine Stimme — mußten die gealterten Elemente, die, wenn auch ehrenhaft und verdienstlich, zum Theile eines wohlerworbenen Ruhmes genießend, jetzt von den Forderungen der Zeit verdrängt wurden, zu ihrem und der Sache Besten, diesen Verhältnissen entrückt, und frische, neue Hoffnung erweckende Kräfte zum neuen Baue berufen werden. In diesem Sinne sind offenbar jene Anträge eingeleitet worden, in Folge deren die Pensionirung mehrerer geachteter Professoren der hohen Schule Wiens bewilligt ward.

Man hat diese Maßregel, wie es scheint, mehrfach einseitig und unverstanden beurtheilt. Sie muß vor Allem nicht auf die betreffenden Professoren bezogen, sondern als eine allgemeinere, nur durch die dazwischen getretenen Ereignisse zerschnittene Verfügung aufgefaßt werden. Warum sie das Ministerium in dieser Art einzuleiten, auf diese Weise durchzuführen für geeignet oder sich dazu genöthigt fand, ist nicht zu beurtheilen möglich, wenn man außer den Verhältnissen steht, in denen es handelte. Das Ministerium scheint, im Vorgefühle ähnlicher Einwendungen, die Erklärung abgefaßt zu haben,

die, über seine Handlungsweise, am 3. September in der Wiener Zeitung zu lesen war, und auf die wir also hier, der Kürze halber, verweisen. Das aber ist gewiß, daß die Beschuldigung der Eigenmächtigkeit, für diesen Fall, für ein in diesem Falle verantwortliches Ministerium die größte Unkenntniß des Klägers bewiese. Hier, wenn irgend, galt es — zu handeln und nicht zu fragen; oder hätten die Lehrkörper, um deren integrirende Bestandtheile es sich eben handelte, in ihrer eigenen Sache, oder die wissenschaftlichen Corporationen, deren Stellung zu jenen bekannt ist, gefragt werden sollen? Collegiale oder noch mehr büreaukratische Erörterungen hätten jeden Erfolg unwiderbringlich vereitelt; die Frist, — eine kurze Frist — war gegeben; das Ministerium mußte handeln — und der Erfolg seine Handlung verantworten. Die Ereignisse haben den Faden in dieser Angelegenheit zerschnitten, und die Geschichte muß ihr Urtheil suspendiren.

Dieser Schritt war übrigens auch der letzte derjenigen, welche der Anfang jeder Reform nöthig macht, und welche dem bestmeinenden Bildner meist den schlechtesten Dank bereiten. Was wir noch zu berichten haben, sind erfreuliche Pläne des Aufbaues, die nun an die Reihe kommen sollten — aber vorläufig ihres weiteren Geschickes werden harren müssen. Der wichtigste dieser Pläne scheint uns der zur Gründung eines öfters besprochenen „naturwissenschaftlichen Institutes,“ der, wie wir wissen, zur Vorlage völlig bereit war. Dieser Plan war im engen Zusammenhange mit dem Bedürfnisse der naturwissenschaftlichen Bildung überhaupt, mit den Anordnungen für

den naturwissenschaftlichen Unterricht an allen Mittel- und hohen Schulen, mit der Reform des medizinischen Unterrichtes und mit den Verhältnissen der Professoren. Es wäre, bei der unabweislichen Bedeutung dieser Richtung in der nationalen Kultur, höchst wünschenswerth, den Gedanken mindestens nicht fallen zu lassen.

Ein zweiter, schon weiter geförderter Plan war der zur Durchführung und Verallgemeinung des gymnastischen und eigentlichen Turnunterrichtes, wozu bereits mit einem bewährten hiesigen Fachmanne Verhandlungen angeknüpft waren, welche hoffentlich noch zu weiteren führen werden.

Die nothwendige, zeit- und sachgemäße Organisirung des Ministeriums selbst in seinem inneren Haushalte war eine Arbeit, die man sich wohl nur deßhalb noch vorbehielt, weil es im Anfange nicht an der Zeit war zu organisiren, sondern: mit den gegebenen Organen zu wirken, und man über den Mitteln nicht den Zweck aus den Augen ließ. Die Gründung eines ministeriellen periodischen Organes zur Veröffentlichung der Arbeiten im Unterrichtswesen, so wie spezieller Organe dieser Art, z. B. einer Universitäts-, einer Gymnasial-Zeitung u. s. w. schloß sich diesem Organisirungsplane an.

Mit Wehmuth aber gedenken wir der letzten Arbeit des Ministeriums, welche uns bekannt wurde und welche in Verbindung mit Anträgen über das Verhältniß zwischen Schule und Staat (in finanzieller Beziehung) und zwischen Schule und Kirche, bestimmt war, dem Reichstage vorgelegt zu werden, — als der Oktober mit seiner Interpellation schneidend dazwischen trat. Sie ging mit

dem Budget Hand in Hand. Der Nothstand der Volksschullehrer ist anerkannt, Vorschläge, ihm für die Zukunft abzuhelfen, sind da. Allein der unglückselige Irrthum der Landbewohner, daß mit der Aufhebung des Zehnten auch ihre Verpflichtungen an die Lehrer ihrer Kinder aufgehoben seien, hat die ohnehin bedrängten Lehrer in eine Lage versetzt, welche den achtbarsten Stand der Menschheit dem Proletariate einzuverleiben droht. Das Ministerium hat diesen Nothschrei vernommen; es war im Begriff einen Antrag auf augenblickliche Unterstützung durch Eröffnung eines Kredits, dem Reichstage vorzulegen. Dies war seine letzte Bemühung; möge sie, auf irgend eine Weise nicht vergebens gewesen sein.

Dies war die Thätigkeit des Ministeriums von seiner Bildung an bis zur Epoche, die sich jetzt unter, wie es scheint, günstigeren Verhältnissen für eine geregelte Wirksamkeit vorbereitet. Wenn man den Umfang, den geschichtlichen Stand, die Personalverhältnisse der Aufgabe, ihre Verflechtung mit den politischen und Lokalzuständen zu übersehen in der Lage ist; wenn man erwägt, welche Interessen sich hier kreuzen und bekämpfen; wenn man den Begriff der Verantwortlichkeit mit innerem Ernst und sittlicher Strenge festhält, und mit ihm die Ansprüche vergleicht, welche das Bestehende an seine Rechte, das Werdende an seine Verheißungen knüpft, — so wird man Ursache finden, über die flüchtig skizzirte Thätigkeit während des kurzen Zeitraumes ein Urtheil auszusprechen, welches die Geschichte gerne unterschreiben wird. Ein so durchgreifender Anfang unter so stürmischen Wirren ge-

währt bei der erfreulichen Gestaltung des neuen Ministeriums die hoffnungsvollste Aussicht auf eine Wort haltende Zukunft unter günstigeren Gestirnen!

Feuchtersleben auf der Aula.

„Meine Freunde! Mit diesem Namen lassen Sie mich Sie begrüßen. Er drückt am besten unser Verhältniß und meine Gesinnung aus. Durch ein Vertrauen, welches mich eben so sehr ehrt als zur bescheidenen Selbstprüfung mahnt und zur aufopfernden Thätigkeit verpflichtet, sehe ich mich in dem großen Zeitpunkte der Umgestaltung unseres Vaterlandes zur Reform der Volksbildung berufen. Ich betrachte das Ministerium des öffentlichen Unterrichts als die Volksvertretung in diesem Kreise des nationalen Lebens. Der Vertreter seinerseits legt Rechenschaft ab vor seinen Kommittenten über den Glauben und die Vorsätze, die er zu seiner Sendung mitbringt; er bedarf dagegen der klaren Einsicht in die Bedürfnisse und Wünsche Jener, deren Wohl er auf seine Seele nimmt. In diesem Sinne lassen Sie mich in wenige schlichte Worte fassen und zu unserer Verständigung aussprechen, was mir zunächst als meine, was mir als Ihre Aufgabe in diesem entscheidenden Augenblicke erscheint. Meine Aufgabe ist zuerst eine allgemeine: die Förderung des großen Baues der Volksbildung im Ganzen. Diese ist keine Aufgabe des Augenblicks. Nur ruhige, ernste und besonnen erwogene Prüfung aller Vorschläge, schrittweise, an einzelnen Versuchen

gemachte Erfahrungen, beständiges, stets wachsendes Zusammenwirken kann, wenn erst der Grund zum Baue gelegt ist, allmälig Stein zum Steine fügen und den ewigen Fortschritt der Alles reifenden Zeit unterstützen. Aber der Grund muß gelegt werden. Die noch gar nicht vorhandenen Kräfte zum Bauen müssen geschaffen, die vorhandenen gesucht und berufen werden. Und das ist die besondere Aufgabe, die Aufgabe des Augenblicks. Ein neues Studienjahr öffnet bald seine Pforten, die Formen des alten sind gelöst — neue können in dieser Hast unmöglich vollendet werden. Was ist zu thun? Fürs Erste: der Grund zu legen, d. h. die Prinzipien des zeitgemäßen Unterrichts auszusprechen und zur Sanction zu bringen. Sodann die Anstalten, auf welchen ein solcher Unterricht möglich wird, herstellen, wenigstens in der Anzahl, welche die Verhältnisse gestatten, Kräfte, welche sich in oder außer dem Vaterlande erhalten und gebildet haben, zu berufen, bis sich neue durch neue Einrichtungen entwickeln, Kräfte, welche der Druck der Zeit oder der alten Einrichtungen gelähmt hat, zu entfernen, da sie den Fortschritt des Ganzen erschweren oder hemmen. Das sind die ersten Schritte, welche das Ministerium des öffentl. Unterrichtes jetzt thun zu müssen glaubt. Ein bald zu veröffentlichendes Programm wird sie näher beleuchten. Die Schwierigkeiten, die der Mangel eines legislativen Reichstages, einer Gemeindeverfassung und die finanziellen Rücksichten der Lösung entgegendämmen, wird kein Verständiger verkennen, und kein Billiger wird einem Ministerium sein Vertrauen entziehen, welches in einer solchen

Zwischenzeit vielleicht nur seine Gesinnung, seine Erkenntniß und seinen beharrlichen Willen beweisen kann. Um diesen Beweis zu liefern, ist es unabweislich nöthig, daß das Ministerium, so sehr als es nur irgend bei der Wucht der gegenwärtigen Geschäfte möglich ist, öffentlich seine Arbeiten darlege. Diese Oeffentlichkeit erscheint mir als Pflicht, und ich werde, bis geordnetere Verhältnisse meinen Plan, ein eigenes Journal für das Ministerium des Unterrichts herauszugeben, zur Ausführung reifen, die vorhandenen Organe der Publicität nach Kräften benützen, um die Gesammt-Intelligenz an der Mission des Ministeriums theilnehmen zu lassen. Hiemit ist im Kurzen meine Aufgabe ausgesprochen. — Ihre Aufgabe, meine Freunde, ist es, Ihre Vertreter zu unterstützen, mit ihnen in Einem Sinne zu wirken. Wir sollen das Studium wieder möglich, Sie sollen es wirklich und erfolgreich machen. Nicht durch Verordnungen von oben, nicht durch knechtischen Zwang kann Bildung erzielt werden — nur freie, selbstständige Thätigkeit nach aufwärts kann und wird sie erringen. Die großen Tage, die unserem Vaterlande die Freiheit gegeben haben, mit deren Andenken auch das Ihre ewig fortleben wird, haben Sie aus Schülern zu akademischen Bürgern gemacht. Es ist an Ihnen, zu beweisen, daß nicht ein blinder Umschwung der Ereignisse — daß das bewußte Bedürfniß Ihrer Geister Ihnen diese Stellung anwies, zu der anderwärts nur eine breitere Vorbildung berechtigt, die bei uns erst geschaffen werden muß. Die Verhältnisse der akademischen Legion als solche gehören nicht in meinen Bereich. Dieser umfaßt

nur die Wissenschaft und wird auch von der unabhängigsten selbstständigen Bewegung jener nicht berührt. Beide werden ungestört und einig miteinander fortbestehen und fortschreiten. Aber das Studienjahr wird beginnen — die Hallen der Universitäten werden eröffnet werden — es wird nun gelten, sie würdig zu füllen und würdig zu betreten! Durch die veränderte Form des Unterrichts, und wäre sie die durchgreifendste, die umfassendste, ist zwar viel gewonnen für die Sache der Bildung selbst; viel — aber nicht mehr als durch die Form der Konstitutionen für die Bedeutung der Völker, der Staaten. Der Geist muß in die Form gegossen werden, dann wird sie lebendig werden und ihn wieder beleben! Der akademische Bürger muß das Selbstbewußtsein erringen und sich bewahren, daß er der Jugendhort der werdenden Bildung ist; er muß die Würde in sich heilig halten, die ihm diese Mission verleiht. Ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie sich in dieser Bedeutung fühlen; ich habe den Glauben an Sie, und Niemand wird mich in ihm irre machen. Sie werden mich und sich selbst nicht täuschen; Sie werden die Ungläubigen durch die That widerlegen, welche der Jugend keinen Ernst und keine Besonnenheit zutrauen! — So stehen also unsere Aufgaben. Nicht als Vorstand im bureaukratischen Sinne — als Vertreter Ihrer Interessen, als Freund und Theilnehmer spreche ich in Ihrer Mitte, und bitte Sie, gemeinschaftlich mit mir, unsere — gemeinschaftliche Aufgabe zu lösen. Wie ich mich heute an Sie, so wenden auch Sie sich unmittelbar an mich — mit Wünschen, Fragen und Bestrebungen. Betrachten Sie

das Ministerium des öffentlichen Unterrichts als das, was es ist: die Repräsentation der heiligsten Volksangelegenheit, der Bildung, der Wissenschaft. Lassen Sie uns sofort in einem steten offenen, freien Verkehr mit einander bleiben und wirken; lassen Sie mich einzeln oder nach geregelten Beschlüssen der Majorität beständig wissen, welches Leben in Ihrer Genossenschaft sich regt und rührt; thun Sie mir Ihre Wünsche, Ihre Klagen, Ihre Besorgnisse, Ihre Hoffnungen kund. Ihr Vertrauen macht erst meine Wirksamkeit möglich, Ihr Mitwirken macht sie erst erfolgreich; ja ich spreche es offen und mit Ueberzeugung aus: von Ihnen eben so sehr wie von den Reformen, die wir betreiben, hängt das Gelingen unserer Sendung, hängt der Fortschritt der Cultur, hängt die Ehre unserer Stellung ab. Es ist ein ernster, ein entscheidender Moment. Ich darf sagen, ganz Europa richtet seine Blicke auf uns und erwartet den Beweis, daß wir der Freiheit, die wir errungen haben, würdig sind. Lassen Sie uns denn fest und einig zusammenhalten, unsere große Aufgabe nie aus dem Auge verlieren und Hand in Hand die Bahn der Wissenschaft und der Bildung wandeln, die nun, vom Staube der Schule gereinigt, frei und unendlich vor unsern Blicken liegt! — Hoch die Wissenschaft und Alle, die sie fördern!"

Feuchtersleben in der Academie der bildenden Künste.

„Das Ministerium des öffentlichen Unterrichts hat, der Ueberzeugung zu Folge, die es von dem Zwecke und Umfange seiner Mission hegt, auch die Academie der bildenden Künste in den Kreis seiner Wirksamkeit ziehen zu müssen geglaubt, und sie wurde ihm in richtiger Würdigung des Verhältnisses am 7. August d. J. auch wirklich zugewiesen. Es hat dadurch zu den vielen, großen und so mannigfach verwickelten Aufgaben, die ihm in diesen verhängnißvollen Tagen vorliegen, noch eine neue, nicht minder große und schwierige übernommen, über deren Auffassung es sich vorerst wenigstens im Allgemeinsten auszusprechen die Verpflichtung fühlt.“

„Die Kunst steht, vom Gesichtspuncte der Bildung aus betrachtet, zum Staate in einem durchgreifenden und beziehungsreichen Verhältnisse, das bei uns wenigstens noch keineswegs die gehörige Würdigung gefunden hat. Der allgemeine Unterricht greift entscheidend in den Kunst-Unterricht, und der Kunstunterricht weit mehr als man gewöhnlich voraussetzt, in den allgemeinen ein.“

„Was ist der Künstler und was kann er sein, ohne allgemeine Bildung? Nichts, als im besten Falle ein brauchbares Werkzeug im Getriebe des Gewerbes, der Industrie und des Luxus. Als das hat man ihn durch den Mangel eines höhern Bildungs-Systems und das Verschwinden

eines höhern Bedürfnisses in der Nation selbst, die einander wechselseitig bedingen, leider! bisher betrachtet, wenigstens behandelt. So kann, so darf es nicht länger bleiben, wenn die Nationen sich ihrer selbst bewußt werden. Sie werden jenes höhere Bedürfniß wieder fühlen, und jenes Mangels inne werden. Wollen wir uns auch dem schönen Traume einer nationalen Kunst und Kunstbildung noch nicht sanguinisch hingeben, so muß doch der Weg zu ihrer Möglichkeit gebahnt werden, so muß doch anerkannt werden, daß der Kunstjünger auf der höhern Stufe der Bildung zu stehen hat, welche selbst der Techniker im gegenwärtigen Augenblicke, neben der Bildung der Universitäten anspricht. Es muß also auch für seine Vorbildung gesorgt werden, die ihn in seiner eigentlichen Sphäre dann zu denselben Ansprüchen berechtigt, welche der Hörer aller höhern Studien an Lernfreiheit und Lehrfreiheit stellen muß. Der Kunst-Unterricht greift dagegen eben so entscheidend in die allgemeine Bildung ein, und wenn es möglich sein wird, Künstler in dem angedeuteten höhern Sinne zu bilden, dann wird man einsehen, daß die Schuld der gesunkenen Anerkennung der Kunst nicht einzig und allein in der industriellen Richtung der Zeit lag, dann wird Kunst und Volk sich wechselseitig, als in einander lebendig verflochten, erkennen und achten; dann erst wird es erlaubt sein, den vorhin als sanguinisch bezeichneten Traum einer nationalen Kunst nicht mehr für unerfüllbar zu halten. Und unter welchen Verhältnissen wäre das eher zu erwarten, als unter denen, welche das

Selbstbewußtsein des Volkes hervorrufen? Verhältnisse, in welche unser Vaterland durch Erlangung einer freien Verfassung in diesem Augenblicke so glücklich eingetreten ist. Daß ich hier nicht von einer politischen Kunstrichtung spreche, oder die Kunst an Nationalitäts-Beschränkungen geknüpft wissen will, bedarf ich wohl kaum hinzuzufügen."

„Es galt hier, wo der Ort nicht ist, auf ähnliche Erörterungen einzugehen, nur eine weite Aussicht zu eröffnen, um einen Begriff von der hohen Aufgabe zu geben, die wir zu lösen haben."

„Ich glaube voraussetzen zu dürfen, daß dieser Begriff unserer Aufgabe den geehrten Mitgliedern der Academie kein fremder ist; daß sie die Hoffnungen und Wünsche so wie das Bestreben für die Verwirklichung einer zeitgemäßen Gestaltung der Academie, zu der uns jetzt die Freiheit und der Augenblick gegeben ist, auf das Lebhafteste mit mir theilen."

„In dieser Ueberzeugung richte ich meine Bitte an Sie Alle, den Augenblick zu ergreifen und zu benützen und mich durch Rath und That in die Lage zu versetzen, die zur Reform in diesem Bereiche des öffentlichen Unterrichts nöthigen Schritte mit den vorhandenen Kräften, energisch, aber auch besonnen und reiflich vorbedacht zu thun. Ich wünsche, daß die Berathung wie die kräftige Wirksamkeit der Academie von ihr selbst, unabhängig von jedem hemmenden Nebeneinfluße, ausgehe, sich frei bewege und nur in der obersten Leitung der gesammten Bildungsanstalten des Staates, dem Ministerium des öffentlichen

Unterrichts, sich mit allen übrigen in Einen Mittelpunct vereinige."

„Ueber die gegenwärtigen Personal-Verhältnisse der Academie erwarte ich demnächst die erforderlichen Vorlagen. In diesem Augenblicke freut es mich, die aus der freien Berathung des Künstler- und Mitglieder-Kreises hervorgegangene, vom academischen Rathe unterstützte, vom Minister bestätigte Wahl des Professors R—, als prov. Präsidenten, so wie die des prov. Secretärs Z—, als den Ausdruck Ihrer gemeinsamen Wünsche begrüßen zu können."

„In demselben Sinne gemeinschaftlicher Verbindung ersuche ich, ungesäumt an die Berathung der Sachverhältnisse der Academie zu schreiten, und mir diejenigen Vorschläge baldigst zur Kenntniß zu bringen, welche nach dem eigenen Ermessen der Academie, als obersten Kunstbehörde in Bezug auf ihre Stellung, ihre Statuten, ihre Organisation, ihre Administration, die wesentlichen, die dringendsten scheinen. Die weiteren Erörterungen werden die Academie als Institut für den Kunstunterricht, in ihrer dreifachen Gliederung: als Elementar-, als technische Schule, als höhere eigentliche Kunstanstalt zu betrachten, das Detail des Unterrichtes zn erwägen haben. Der höhere Kunstunterricht wird dabei in seiner selbstständigen Bedeutung aufzufassen sein, da, analog mit den Verhältnissen anderer Lehranstalten, in der Vorbildung eben so viele Strenge, als in der höheren Bildung Freiheit walten muß. Doch ich will den Erörterungen Sachverständiger in diesem Puncte nicht vorgreifen."

„Diese Erörterungen werden einer allmälich entwickelnden Berathung bedürfen, deren Gedeihen wir von der im Leben des Staates hoffentlich bald wiederkehrenden Ruhe und Einigung erwarten dürfen. Ich müßte mich sehr irren, oder es werden auch hier, wie in so vielen unserer öffentlichen Anstalten, vor Allem die Localitäts-Verhältnisse der dringlichsten Rücksicht bedürfen, weil nirgends ein Bau ohne Grund und Boden ausführbar ist. So manche Schwierigkeiten auch von finanzieller wie von Seite anderweitiger Ansprüche, nach mehrfachen Erfahrungen, sich diesen Bedürfnissen entgegenzustellen pflegen, so erkennt es doch das Ministerium als seine unabweisliche Pflicht an, die Ansprüche der Academie in dieser Beziehung aufs Entschiedenste zu unterstützen. Sie gehen, wie alle Rechte, aus einer Pflicht hervor. Hat nämlich die Academie die Pflicht, zu leisten, was sie als solche leisten soll, so fließt daraus das Recht, die Mittel anzusprechen, ohne die sie es nicht leisten kann. Uebrigens wird eine wieder aufblühende Kunst dem Staate beweisen, daß sie für ihn keine Verschwendung, sondern ein finanzieller Gewinn, ein zinsenreiches Capital ist."

„Seien Sie denn versichert, geehrte Herren, daß ich nichts unterlassen werde, was in meinem Wirkungskreise möglich sein wird, um auch diesem Zweige des Baumes der allgemeinen Bildung, der, wenn auch minder reich als die andern an nährenden Früchten, die schönste Blüthe der Cultur — und lassen Sie mich's immer eingestehn! die Lieblingsblüthe meines Herzens — trägt, die Freiheit der Entfaltung zu bewahren, ohne die er wie bisher kümmer-

lich verdorren und der Welt den Glauben an die Möglichkeit seines Wiederaufblühens rauben müßte! Nein! wenn irgendwo, so ist in Oesterreich, dem Lande naiver Anschauungsweise, gemüthlicher Wärme, tüchtiger Technik, wo noch der hohle Begriff den gesunden, frischen Natursinn nicht verdrängt und überwältigt hat, der reine Boden gegeben, auf dem sich die herrliche Pflanze dem Lichte zu bewegen kann, das ihr so lange versagt war. Hier, wenn irgendwo, kann wieder eine Kunst erblühen, die, lebendig, im Volke wurzelt, deren Keime wir sorgsam hüten, und ihrem Entfalten freudig entgegensehen wollen."

„Hoch die Kunst und die Künstler!"

Eine Stimme aus dem Volke.

Zum Verständniß für Viele *).

Licht und Frieden!

Die große Aufgabe der Zeit drängt und findet uns unentschlossen. Die Quelle der höchsten Güter: die Freiheit blitzt schon vor unsern Augen; unsere trockenen Lippen lechzen, endlich ihre Segnung zu genießen, — und wie dem alten Tantalus, verbirgt sie sich immer wieder dem sehnsüchtigen Auge. Die Hemmungen, die sich im

*) Diese Bemerkungen, Resultate eines freundschaftlichen Gespräches, werden auf Verlangen (etwas verspätet) veröffentlicht, und sollen nicht den Kenner belehren, sondern Mißverständnisse minder Unterrichteter aufklären.

Großen der gerade fortschreitenden Entfaltung des constitutionellen Lebens in allen Staaten entgegenstellen, sind, bei der ungeheuren Erschütterung, die in demselben Augenblicke ganz Europa rüttelt und die äußeren Verhältnisse aller Staaten in's Schwanken bringt, Jedem bekannt und deutlich.

Es möchte aber nicht überflüssig sein, auf einzelne Dinge (und schienen es Kleinigkeiten!) aufmerksam zu machen, die einem ruhigen Beobachter der constitutionellen Entwicklungen in unserer nächsten Nähe als Hemmungen des Fortschrittes sich aufdringen. Es wird nicht zur unrechten Zeit und am unrechten Orte sein, die auffallendsten, die uns die tägliche Erfahrung vor's Auge bringt, zu bezeichnen, um vielleicht zu ihrer Beseitigung durch Mitwirkung intelligenter Kräfte beizutragen.

Die erste Bedingung zur Lösung einer Aufgabe ist ohne Zweifel die: daß man die Aufgabe verstehe. — Daß Oesterreich für die Aufgabe der freien Verfassung gereift sei, haben die Ereignisse bewiesen, hat die Nation und der Kaiser anerkannt. Hierüber kann im Ganzen weiter keine Rede sein. Allein nun geht es in's Detail; die Einzelstimmen für alle Einzelfragen werden in Berathungen und durch die befreite Presse laut, — und da kann es dem theilnehmenden Beobachter nicht verborgen bleiben, welche vielfachen und weitgreifenden Mißverständnisse, Nichtverständnisse, Irrthümer, Ungeübtheiten, — von eigentlichen, intentionirten Verwirrungen nicht zu reden, — bei uns leider noch den Fortschritt hindern. Mit tiefem Bedauern nimmt er wahr, mit welchem Leicht-

sinne, mit welcher Unkenntniß, mit welcher naiven Gläubigkeit, mit welcher bequemen Hingebung an das, was eben Mode scheint, ohne alle selbstständige Prüfung, auf der Einen Seite, mit welcher, oft unbewußten, oft bewußten (immer frevelhaften) Anmaßung auf der andern Seite, die heiligen Angelegenheiten des Volkes, der Freiheit, der Menschheit, behandelt werden; wie wenig noch ein großer Theil der Bevölkerung den ungeheuern Ernst der Sache fühlt, den Zusammenhang und die Folgen ihrer Erörterung begreift, oder auch nur zu begreifen sich Mühe gibt! — „Umstaltung der seit Jahrhunderten bestehenden Staatsform, von ihren ersten Grundlinien bis in die letzten, kleinen und kleinsten Verzweigungen, die alle noch für die in ihren Bezirken betheiligten Bürger von der größten Wichtigkeit sind, — diese Umstaltung nicht auf dem geduldigen Papiere, sondern in der ungeduldigen, lebendigen Wirklichkeit; nicht in den freien, schönen Regionen der Phantasie, sondern auf dem schon gegebenen, vielfach begrenzten, nicht immer nachgiebigen Boden des Vorhandenen" — so heißt die Aufgabe. Wer, der ihren Umfang und ihre Tiefe ermißt, der ehrlich auf sein Inneres zu blicken im Stande ist, — wer wagt es, sich ihr gewachsen zu erklären? Darum, — weil Keiner — berathen wir sie gemeinsam, damit Jeder das Wort beitrage, zu dem er befugt und berufen ist. Darum klopfe aber auch Jeder an seine Brust und prüfe sich, ehe er sein Wort ausspricht. Wer über so große, seit Jahrtausenden vielfach erwogene, noch nie völlig erledigte Fragen noch nicht gedacht, noch nicht gelesen, noch nichts erlebt

und erfahren hat; — entschließe sich, zu hören und zu lernen, bevor er ein rasches Wort abgibt, das, abgegeben, fort und fort wirken und nie mehr ungesprochen gemacht werden kann. In einer Kunstausstellung hört man wohl noch die Ausdrücke: „ich will mit meiner Ansicht nicht Maß geben, ich spreche meine Empfindung, meine unbefangene Meinung aus; von der Malerei verstehe ich nichts; das mögen Sachverständige entscheiden!“ über Fragen aber, deren Beantwortung in den Folgen nicht so unschuldig sind, als Lob oder Tadel eines Bildes, — in Fragen, an denen die größten Denker und Gesetzgeber aller Zeiten und Völker, an denen Moses, Solon, Plato, Aristoteles, Montesquieu, Rousseau, Leibnitz, Spinoza, Kant, sich müde gedacht, wähnt der Ununterrichtetste sachverständig zu sein? über sie spricht ein jugendlich aufgeregter Sinn, ein pedantisch an alte Formen gewöhnter Verstand, in einem Augenblicke ab? Wo jene Männer Berge sich thürmen sahen, hüpfen Jünglinge lachend wie über leicht erstiegene Hügel hin; sie schiffen fröhlich,

„die lieben Heitern,
Und werden, wir gar nichts —
Zusammen scheitern!“

Das Erste, was Noth thut, ist: der Ernst, die Weihe, ohne welche eine dem Fortschritte genügende Belehrung über die großen Fragen des Staates nimmer möglich ist. Durchdringt Euch in einsamer Stille zuvörderst mit dem vollen ganzen Gedanken: Bestimmung der Menschheit, als Zweck! Vollendung des innern und äußern Lebens der Staaten, als Mittel! Wer im Stande ist, diesen Ge-

danken aus- und durchzudenken, kann der noch einen Rest von Leichtsinn, von Anmaßung, von Leidenschaft in sich oder in Andern dulden, die sich seiner Ausführung zu weihen gedenken? Fragt die Geschichte, welche Früchte den Völkern aus unreifen Schritten, aus Täuschungen und selbstsüchtigen Kämpfen erwachsen sind! was der Erfolg war, wo die Mode, die leichtfertige Tochter des Dünkels und der Nachahmung, die Schicksale der Völker lenkte! Ihr habt die Antwort vor den Augen, — und der Fluch Eurer Kinder und Kindeskinder, der Fluch der gesammten nachfolgenden Menschheit wird Euch treffen, wenn Ihr die Antwort überhört, — wenn Ihr, in verbrecherischem Leichtsinne selbst dem Despotismus unbegriffener Satzungen Euch überlaßt! Also vor Allem: Ernst, Weihe, Selbstdenken! ohne sie wird das große Werk nicht geschaffen.

Aber mit dem Ernst des Strebens allein ist's noch nicht gethan. Die Kenntniß der Sache gehört auch dazu. Und wie ist es im Allgemeinen bei uns damit bestellt? Verhehlen wir uns die Blößen nicht, wenn wir wünschen, daß sie nicht mit Lumpen, sondern mit Kleidern bedeckt werden! Forschen wir unbefangen in den verschiedenen Klassen und Kreisen der Gesellschaft herum, um zu erfahren, wie weit die Kenntnisse der Mehrzahl von den Angelegenheiten des Staates, von Freiheit, Recht, Verfassung, Vertretung, gediehen und verbreitet sind! Lesen wir selbst einen großen Theil der Verhandlungen über ähnliche Fragen in den öffentlichen Blättern, die doch jetzt die Hauptquelle sind und sein sollen, aus welcher die dürstende Menge für das dringende Bedürfniß des Au-

genblicks hastig die nöthige Belehrung schöpft, welche doch von Jenen ausgehen, die sich, Zeuge ihres Auftretens in diesem Sinne, dazu befähigt und berufen fühlen, das Volk über seine eigenen Leiden, seine Zustände, seine Hoffnungen und Pflichten zu belehren! Welchem Mangel an Kenntniß der allgemeinen Grundsätze, der geschichtlichen Sachlage, der örtlichen Verhältnisse, — selbst welchem irrigen und oberflächlichen Gebrauche der jetzt so überall wiederholten — und so selten verstandenen — politischen Ausdrücke, begegnen wir leider an allen Ecken und Enden! wie soll da ein Verständniß, wie eine gemeinsame Fortbildung zu Stande kommen? Wir hätten uns freilich viel Lesen und Reden und Streiten und Irren, — und was für unsere Zwecke jetzt am kostbarsten ist, — viel Zeit erspart, wenn wir uns früher, vor dem längst vorausgesehenen Eintritte der jetzigen europäischen Bewegung, ein wenig ernstlicher über so wichtige Fragen belehrt und berathen hätten; wenn wir jetzt wüßten, was für Antworten auf diese Fragen, schon längst andern Völkern, andern Zeiten ertheilt worden sind! es geht auch hier wie in der Literatur; wie viel Schlechtes und — was eigentlich noch schlechter ist, — Mittelmäßiges wäre uns erspart geblieben, wenn die, welche schrieben, früher gelesen hätten was Andere vor ihnen geschrieben haben! Nun ist es einmal, wie es ist — und es gilt, sich helfen, so gut es, mit den vorhandenen Mitteln, gehen will. Es gilt, den Schaden zum Klugwerden zu nützen; auch so ist der Gewinn noch immer nicht zu theuer bezahlt. Es gilt, den gesunden Menschenverstand fest zu bewahren, die Au-

gen offen zu erhalten, sich durch kein Geschrei und kein Wortgeklingel irren zu lassen, und jeder neuen Frage ruhig und ernstlich auf den Grund zu gehen. Wie lange, — wenn dieses Verfahren von der Mehrzahl geübt wird, — wie lange kann, bei der Gottlob! errungenen Oeffentlichkeit und Verantwortlichkeit für alles, was den Staat betrifft, der unüberlegende, thörichte Schreier, der zweideutig klügelnde Sophist hoffen, seine Wirkung fortzuüben? Ihre Deklamationen verhallen bald in dem Gedächtnisse eines prüfenden und vergleichenden Publikums, und der Mann mit dem „wahren Worte" besteht allein vor dem Gerichte der ruhigen Vernunft; er allein spendet aus dem Brunnen des klaren, reinen Wassers nach dem die bitter getäuschten Lippen lechzen. Geduld also und stille Beobachtung, bis dieses Wort erschallt und wir es freudig begrüßen! bis dahin aber — wie Viel, wie Großes könnten wir schon leisten und fördern, auch ohne uns in Aufgaben zu mischen, denen wir nicht gewachsen sind, wenn wir — Jeder vom Bewußtsein der Gesammtaufgabe des Fortschrittes durchdrungen, — in seinem, von ihm verstandenen und gewohnten Kreise, in diesem Sinne des Fortschrittes zu denken, zu reden und wirken bemüht wären! wenn wir allesammt gerade aus gingen, statt nach der Rechten und Linken umzuschweifen, — wo wären wir schon! wenn Jeder vor seiner Thüre kehrte, wie bald wäre die Straße gangbar! wenn aber Jeder überall kehrt, — welcher Staub! welche Besen-Confusion! Wenn der, welcher die Organisation seiner Stelle überwachen und verbessern soll, auf die Wache ziehen muß, während sein

untergeordnetes Personale, statt zu arbeiten, Gesetze für andere Stellen beräth, wenn der Advokat den Prozeß des unglücklichen Clienten in der Lade liegen läßt und mit allem Feuer den der nordischen Staaten gegen einander plaidirt, — wenn der Knabe, statt zu lernen, mit seinen Kameraden die Grundsätze, nach welchen sie beide erzogen werden sollen, debattirt, — wenn der Arzt sich um die Stellung des Geistlichen, der Kaufmann, statt um sein Geschäft, sich um die Verhandlung über die Schicksale Deutschlands bekümmert, — dann müssen wohl die, welche dazu da sind, die letzteren wirklich zu bestimmen, Sicherheitsmaßregeln ergreifen, um beim Berathen der so vielfach verwickelten, feinen, von tausend Fäden gewebten Verhältnisse, deren Auflösung die ruhigste Stille, die ungetheilteste Sammlung erforderte, wenigstens ihres Lebens sicher zu sein!

Doch, bleiben wir nicht im Allgemeinen; nehmen wir gleich den ersten, obersten, wichtigsten Begriff, — das große Lebenswort der Zeit, zum Beispiele für das Geklagte. — Freiheit! großes, heiliges Wort, in dem das Palladium unserer Hoffnungen liegt, — wie Viele verstehen, wie Viele sprechen dich im wahren Sinne aus? wie Viele gibt es noch, die dich mit der Willkür verwechseln, die dein entschiedenes Gegentheil ist! Wo Willkür herrscht, da ist keine Freiheit möglich; das sollte doch Jeder begreifen, — denn wer ist da frei, wo ihn die Willkür des Andern hindert? Wo Freiheit waltet, da darf keine Willkür geduldet werden; ist denn das schwerer als das Vorige zu begreifen? oder fließt nicht vielmehr Eines

nothwendig aus dem Andern? und doch sieht, hört und liest man täglich, daß mit dem Schilde der Freiheit am Arme, Jeder seine Herrschaft erweitern zu dürfen glaubt! Freiheit Aller ist eben das Prinzip, welches die scheinbare Freiheit des Einzelnen beschränkt; Keiner kann völlig frei sein, wenn es auch der Andere sein soll. Und wer bestimmt nun das Maß dieser wechselseitigen Beschränkung? Das Gesetz — vor welchem alle Menschen, alle Bürger gleich sind. Und wer gibt dieses Gesetz? Es muß von Allen, mit Zustimmung eines Jeden, gegeben werden, wenn es für Alle gelten, wenn die Freiheit dabei bestehen soll. Freiheit ist also nichts anderes als ein Zwang, den sich der Einzelne, für das Ganze, selbst auferlegt; Freiheit ist Entsagung, ist selbst beschlossener Gehorsam. Im Gesetze liegt die Freiheit, und nur aus der Freiheit kann ein Gesetz Giltigkeit erhalten. Aber wie soll nun das Gesetz faktisch entstehen, wenn Jeder seine Zustimmung dazu gegeben haben soll? In einem freien Staate dadurch, daß die Bürger zusammentreten und, mit dem Entschlusse, es sich gemeinsam aufzuerlegen, es ausarbeiten, da ihrer aber, um das praktisch auszuführen, zu Viele sind, so wählen sie — wieder mit Freiheit — so Viele aus sich, daß die Ausführung möglich ist. Sie übertragen, durch die Wahl, ihre eigene Freiheit, mit völligem Vertrauen, auf diese ihre Vertreter. Diese beschließen, als ob Jene es beschlossen hätten, das Gesetz. Ist es sodann gegeben, so hat es Jeder mitgegeben, und Jeder muß sich ihm nun, ganz gleich, wie der Andere, unterwerfen. Das Recht, das der Andere, gleich mir, am

Gesetze hat, legt mir, gleich ihm, die Pflicht auf, es unangetastet zu lassen. „Was du willst, daß dir geschehe, das thue auch Andern, und was du nicht willst, daß dir geschehe, erweise auch Andern nicht.“ Dies große Wort findet sich gleich passend im Evangelium und in dem Gesetzbuche der französischen Republik von 1795 (Dev. 2). Jedes Recht setzt eine Pflicht voraus und erzeugt sie; denn das Recht kann nur aus den Pflichten abgeleitet werden. Nur der Mensch allein von den uns bekannten Geschöpfen hat ein Recht, weil nur Er eine Pflicht hat; weil nur Er allein sagen kann: ich habe diese oder jene Aufgabe zu erfüllen (Pflicht), — Das kann ich aber nur, wenn mir dieses oder jenes gestattet ist (Recht); legt Ihr mir also jene Pflicht auf, so fordere ich dazu dieses Recht. Das Recht also, wo es gegeben und ausgesprochen ist, weist immer wieder auf eine Pflicht zurück. Die Freiheit, je umfassender sie ist, desto mehrere Rechte schließt sie in sich; sie legt also auch eben deßhalb einen größeren Inbegriff von Pflichten auf. Das ist, was so Vielen ein verschlossenes Buch geblieben ist, — was noch so Wenige begreifen! Sie nennen die Freiheit, und meinen dabei im Herzen (oft ohne es zu wissen) die Herrschaft, die ihre nämlich, — nicht die der Andern! Anders meint es die Vorsehung, deren Stimme in der Geschichte der Gegenwart sich dem Denkenden unüberhörbar ausspricht: nicht Erweiterung von Einzel-Interessen, sondern Aufopferung derselben an das Gesammt-Interesse des Ganzen, — das ist Freiheit, das höchste der irdischen Güter; das ist die Mission der Völker, das unverrückbare Ziel

ihrer gemeinsamen Bewegung. Der Einzelne muß sich der Gemeinde, diese dem Staate, dieser der Menschheit allmälig anschließen und aufopfern lernen. Das ist der Weg, auf dem die sichtbare Hand einer höhern Leitung unser Geschlecht zu seiner Vollendung führt: wir werden und müssen ihn gehen, ob wir wollen oder nicht: ist es da nicht klüger — wir wollen? ja wir müssen wollen, wenn wir es recht bedenken, — und das ist die eigentliche und unbesiegbare Freiheit.

Faßt man so den Begriff der Freiheit geläutert auf, — nicht in selbstischem Bezug auf das liebe Ich, sondern auf das Ganze, so lösen sich plötzlich vor dem gereinigten Auge auch andere grobe Mißverständnisse. Es liegt ja schon in diesem Begriff, daß Ansichten jeder Art, auch wenn sie nicht die unsern sind, sich ungehindert äußern dürfen; es liegt sogar im Zwecke einer sich erst gestaltenden Gesetzgebung, daß sie sich äußern mögen, damit wechselseitige Controlle statt finde, damit jedes angesprochene Recht seine Berührung mit dem übrigen finde und erkenne. Dazu ist der große Grundsatz der Oeffentlichkeit ausgesprochen, — die eigentliche Bürgschaft der Freiheit. Darin liegt auch die ursprüngliche Bedeutung des Zweikammersystems, besonders in den Epochen der Uebergänge von der monarchischen auf die repräsentative Verfassung, — wo es sich noch darum handelt, die allseitigen Rechte zu kennen und zu achten, um das Maß der Freiheit festzustellen; wo es Noth thut, den Boden zu kennen, auf welchem nun gebaut werden soll, die vorigen Architekten ihre Baurisse und Ueberschläge vorweisen zu lassen und

von ihnen in die versteckten, nur ihnen bekannten Winkel und Erker geführt zu werden; wo es Noth thut, der Vergangenheit Rechenschaft abzufragen, um der Zukunft, die an die Thüre klopft, antworten zu können; wo es Noth thut, dem alten Michel das Maß zu nehmen, da dieselbe neue Jacke nicht auf alle Michel paßt. Es muß also vor Allem — Freiheit als Grundsatz aufgestellt, Freiheit gesucht, Freiheit gewährt werden. Frei muß Jeder erklären dürfen, auf welchem Wege er die Freiheit suche und zu finden hoffe, — welches Gesetz sie am sichersten verbürge; bei welchem Kammersystem, bei welcher Wahlordnung sie besser gewahrt und gefördert sei. Wer darf sich anmaßen, über diese Frage, vor der freien Berathung, diktatorisch zu entscheiden? oder etwa gar den, der eine andere, selbstständige Ansicht hat, eines Verbrechens zu beschuldigen? und doch hat gerade das Mißverstehen dieses Verhältnisses eine Verwirrung erzeugt, die schon zu den traurigsten Folgen geführt hat: Reaction ist das Schreckwort, welches die Freunde der Bewegung, die Freunde der gesetzlichen Ordnung mit jener Unsicherheit erfüllt, die das sicherste Hemmungsmittel ihres Wirkens ist. Reaction ist Gegenwirkung; in Bezug auf Freiheit: jedes ihrer Entwicklung hemmend entgegentretende Bestreben. Nichts aber hemmt diese Entwicklung entschiedener und gefährlicher, ja droht ihr so nahe den Untergang, als das voreilige Gesetzgeben oder gar Vollziehen, ehe noch der gesetzgebende Körper seine Mission vollendet hat, ja ehe er selbst gebildet ist; als das wechselseitige Mißtrauen, welches die wechselseitige Einigung hemmt, welches die Re-

action erzeugt, weil es sie voraussetzt; als die Einmischung der Incompetenz in Fragen, die sie wohl zu verwirren, aber nicht zu beantworten im Stande ist; das sind Reactionen der schlimmsten Art; schlimmer als die gefürchteten, weil sie nicht als solche, weil sie mit der Larve der Freiheit auftreten. Reaction, als solche unabsichtlich, aber desto gefährlicher (verhüte Gott, daß sie manchmal absichtlich sei!) ist jeder Umtrieb, bei Wahlen, bei Petitionen u. s. w., der irgend das Constituiren verhindert oder doch verzögert und erschwert. Er ist an und für sich Reaction, und führt oft obendrein noch zu jener, die man unmittelbar so nennt, — da er das noch anarchisch schwankende, geängstete Volk gleichsam zwingt, zur Regierung zurückzuflüchten, um Ruhe und Sicherheit, sei es um welchen Preis! — zu erkaufen. So wirken Mißverständnisse, die der leichtsinnige Gebrauch eines Wortes erzeugt! Ein gleiches Mißverständniß, durch gleich irrigen Wortgebrauch, hat uns nicht wenig Verwirrung, ja Schreck verursacht. Wie oft mußten wir von „republikanischen Tendenzen" in einem Tone lesen und sprechen hören, als ob sie Künste der Hölle wären! nun haben wir aber seit früher Jugend nie von republikanischen Lastern, wohl aber sehr oft von republikanischen Tugenden gehört; — die Gerechtigkeit eines Aristides, die Strenge eines Cato, die Selbstverläugnung eines Brutus, der heroische Gehorsam eines Regulus, der Heldenmuth eines Sidney, Washington, Bolivar, die Menschenliebe eines Franklin, — wären das die teuflischen Gespenster, vor denen man uns so angstvoll warnt? ist nicht gerade Gemeingeist und feste,

unerschütterliche Treue gegen das Gesetz, das Charakteristische dieser republikanischen Tugend? wo steckt also hier der Irrthum? in der Verwechslung der Ausdrücke: Republik und Demokratie.

Republik (res publica) heißt ursprünglich und eigentlich nichts anderes als: ein Gemeinwesen, d. i. die rechte Norm, nach welcher Menschen mit Freiheit unter Einem Gesetze sich verbinden. Es gibt nämlich dreierlei Zustände, in welchen Gesammtheiten existiren können; von irgend einer Gewalt unterjocht: Despotismus; ohne alle bindende Gewalt: Anarchie; gebunden durch die Gewalt eines selbstbeschlossenen Gesetzes: Republik. Nun kann eigentlich nur der letzte dieser Zustände eine Verfassung genannt werden. Allein es gibt auch drei Regierungs-Formen, welche man mit der Verfassung nicht vermischen sollte. Es regiert nämlich entweder Einer: Monarchie; oder Mehrere: Aristokratie; oder Alle: Demokratie. Republik ist das Prinzip, die Sache; die drei Regierungsformen sind eben Formen, sie zu verwirklichen.

Es frägt sich also: welche Form ist zu einer gegebenen Zeit für ein gegebenes Volk die geeignetste, sich dem Prinzipe zu nähern? Man sieht, daß die letztere Form (wie schon Kant bewiesen hat), die Demokratie, zunächst Despotismus ist, da sie die Herrschaft Aller über Einen, (nämlich Jeden) darstellt, während die Monarchie und Aristokratie einen Uebergang zur Republik offen lassen; dieser Uebergang ist: Repräsentation (Constitution). Wo keine Repräsentation ist, ist eigentlich keine Verfassung. In den erwähnten drei Formen des Herrschens an sich

ist keine Repräsentation; wer darin herrscht, herrscht in seinem Namen; nur bei der Republik wird eine ausübende Gewalt im Namen des Volkes, durch Repräsentation, koncentrirt. Diese einzige wahrhaft freie, weil zugleich wahrhaft gesetzliche, Form des Staates wird offenbar bei jener Regierungsart am leichtesten zu verwirklichen sein, wo die Personen-Zahl der Herrschergewalt am geringsten, die der Repräsentation am größten ist, — also in der Monarchie. Die Monarchie also, mit Repräsentation, d. i. die constitutionelle Monarchie, ist ohne Zweifel die republikanischeste Regierungsform. Streng genommen ist sie die einzige wirkliche Staatsform; — unbedingt nothwendig, damit überhaupt eine Regierung rechtlich bestehe; denn wenn sich jeder Bürger selbst betheiligte, so gäbe es eben keinen Staat mehr; jeder aber wird durch die Repräsentation vertreten, damit eine Form des Staates möglich werde. Der Staat ist ja nichts anderes als der Anschluß einer Menge von Einzelnen zu einem Ganzen, mittelst freier Unterordnung unter eine bevollmächtigte Concentration und Vertrauen zu einer ausübenden Gewalt. Regierung jedes Einzelnen durch sich selbst ist — auf der niedrigsten Stufe — Anarchie; — auf der höchsten — Ideal; ein Ideal, vor welchem selbst der Begriff von Staaten verschwindet und die reine verklärte Menschheit sich selbst wieder gegeben würde. Noch sind wir wohl — der Anarchie ein wenig näher, als dem Ideale; aber lassen wir es uns immerhin in glücklichen Augenblicken vorschweben, wie der Chiliast sein tausendjähriges Reich; — und arbeiten wir gläubig darauf hin, seine Möglichkeit

annäherungsweise zu bewahrheiten. Der Uebergang aus der völligen Gebundenheit in die völlige Freiheit ist vielleicht das Problem der ganzen Existenz der Völker und Staaten, wie der Weg zur sittlichen Vollendung das Problem für das ganze Leben des einzelnen Menschen. Keiner, der Staat, wie der Mensch, erreicht wohl das herrliche Ziel, das ihm vorschwebt, — aber in der Annäherung liegt seine Bestimmung, liegt sein Glück. Es kommt dabei nur immer auf die Stufe der Entwicklung an, auf welcher, der Mensch wie der Staat, sich eben befindet: was für sie eben die Aufgabe und das Gesetz ist. Für den Staat, auf der Stufe der jetzigen Entwicklung, haben es alle Völker mit unüberhörbarer Stimme ausgesprochen, ist die Aufgabe: der Uebergang in die constitutionell-monarchische Form, überall wo die absolut-monarchische gewaltet hat und ihre Unzulänglichkeit zum klaren Bewußtsein der Völker gelangt ist. An dieser Uebergangsaufgabe laßt uns festhalten, und keine Schreckgespenster von Worten fürchten, die man nicht versteht!

Eine ähnliche Verwirrung hat uns das Wort „Nationalität" bereitet. Mit welcher Hitze ist es bekämpft und vertheidigt worden, und welche Trophäen haben uns diese traurigen Gefechte gebracht! Sind wir, nach Jahrhunderten der Civilisation, noch nicht so weit, zu wissen, wo Nationalität anfängt, wo sie aufhört? wie weit das Festhalten an ihr Tugend und wann es Bornirtheit ist? hat Herder umsonst gelebt? Als Einzelwesen beginnt der Mensch zu leben; hier schon wird sein natürlicher Egoismus durch den Naturverband mit seiner Familie erweitert;

tritt er in's Leben hinaus, so erweitert sich die Familie zur Gemeinde; die Gemeinden finden ihr wechselseitiges Interesse im Anschlusse; es entstehen kleinere, — allmälich, durch Verschmelzung zur Vermehrung ihrer Kraft, größere — Staaten. Der Gesichtskreis des Menschen wird erweitert; was ihm einst das väterliche Haus war, ist ihm nun das Vaterland; ja, er steht nicht an, wenn es dieses verlangt, jenes aufzuopfern. Und ist er nun am Ziele seiner menschlichen Vervollkommnung? soll ihm das Vaterland höher als die Menschheit, die aus allen Vaterländern unserer Brüder zusammengesetzt ist, — soll ihm seine Provinz höher gelten, als selbst das Vaterland, dem sie sich anschloß, durch das sie allein Kraft hat zu bestehen? Soll die Hoffnung, die Zuversicht auf eine vollendete Menschheit ein schaler Traum gutmüthiger Philosophen gewesen sein? soll es nicht die Bestimmung unseres Geschlechtes sein, sich aus Elternliebe zur Genossen-Freundschaft, aus dieser zum Gemeingeist, aus diesem zum Patriotismus, aus diesem zum Weltbürgerthum zu entwickeln, zu erheben? Nein, diese Bestimmung ist kein Traum, — wenn nicht die Menschheit selbst eine Lüge, unser innerstes Gefühl und Bedürfniß ein jammervoller Hohn sein soll! — Man hat auch hier wieder „Eigenthümlichkeit" mit „Geschiedenheit" verwechselt. Eigenthümlichkeit kann recht gut mit Vereinigung bestehen, ja sie findet gerade nur in dieser ihren Hort, um sich neben dem Stärkern, durch Anschluß, als solche zu erhalten, während sie durch Absonderung alle andern Eigenthümlichkeiten gegen sich auffordern und den mächtigern unterliegen müßte. Ge-

schiedenheit ist das traurig verneinende Princip, welches in der Natur, im menschlichen Körper, in der Gesellschaft, allem harmonischen Fortschritt widerstrebt, und, indem es das ihm Fremde nicht gelten läßt, auch auf eigene Geltung kein Recht ansprechen kann. Das Problem ist hier wieder: Für jede Zeit, für jedes Volk, für jeden Staat das durch geschichtliche und ethnologische Zustände gegebene oder wünschenswerthe Verhältniß zwischen Bewahrung der Eigenthümlichkeit und Anschluß an ein größeres Ganzes zu finden, und so wie bei den Verfassungs-Formen die Gesammt-Entwicklung durch die geeigneten Uebergänge zu fördern. Da wo die Ungleichheiten der Sprache, Religion, Verfassung u. s. w. zu groß sind, werden alle Versuche einer Verschmelzung das Gegentheil bewirken; möglichste Annäherung der Provinzen wie der Staaten durch Handel, Wissenschaft und allgemeine Bildung, wird sie allmälich sich einander kennen lehren und in dem gemeinschaftlichen Interesse aller, sicherer als jeder Zwang, wodurch das Runde viereckig werden soll, vereinen und läutern.

Ein Uebelstand, der auch bereits manche Unzukömmlichkeit zu Folge hatte, und im Grunde auch auf einer irrigen Auffassung beruht, kommt nebst manchen ähnlichen bei den uns noch neuen Wahlen vor. Eine Wahlordnung, — dasjenige, was als die schwerste Aufgabe des constitutionellen Lebens mit Recht gilt, — an der eigentlich noch alle bisherigen Versuche der sich constituirenden Staaten gescheitert sind, — läßt sich nicht improvisiren.

Was immer zu vertreten sei — wir haben in der Geschichte unserer Vergangenheit keine Anhaltspuncte zur Beurtheilung von Persönlichkeiten. Wir glauben sie suchen zu müssen und schlagen dazu die verschiedensten Wege ein. Man denke hier immer für den einzelnen Fall, was repräsentirt, was berathen werden soll. Rechtlichkeit des Charakters ist freilich für alle Repräsentation die unerläßliche Grundbedingung. Denn auf Vertrauen beruht ja eben das repräsentative System. Intelligenz und positive Ausbildung wird aber auch nirgends zu entbehren sein, wenn man nicht massenhaft geleitete Abstimmungen, sondern Berathungen und reife Schlüsse haben will. So hätte man z. B. bei der Wahl für die Geschworenen zum Preßgericht wohl überall erwägen sollen, daß man zur Beurtheilung dieser Art von Vergehen geringstens im Lesen geübt sein müsse. Liberale Gesinnung muß in einem Staate, der seinen Befreiungsprozeß eben feiert, eben so gewiß begehrt werden — besonders für die constituirenden Berathungen — wenn das Werk gedeihen soll. Also diese drei Dinge: Rechtlichkeit, Bildung, Freisinnigkeit, — können wir nicht entbehren, und sie machen den Freibrief zum Volksvertreter aus. Das Rednertalent, eine ganz hübsche Zugabe, wie die Muscatblüte zur Suppe, wollen wir schon nicht zu hoch anschlagen, — denn es muß und wird (wie wir hoffen, gerade in Oesterreich, der Heimat des gesunden populären Verstandes, am frühesten) die Zeit erscheinen, wo man, ungetäuscht von Effecten und Affecten, das einfache Wort der Wahrheit im schlichten und knappen Gewande erkennen und den Purpurfalten vorzie-

hen wird. Wir bleiben also bei unserem einfachen Programme, und wenn wir Mitbürger finden und kennen, die ihm entsprechen, so schenken wir ihnen unser Vertrauen, d. h. wir geben ihnen eine unbedingte Vollmacht, für deren Gebrauch wir sie vor Gott, Welt und sich selbst verantwortlich machen. Was hat man aber bei uns alles versucht, um im Vertrauen — sicherer zu gehen! man hat candidiren lassen, den Candidaten Programme mit speciellen Artikeln vorgelegt, zu denen sie sich bekennen sollten, eine Credo von ihnen über beliebige Punkte verlangt, — ja, wie ich es selbst mit anhörte, sie einer Art katechetischer Prüfung unterzogen, wobei man ihnen von mancherlei Seiten her schwierige noch unentschiedene Fragen zur Beantwortung aufwarf, und sie so, — um die Mehrheit der Stimmen für sich zu erlangen, was sie nun einmal als Candidaten wünschten, — zu Antworten nöthigte, welche einer mehrfachen Deutung fähig waren! Ist das Freiheit der Ansichten? so erzieht man Diplomaten, aber nicht Volksvertreter. Instructionen gibt man Polizeibeamten, aber nicht Bürgern, die nach freiem Gewissen ihr Wort zum Besten ihres Vaterlandes abgeben sollen. Man hat sie gewählt, weil man ihnen vertraut; man wähle sie nicht, wenn man ihre Gesinnung bezweifelt, wenn man keinen Grund hat, ihnen zu vertrauen. Die Geschichte wird über sie richten. Persönliche Bekanntschaft oder die öffentliche Meinung sind die einzig möglichen Anhaltspuncte — Rechtschaffenheit die einzig sichere Grundlage. Glaubt man, daß sie durch eine Versicherung des Candidaten, die er öffentlich abgibt, verbürgt sei? Man wird sich also

vorläufig — bis sich die Kräfte und Tendenzen durch die That gezeigt haben — wohl an die allgemein menschlichen Kennzeichen halten müssen. Und da gibt es ein paar sehr brauchbare, am Prüfstein des Lebens bewährte. Wer überhaupt, sei es für oder wider was es wolle, mit Leidenschaft spricht, hat schon die Voraussetzung des Kenners gegen sich — wer mit Ruhe, hat sie für sich; Wärme für die gute Sache ist nicht Leidenschaft, — im Gegentheil, sie wird den, der sie fühlt, am gewissesten zur Selbstbeherrschung bringen, weil ihm die Sache heilig ist, und er die ganze Größe der Gefahr des Augenblicks empfindet, in welchem er sich hinreißen lassen könnte. Wer überhaupt, gelte es dies oder jenes, mit beständigem Tadel, ja gerne mit Spott und roher Verachtung spricht — hat nicht nur die Voraussetzung, hat schon das Urtheil des Menschenkenners gegen sich; anerkennen und achten ist das nie fehlende Attribut des achtungswerthen, des verständigen Mannes; das Verfehlte tadeln fordert nur Mißtrauen, Anmaßung und oberflächlichen Blick, das Gute erkennen verlangt ein gründliches Eingehen und einen gereinigten Willen. Wer sich überall vordrängt, wer Alles verspricht, sich in Alles mengt. — hat die Voraussetzung gegen sich; denn wer die Wichtigkeit seiner Mission erkennt und fühlt, wird bescheiden seine Kräfte wägen, wird nicht mehr zusagen als er hoffen kann, und nicht mehr hoffen als er vermag, wird seinen Kreis ausmessen und sich glücklich preisen, wenigstens diesen, sei er auch klein, nach Maß auszufüllen. Nach solchen Merkmalen forscht, nach ihren Ergebnissen wählt, — und noch

Eins: verwechselt nicht Gesinnung und Ansicht. Gesinnung ist's, auf die es ankommt, die zum Charakter eines Menschen gehört und bleibend sein muß; Ansicht ist Besitz, der erworben und gewechselt werden kann; sie gehört zur Meinung eines Menschen und kann, nach den Verhältnissen sich ändern, nicht nur unbeschadet dem Charakter, sondern sie muß oft geändert werden, um nicht die Gesinnung preisgeben zu müssen. Folgerichtigkeit in der Gesinnung ist unerläßlich, denn in ihr besteht eben der Charakter; Charakter in den Ansichten zeigen zu wollen, ist der Beweis kleinlicher Beschränktheit; denn wie soll die Wahrheit gefunden werden, wenn der Irrthum nicht anerkannt wird?...

So viel von den zu Wählenden! über das hinaus laßt ihnen Freiheit, Freiheit wie Ihr sie selber wollt. Aber nicht nur sie, auch Ihr müßt frei bleiben bei Eurer Wahl; nicht nur die Wahl, auch das Wahlprincip muß ein freies bleiben. Und warum soll es nicht? entweder hat der Wähler eine Richtung im Auge, in der nun einmal ihm das Heil des Vaterlandes zu liegen scheint, — gut! so wähle er den, der sich — mit oder ohne Programm — auch dazu bekennt; oder er hat keine, und wünscht nur vom Herzen, daß, auf irgend einem Wege, eine gefunden werde, — glaubt, daß es zweckmäßig sei, mehrere Wege einzuschlagen, die Sache von mehreren Seiten zu beleuchten, auch gut! so laßt ihn nach seinem Belieben aus verschiedenen Farben wählen! vielleicht geht eben aus dem Conflicte der Kräfte die Wahrheit am reinsten, am bleibendsten hervor. Also nochmals: Freiheit der Wähler, Freiheit der Gewählten, Freiheit der Wahl!

Ein weiteres Haupt-Erforderniß, das wir noch zu häufig vermissen, ist: ein geregeltes parlamentarisches Verfahren. Geht nach England! lernt dort in den Clubbs und Meetings, bis auf die spielendsten herab, wie man Besprechungen organisirt. Kaum sind auch nur ihrer zehn Leute beisammen und wollen debattiren, so ist auch schon ein Vorsitzer, ein Ordner und ein Schriftführer gemacht, eine Glocke bei der Hand, ein Protocoll aufgenommen, Sessel gestellt, — die Sache geht nach der Schnur, und Niemand zweifelt, daß es so sein muß, — so wenig als der Rechner am Einmal Eins. Nenne das Niemand Pedanterie! Diese Form ist so wichtig als das Wesen, weil das Wesen in ihr involvirt ist, und sich aus ihr entwickelt. Das Rechnen ist nicht die Aufgabe, aber durch das Rechnen wird die Rechnungsaufgabe gelöst. Und vollends in Epochen des constitutionellen Werdens, des Uebergangs in den neuen Zustand, wie bei uns, ist gerade dieser der wichtigste Punct: denn er ist — das Gesetz v o r dem Gesetze. Und worin liegt denn das Gefährliche des Uebergangs bei Revolutionen, als eben in dem Mangel eines Gesetzes vor dem Gesetze? in dieser, wenn noch so kurzen, doch kaum zu vermeidenden provisorischen Anarchie, auf deren Gefahr, auf deren Ungesetzlichkeit der absolute Conservativismus, die lauernde Reaction, seine ermahnenden Besorgnisse, ihre heuchlerischen Warnungen zu begründen wissen?

Belehrung des Volkes über die ihm neuen Zustände und Begriffe ist ein weiterer, vielleicht eben so wichtiger Punct. Es geschieht bei uns viel für sie; ob aber im

rechten Sinne und Tone? wimmelt es nicht in allen zu diesem Zwecke bestimmten Schriften von Unklarheit, Irrthümern, falschen Verlockungen? bediene man sich doch, zumal in Volksschriften, schlichter deutscher Ausdrücke, wenn man die fremden entbehren kann, welche ein großer Theil der Leser nicht versteht, mißdeutet, mißbraucht, und wodurch dann, mehr als man glaubt, Verwirrung in den Begriffen, Hader und Zweifel in den Meinungen und alle traurigen Folgen derselben veranlaßt werden. Wozu fremde Worte, wo deutsche vorhanden sind? wozu vornehm klingende Phrasen, wo der einfache Ausdruck klarer spricht? wozu Modeworte und Moderedensarten, welche nur das Selbstdenken abgewöhnen, Dünkel einflößen, die Nachahmung allgemein machen, und den Wahn erzeugen, man habe etwas gesagt, wo man nichts gesagt hat, — man sei mit der Zeit im Einklange, wo man nur der Affe von Affen ist? Die „Proletarier und das Proletariat" haben eine Wichtigkeit erlangt, die für die Regierungen und Gemeinden — weiß Gott! — ernsthaft genug geworden ist, und welche die „Taglöhner und die Armuth" schwerlich je erreicht hätten; der „Census" hat vielleicht die Gespräche über die Wahlanordnungen mehr verwickelt und verwirrt, als es die einfache „Abschätzung" gethan hätte; auf eine „breite Basis," die wir alle Tage zu lesen und zu hören bekamen, läßt sich freilich viel bauen, Kraut und Rüben, Rosen und Disteln; besser wär's wohl, man sagte uns lieber gleich, welche Basis wir brauchen, ich dächte, die der „größtmöglichen gesetzlichen Freiheit;" „Intelligenz und Besitz" sind vortreffliche Dinge und sehr

schön klingende Ausdrücke, wenn man nur deutlich wüßte, wo sie anfangen und aufhören: ob die Intelligenz vor oder nach dem Reichthum? „Die pyramidale Form des Staats" wird wohl nichts anders bedeuten, als daß die Grundfläche der Gesammtheit, der Möglichkeit einer Gesetzgebung und Vollstreckung wegen, sich in immer ausgewähltere Kreise und zuletzt in einen Ausgangspunkt des Vollzuges vereinigen müsse, — eine Form, die auch ohne plastische Darstellung sich wohl für alle wahre Verfassung vou selbst verstehen dürfte; der ewig und in allen Sphären wiederholte „Zopf" fängt, Gott sei Dank, schon selbst an, zum Zopf zu werden, und wird denn hoffentlich mit andern derlei Modeworten, deren Verkehr so wohlfeil aber auch so Cours herabsetzend ist, als Wort und Sache bald gänzlich verschwinden und wie er es verdient, vergessen sein! Ich habe nur ein paar solcher Wort-Beispiele angeführt, die der tägliche Verkehr gerade aufdrängt; möge man sie vervollständigen, abschaffen und sich eines ehrlichen, schlichten und offenen Deutsch bedienen!

Noch ein Hauptübel, an welchem wir gelitten haben, aber Gottlob, wenn nicht die Zeichen trügen, bereits weniger leiden werden, je mehr wir auf dem Wege der Oeffentlichkeit uns kennen und verstehen lernen, — ein Uebel, welches uns schon so oft zur Last gelegt wurde, daß ich es nur erwähne, um es nicht unterlassen zu haben, mit den Stimmen aller Gutgesinnten die meine zu vereinen; — ich brauche es kaum zu nennen, das von Allen, die es ehrlich meinen, verabscheute, getadelte Miß-

trauen, den Mangel an Gemeingeist und Offenheit! Vertrauen ist das kennzeichnende Merkmal der Guten, das einzige Mittel, das Schlechte zu besiegen, es ganz eigentlich durch Verneinung zu vernichten. Mißtrauen ist ein Zeichen der Feigheit oder Beschränktheit. Muth und freies Bewußtsein stellen sich offen dem offenen Gegner ins Antlitz; einen versteckten kennen sie gar nicht, setzen ihn nicht als möglich voraus; wollen nichts von ihm wissen; wozu auch, in einem freien Staate, wo Jeder hintreten und sagen darf: so denke ich! das will ich!? Wie lächerlich, wenn es auf dieser Seite ewig von Ohr zu Ohr lispelt: „Wühlerei! Aufwieglung!" auf jener eben so wichtigthuend: „Reaction!" wem fielen da nicht die beiden Weiber der Fabel ein, die, im Hohlwege nächtlich sich begegnend, sich gegenseitig mit den Laternen für Gespenster hielten, und zitternd die ganze Nacht durch stehen blieben, bis der Tag sie als das, was sie waren, als alte Weiber darstellte? Also offen mit der Sprache heraus! aber auch nicht Jeden, der nicht A oder Z sagt, mit dem beliebten farblosen Ausdruck der „Farblosigkeit" bezeichnet und mit Mißtrauen angesehen! Es gibt auch noch Buchstaben B, C, D, E u. s. w. in hübscher Zahl, und es wurde schon früher in Erinnerung gebracht, daß die liberale Gesinnung Raum genug habe für die verschiedenst nüancirten Ansichten, — daß Freiheit im Staate auch Freiheit der Meinungen in sich fassen, ja achten und beschützen müsse! — Vertrauen schließt — im Vorbeigehen gesagt — zur großen Förderung des „Vorwärts" auch die Bevollmächtigung tüchtiger Männer in sich, denen man

als vorzugsweise Berufenen, gewisse Missionen anvertraut. Wie oft habe ich die besten Pläne in einzelnen Angelegenheiten scheitern, die schönsten besonders schriftlichen Entwürfe verderben gesehen, — weil man sie, vor lauter Sorgfalt, daß nur ja Jeder seinen Text dazu gebe, in vollen Versammlungen berieth und wieder berieth, und entweder verwarf oder so zerzauste und zerwühlte, daß sie nicht mehr waren, was sie sein sollten, oder die Zeit versäumte, in der sie noch wirken konnten! versammelt man, wenn es einen Schlachtplan gilt, zwanzig Feldherren, um ihn zu entwerfen? läßt man, um ein Trauerspiel hervorzubringen, zwanzig Dichter zusammentreten? um ein Gebäude aufzuführen, zwanzig Baumeister den Plan machen? kann eine Stimmenmehrheit jemals über ein organisch gedachtes und gegliedertes Werk entscheiden? was für Werke würden da das Licht der Welt erblicken! also auch hierin Vertrauen und Vollmacht! wer eine Sache versteht, der sei nicht gehindert, er sei gefördert, zum Wohle des Ganzen zu wirken!

Ueberhaupt aber: wirken und nicht reden! das sei die Schlußmahnung, die wir den Andern — und uns selbst zurufen wollen! getadelt ist leicht und bald, und entmuthigt und reizt, statt zu fördern; was jetzt zu thun ist, auf meinem Platze zu thun ist, — um das handelt es sich, auf das kommt es an! Schweigen und Handeln — bezeichnet den Mann, Schwatzen und Zweifeln den Schwächling, das Weib. Männer aber bedarf die Zeit. Jeder mahnt den Andern an seine Pflicht, — ich eben jetzt gleichfalls; und wer thut die seine? Freilich, sich reden

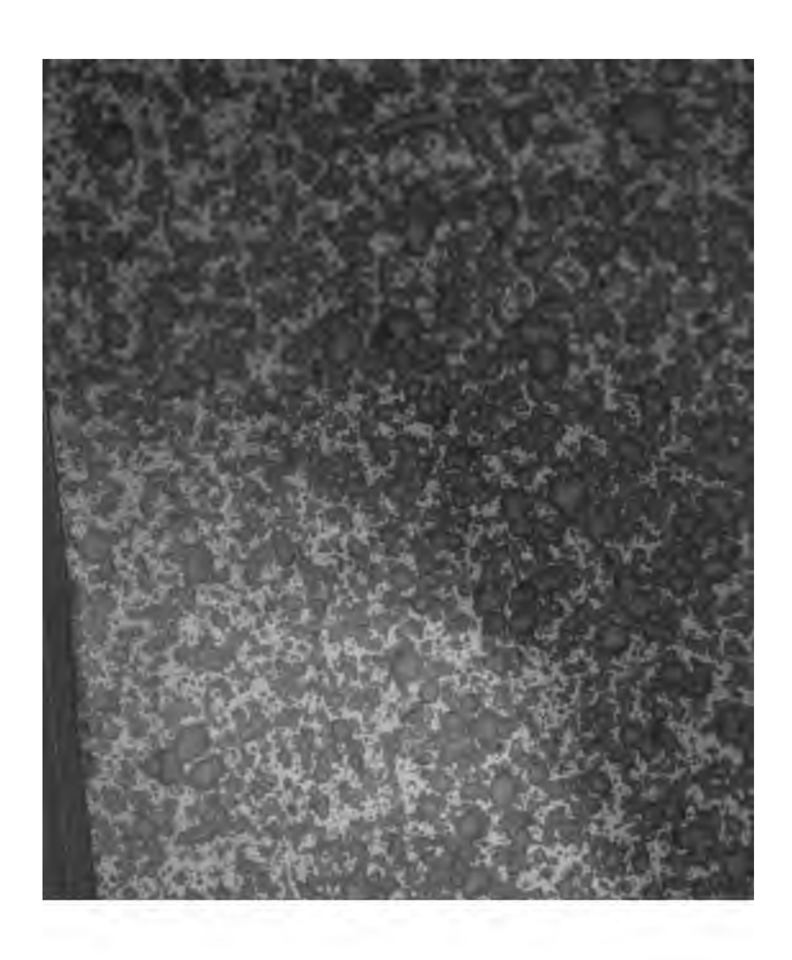
hören, darüber noch das Lob einernten, sich patriotisch betheiligt zu haben, ist behaglicher als ohne Anspruch, im Stillen, das Seine zu thun. Welche Lorbeern habt Ihr für den, der, im entscheidenden Momente, wo die Hauptsache drängt, auf die Lust, seine Nebensache, die ihm vielleicht ans Leben geht, anzubringen, verzichtet, und lieber schweigt, als den gemeinsamen Fortschritt aufhält? der seine Ansicht, auch die schon geäußerte, offen aufgibt, wenn er sich einer bessern belehrt? der auf's Recht haben verzichtet, weil er das Rechte haben will, und mit allen, auch den Gegnern, es ehrlich und ängstlich sucht? der nicht mitspricht, wo er sich nicht bewußt ist, durch sein Wort wirklich etwas aufklären, der Sache nützen zu können, — der aber dort handelt, wo seine Kraft von seinen Mitbürgern gefordert wird? Seine Lorbeern blühen unsichtbar, aber ewig.

Und nun zum Schlusse dieser hastig aus dem nächstliegenden Stoffe aufgegriffenen, zerstreuten Bemerkungen und gutgemeinten Erinnerungen, die freilich noch lange nicht alle Mißverständnisse berühren, die zu berichtigen wären, nur das Eine, wichtigste Wort: ein rechtlicher Charakter und ein besonnenes Denken — das sind die Grundbedingungen, ohne welche das große Werk, an dem unser Vaterland baut, nicht vollendet werden kann, oder, im Innern morsch, wieder zerfallen würde. Auf den Menschen beruht alles Menschliche; wie sie sind, so wird ihr Werk werden, in ihrem Charakter liegt das Loos der Erde.

Möge man diese Wahrheit aus dem Munde des scharfsinnigsten Denkers der Neuzeit hören, — um den

Worten dieses flüchtigen Tages-Aufsatzes eine nachhaltige Kraft zu verleihen: „Ist eine Verfassung gebildet oder verbessert, so hat sie ihre Kraft und Stärke nicht in ihrer logischen Consequenz, nicht in der klugen Berechnung der Interessen, nicht einmal in der Energie, womit sie von Einzelnen in Gang gesetzt und gehandhabt wird, — sondern sie hat sie in dem wirklichen Willen der Menschen: und diese müssen dafür gewonnen sein, oder sie werden ihr, trotz aller jener Vorzüge, durch Inconsequenz, Thorheit und Bosheit fortwährend Gefahr drohen. Ruhen kann sie nur auf zwei Stützen; diese sind: Bildung des Volkes zu einer öffentlichen Meinung, worin ein richtiges Urtheil vorherrsche, und guter Wille der Oberhäupter, befestigt durch ein echtes Ehrgefühl gegen Schmeichelei und Ueppigkeit; wer diese zwei Stützen für unnöthig hält, der mag über Verfassungen mit gleichem Glücke brüten, wie über ein Perpetuum mobile. Die Geisteskraft und die sittliche Würde in einer Nation ist der letzte Grund und die einzige Bürgschaft aller Möglichkeit ihres gesellschaftlichen Bestandes.“

Inhalt.





DATE DUE			

